Landes-
bibliothek
Coburg

Marie Christiane Benedicte Naubertin.

~~XII~~ IIIa

5188

a

19

Coburger Landes-Bücherei

LB
Gab

Werner,

Graf von Bernburg.

Coburger Landes=Bücherei

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1790.

Landes-
bibliothek
Coburg

Graf Werner
von Bernburg.

Erstes Kapitel.

Das Schloß zu Meissen.

Die Geschichte, sagt ein Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, ist eine sittsame Matrone, zu stolz oder zu bescheiden mit Reizen zu prangen, welche den ernsten Blick der Wahrheit nicht aushalten können; die Sage eine junge muthwillige Dirne voll Begierde zu gefallen, und unbekümmert wo sie ihren Schmuck erborgt, wenn nur ihr Zweck erreicht wird.

Da ich euch, meine Leser, ganz offenherzig bekenne, daß nicht die erste, nur die andere, ein wenig von ihrer ersten Schwester unterstützt, bey diesen Blättern meine Leiterin seyn soll, so wißt ihr, was ihr von denselben zu erwarten, und in welchen Stunden ihr sie zu lesen habt, und ich darf ohne Furcht vor eurem Tadel die Sage von **Luitgard**, der Fürstentochter, und **Erich**, dem Unbekannten beginnen, welche so innig mit der Geschichte des Helden verwebt ist, dessen Namen ihr auf dem Titelblatte leset, daß man keine ohne die andre erzehlen kann.

Durch mehr als sieben verflossene Jahrhunderte ward sie zwar vielleicht ein wenig entstellt, aber doch nicht ganz von aller Wahrscheinlichkeit entblößt oder ganz der Wiedererzählung unwürdig gemacht.

Marggraf Eccard von Meissen und Thüringen, der Weise, der Held, der Unterstützer des ersten Throns von Europa, von Henrichs und Ottos ewigen Fehden ermüdet, kehrte um das Jahr 983 als Sieger auf das Schloß zurück, welches er an den Ufern der Elbe hatte. Es lag in einer der Gegenden, die man noch jetzt für die schönste unsers Welttheils hält, und Kenner des Alterthums werden euch noch Spuren von dem zeigen, was es damals war, eine stolze Veste, auf der Stirn eines Bergs erbaut mit lachenden Aussichten auf Rebenhügel, fruchtbare Thäler, Waldungen und Dörfer, denen der majestätische Strom, der sich langsam durch die bunte Gegend wälzt, ein zauberisches Ansehen giebt. Die Burg, auf welcher Eccard mit seinem Gefolg seinen Einzug hielt, war es nicht unwerth auf einer so reizenden Stelle zu stehen, sie zierte die Gegend umher, und ihre Mauern, mehrern Jahrhunderten unzerstörbar, flößen eine gewisse Idee von Sicherheit und Ruhe ein, welche in den damaligen streitsüchtigen Zeiten dem friedlichen Theil

des Menschengeschlechts nicht unangenehm seyn konnte.

Selbst dem Marggrafen, ungeachtet er einer der streitbarsten Helden seiner Zeit war, schien dieser Gedanke Freude zu machen, er faßte die Pfoste des starken Thors, als es jetzt über ihn zusammen wölbte, und fragte Herzog Bernharden von Sachsen, der ihm zur Seite ritt, mit frohen Lachen, ob ein solches Bollwerk nicht der besten Verschanzung im Lager vorzuziehen sey? Nach überstandner Gefahr, antwortete der heldenmüthige Bernhard; Nur Gefahr lehrt uns Sicherheit schätzen, und Eccard würde so wenig als ich zwischen seinen Felsenmauern bleiben wollen, wenn draussen der Krieg tobt. Graf Siegfried von Nordheim, Eccards Gefärthe auf der andern Seite, meynte, lästig sey es doch immer, sich um fremder Fehden willen im Felde herumtummeln zu müssen, wenn man daheim guten Frieden haben könnte. Nichts ist uns fremd, erwiederte Eccard, was das teutsche Reich und seinen Beherrscher angeht, ein König so gut und brav wie Otto, verdient noch wohl, daß das Blut seiner Fürsten und Freunde für ihn fliesse.

Sie kamen jetzt aus der kalten Dunkelheit des tiefen Thorgewölbes in den weiten Vorhof, der sich auf die Nachricht, wer im Anzug sey,

schnell mit einer Menge jauchzenden Hofgesindes belebte. Man hatte Eccards Ankunft zwar heute, aber einige Stunden später, erwartet, und über die Zubereitungen, die alle zusammen, und jedes insonderheit, machte, einen geliebten Fürsten zu empfangen, war man von dem Kommenden überrascht; alle seit Wochen ausgedachte Feyerlichkeiten wurden nun zurück gesetzt, und nur die schönste unter allen, der Ausdruck ungekünstelter Freude, die Wonnethräne im Auge, und die nach dem lang Vermißten ausgestreckten Arme machten den frohen Willkommen, ein herrlicher rührender Empfang, dessen Werth der biederherzige Marggraf mit Kaiser Ottens Krönungsfeyerlichkeiten nicht vertauscht hätte.

Eccard bot seinen hohen und niedern Dienern die Hand, so wie sie sich zu ihm drängten, verschmähte die Bewillkommung keines einigen, aber freylich gegen keinen wallte sein Herz so hoch empor, als gegen die kleine Luitgard, welche ihre Hofmeisterin nicht von dem gedrängvollen Schloßplatz hatte zurück halten können, die ihrem Vater mit der jauchzenden Menge entgegen gestürzt war, und die jetzt von einem der Knappen zu ihm aufs Pferd gehoben ward.

Luitgard war bereits vier Jahr, und klug, und gefühlvoll genug, die Freude eines solchen

Wiedersehens zu schmecken. Sie schmiegte ihre kleinen Arme um den Nacken des geharnischten Helden, und verkannte sein Gesicht nicht durch das entstellende nur halb geöffnete Visier. Seine Thränen beantworteten das süße Geschwätz der holden Kleinen, die auch jetzt, da er abgestiegen war, nicht von seiner Hand wollte, und ihren kleinen Arm in die Höhe hielt, um auf der andern Seite von Herzog Bernharden, den sie wohl kannte, und nach ihrem Vater am meisten liebte, geführt zu werden.

So zogen sie in die untere Halle; ein kühles hohes Gewölb mit Fahnen und Ritterharnischen behangen, welches den Fußtritt der Gewaffneten, so wie sie eintraten, von allen Seiten zurück gab. Luitgard! mein Kind! meine Einzige! rief hier der entzückte Vater, als sie von neuem seine Knie umfaßte, und bittend aufsah, wieder in seine Arme genommen zu werden. Nun ganz meine Einzige, da deine Mutter nicht mehr ist, da diese kalten Mauern nicht mehr von ihrer süßen Stimme wiederhallen, da nicht mehr sie dem ermüdeten Streiter entgegen eilt, seine Waffen zu lösen, und seine Wangen zu kühlen!

Luitgard weinte beym Namen ihrer Mutter und schluchzte, es sey sehr lange, daß sie sie nicht gesehen habe, man sage, sie sey tod, aber

sie hoffe, sie würde wohl noch leben und wiederkommen, da ja ihr Vater auch wiedergekommen sey.

Eccards Herz brach bey diesen Worten. Nehmt sie von mir, die kleine Quälerin, rief er den Frauen zu, welchen die Aufsicht über das Fräulein aufgetragen war, und lehrt sie das Herz ihres Vaters eher heilen, als von neuem verwunden!

Zweytes Kapitel.

Namen, die man in der Folge oft hören wird.

Der Marggraf fühlte und dachte nichts als seine entschlafne Gemahlin, welche ihm der Tod während seines letzten Heerszugs entrissen hatte, fühlte und dachte nichts, als die letzte ach mit so viel trüglichen Hoffnungen des Wiedersehens verbundene Trennung auf dieser Stelle, ihre süße alles belebende Gegenwart, und die todte Einsamkeit, die ihn, jetzt, da sie fehlte, mitten im Kreis seiner tapfern Freunde umgab.

Des Nachts beym Trunk, fing Luther von Bernburg an: Marggraf, so können die Dinge nicht bleiben, ihr müßt eurem Schloß wieder eine Hausfrau, eurem Kinde eine Mutter geben.

Das Land ist nicht arm an schönen Jungfrauen, und kein Fürst wird euch seine Tochter versagen. Ich selbst habe eine Schwester, welche ich euch anzutragen kein Bedenken tragen würde, wenn sie nicht schon verlobt wär. — Verlobt? Graf Luther? fragten einige der jungen Ritter mit Eile, die schöne Waldburg verlobt?

Verlobt zum Kloster, zu meinem größten Kummer, versetzte der Graf von Bernburg. Ich misse sie ungern aus meinem Hause, welches nun schon seit acht Jahren so verödet ist, wie dieses. Waldburg hat die Stelle meines verstorbenen Weibes wohl vertreten, und mein Sohn Werner ist unter ihrer Zucht groß und tugendlich geworden. Gern hätte ich sie an einen wackern Fürsten vermählt gesehen, und mein Sohn Werner, ihr Liebling, wär denn ein Theil ihrer Mitgabe geworden. Aber wer darf es wagen, dem Himmel ein Opfer zu rauben!

Eccard schwieg zu diesem, wie zu dem meisten, was diese Nacht gesprochen ward, aber Herzog Bernhard und der Graf von Nordheim sprachen von der Schwester ihrer Gemahlinnen, der schönen Hatteburgis, und liessen sichs nicht undeutlich merken, daß sie wohl wünschen wollten, durch sie Brüder des Marggrafen zu werden. Hatteburgis war eine junge, reizende Wittwe von zwanzig Jahren; ihr Vater, Dado,

ein vornehmer thüringischer Herr, und ihr verstorbener Gemahl, dessen Namen die Geschichte nicht meldet, machten sie der Hand eines Fürsten wie Eccard nicht unwürdig, auch gab ihr die Verwandtschaft mit dem Herzog von Sachsen und dem Grafen von Nordheim ein Recht, bey einer zweyten Wahl ihre Augen nicht herabzusenken, sondern zu erheben.

Was heute bloßer Wunsch, was vielleicht nur halber Scherz war, wurde in den nächsten Tagen Ernst und was Marggraf Eccard in den nächsten Tagen unbeantwortet ließ, dem fragte er in den nächsten Monaten ohne Veranlassung näher nach, so daß noch kein Jahr seit dem Tage seiner Wiederkunft vergangen war, als die Muthmassung, die schöne Hatteburgis könne wohl einst Marggräfin von Meissen werden, sich in Gewißheit verwandelte, und die stillen Hallen von Eccards Residenzschloß von geschäftigen Zubereitungen zum Empfang der neuen Gebieterin wiedertönten.

Der Marggraf, durch Vermittelung seiner künftigen Schwäger seiner Sache längst gewiß, zog nach Nordheim, wo die schöne Wittwe bey ihrer Schwester lebte, und kehrte bald darauf, als der Gemahl der reizenden Hatteburgis, und als der Vater noch einer zweyten Tochter zurück.

Das Schloß zu Meissen, über dessen öde Stille man sich vor kurzem so sehr beklagt hatte, wurde nun mehr als zu lebhaft. — Die neue Marggräfin, nicht so still, sanft und fromm, wie Luitgardens Mutter, brachte mit einem grossen Gefolg lärmendes Geräusch und tausend neue Scenen mit sich, und alles Hofgesinde sagte, und Eccard und Luitgard fühlten, hier sey es nicht mehr wie sonst!

Auch bekam Luitgard mehrere Gespielen. Die junge Römhild, wenige Jahre älter als sie, Hatteburgens Tochter, war jetzt ihre Schwester; der Graf von Nordheim schickte seine Söhne, Siegfried und Benno, unter den Augen Eccards und ihrer Base erzogen zu werden, und der Marggraf, der seine Familie auf einmal so sehr vergrößert sahe, schlug dem Grafen von Bernburg, seinem alten Freunde vor, seinen Sohn gleichfalls nach Meissen zu schicken, weil der junge Werner, während seine fromme Tante das Leben der Engel antrat, und sein Vater dem Geräusch der Waffen folgte, auf der verlassenen Burg unter fremder Aufsicht schlecht würde aufgehoben gewesen seyn.

Hier war also eine Gesellschaft von fünf Kindern, von fünf bis zu zwölf Jahren, Luitgard, die jüngste, die beiden Grafen von Nordheim die ältesten, Römhild und Werner die mitt-

lern; eine Aufgabe für eine Meisterhand zu Zeichnung mannichfaltiger Kinderscenen, welche bey den sehr verschiedenen Charaktern, bey den verschiednen Verhältnissen, in welchen sie sich täglich befanden, interessant genug, und für die Folge der Geschichte fast nothwendig seyn möchten. Glücklicher oder unglücklicher Weise fühlen wir unsre Schwäche in diesem Stück zu lebhaft, um uns hiebey aufzuhalten, und wir sagen unsern Lesern also nur dieses: Jede von allen handelnden Personen zeigte frühzeitig, was sie werden sollte. Luitgard, die stillste und frömmste unter ihren Gespielen, und der friedsame Werner, von einer Klosterjungfer bis in sein neuntes Jahr erzogen, waren immer die Unterdrückten, indeß die muthwillige Römhild, das verzogene Kind einer partheiischen Mutter, die Herrschaft führte, und von einem natürlichen Instinkt gelehrt, frühzeitig die Eroberin gegen die Grafen von Nordheim spielte, Luitgarden jeden Blick, den sie von ihnen erhielt, beneidete, und ihr die Gesellschaft des kleinen Werners nur darum gern gönnte, weil sie ihn verachtete, weil er für sie zu blöde und nachgebend war. Um eben dieser Eigenschaften willen war er Luitgarden gar ein lieber Gefährte, und die Herzen beider Kinder verbanden sich in dem Grade immer fester mit einander, als Furcht

und Widerwille sie nöthigte, die wilden Grafen von Nordheim und Römhilden zu fliehen.

Drittes Kapitel.

Die Kaiserinnen.

Kaiser Otto der andre war gestorben; das Geschäft seinem unmündigen Sohne den Thron zu erhalten, rief alle Fürsten, die es mit dem Haupt des teutschen Reichs redlich gemeynt hatten, rief also auch Marggraf Eccarden nach Wormbs, wo die Krönung des kleinen Königs, schnell, ehe diejenigen, vor welchen man sich zu fürchten hatte, Hinderung einstreuen konnten, veranstaltet war. Luitgardens Vater trennte sich zum erstenmal von seiner schönen Gemahlin, empfahl ihr Liebe gegen seine Tochter, dieser Gehorsam, und allen Einigkeit, welche, je älter Römhild und die Grafen von Nordheim wurden, immer seltner unter den Kindern ward. Dem jungen Werner hätte er mehr Muth und Lebhaftigkeit empfehlen mögen, sich und seine kleine Spielgefärthin vor den Zudringlichkeiten der andern zu schützen, aber was würde denn vollends aus dem Burgfrieden geworden seyn! — Man sieht es in gewissen Jahren oft zu

gern, wenn die Knaben still und friedliebend sind, ohne zu bedenken, daß aus diesen duldsamen leidenden Maschienen einst unthätige muthlose Männer werden müssen, welches doch bey Wernern nicht im strengsten Verstande geschah.

Graf Eccard kam nach Wormbs, wo sich schon mehrere Fürsten versammelt hatten, einem dreyjährigen Kinde den Eid der Treue zu leisten, und anzugeloben, ihm die Krone zu erhalten, welche zu behaupten der kleine König selbst noch zu schwach war, der kaum wußte, was mit ihm vorgegangen war, als ihn die Bischöfe von Mainz und Ravenna nach vollendeter Feierlichkeit wieder in die Arme seiner Mutter und Grosmutter lieferten.

Da diese beiden Damen in dieser Geschichte ihre Rolle zu spielen haben werden, so erlaube uns der Leser, sie ihnen jetzt bey ihrer ersten Erwehnung zu nennen; — und sie zu schildern, würden wir hinzu setzen, wenn bey den Namen zweyer berühmten allgemein bekannten Frauen Schilderung nöthig wär, und wenn sich nicht auch demjenigen, welcher zuvor nie von ihnen gehört hat, ihre Charaktere in der Folge aus ihrer Art zu handeln entwickeln müßten.

Die Grosmutter des jungen Otto war die edle Adelheit, eine italiänische Prinzessin, die Wittwe Otto des großen, eine Dame, welche

durch Schönheit, Klugheit, Tugend, und die so seltenen als traurigen Schicksale ihrer Jugend, sich vor allen Fürstinnen ihrer Zeit auszeichnete. Jetzt war sie, ungeachtet des ehrwürdigen Namens Grosmutter, noch nicht viel über vierzig, und so schön, daß sie fast die reizende Theophanie, welche kaum die Hälfte dieser Jahre erreicht hatte, neben sich verdunkelte; wenigstens, wenn Größe der Seele, wenn Tugend und Menschenliebe einem schönen Gesicht einen überwiegenden Reiz beylegen können, so mußte die junge Kaiserin Theophanie ihrer edeln Schwiegermutter den Rang lassen.

Theophanie, Ottos Mutter, eine griechische Prinzessin, schön wie ihre Landsmänninnen fast immer sind, erhöhte ihre Reize durch keinen innern Werth, aus ihrer hochgebildeten majestätischen Gestalt sprach mehr Stolz als tugendhafte Würde, ihr Auge strahlte Scharfsinn und schlaue Arglist, und auf ihren Lippen saß spottender Witz, nicht die sanfte schmeichelnde Beredsamkeit, welche den Mund der Weiber so unnennbar verschönert. Ob sie den lächelnden Knaben, ihren Sohn, der ihr jetzt als gekrönter König wieder in die Arme geliefert wurde, liebte, wissen wir nicht; daß sie seinen Vater nie geliebt, und ihm, einem der liebenswürdigsten Fürsten Deutschlands, bey seinem Tode

kaum die Thränen des Wohlstands geweiht hatte, das ist ausgemacht.

Auch jetzt bezeichnete sie ihren zweydeutigen Charakter, durch die Art, mit welcher sie den Bischöfen ihre wohlgesetzte Rede beantwortete. Ehrwürdige Herren, sagte sie, mein Sohn der König ist zu jung, um diesen Aufwand von Worten zu schätzen, und ich, eine Griechin, zu gewöhnt an nachdrucksvolle Kürze, um euch eure Mühe zu danken. Der wirklich der höchsten Ehrerbietung würdige Bischof Willigis von Maynz wandte sich, ohne Theophaniens übermüthige Rede zu beantworten, an die Kaiserin Adelheit, und empfahl ihr im Namen des deutschen Reichs, Sorgfalt und Pflege des unmündigen Königs, mit nach der damaligen Sitte nicht minder weitläuftigen Worten, und Adelheit, eine Italiänerin, deren Ohr wahrscheinlich nicht minder verwöhnt war, als das der stolzen griechischen Schönen, verband die Geduld, mit welcher sie alles anhörte, was man ihr vortrug, noch mit der verbindlichsten Antwort, welche bewies, daß nichts, was ihr vorgetragen worden war, ihrer Aufmerksamkeit entgangen sey. Sie versicherte am Ende, daß sie mit Freuden die Sorge für den jungen König allein über sich nehmen, und die Mutter des

klei-

kleinen Otto gern der Mühe überheben wollte, für das Beste ihres Sohns zu wachen; ein Erbieten, das von Theophanien mit einem spottenden Lächeln aufgenommen und nicht beantwortet wurde. Kaum konnte sie der Kaiserin Adelheit das Vergnügen gönnen, ihren Enkel zu küssen, und zu segnen, sie riß ihn schnell aus ihren Armen. Ich bin Mutter des Königs der Deutschen, sagte sie, indem sie ihn ihren Damen überlieferte, sein Wohl ist das Meinige, und sein Verlust ist mein.

Verlust? wiederholte Willigis, ja wohl gnädige Frau, Verlust seiner Hoheit drohet unserm König, und Verlust seiner Person uns. Wir haben Ursach, seiner wohl wahr zu nehmen, da es ihm bey seiner hülflosen Kindheit nicht an gefährlichen Feinden fehlt.

Wie wohl ich ihn zu verwahren wissen werde, erwiederte die lächelnde Theophanie, dies sollt ihr bald erfahren. Die innern Zimmer meines Pallasts, in welchen ich ihn verborgen halten werde, sind so fest verschlossen, daß weder ihr noch sonst jemand in dieselben dringen, oder mir meinen Liebling entreissen soll, bis er der weiblichen Aufsicht gänzlich entwachsen, und männlicher Zucht bedürftig seyn wird.

Mit tausend tändelnden Liebkosungen für den kleinen Otto wurden diese Worte begleitet.

Adelheit sah sie mit verbissenem Unwillen an; sie wußte sehr wohl, daß dieselben nicht eben dem Sohne Otto des andern, sondern nur dem König der Deutschen galten, welcher freylich auf seine Mutter einen Theil seiner Hoheit zurückstrahlte, und von ihr also geschätzt zu werden verdiente. So lange als Theophaniens Gemahl lebte, wurde der junge Prinz so wenig geachtet als sein Vater, ruhig blieb er in den Jahren, da Kinder die zärtlichste Pflege bedürfen, der Aufsicht seiner Großmutter überlassen, indessen seine leichtsinnige Mutter den Vergnügungen in Italien nachhing. Erst jetzt hatte sich Theophanie entschlossen, jene paradiesischen Gegenden, das Ebenbild ihres Vaterlands mit dem rauhen Germanien zu vertauschen, weil die ehrenvolle Krönungsceremonie ihres Sohns sie herbey rief, nur erst jetzt hatte sie es nicht unbequem gefunden, die Sorge für ein Kind über sich zu nehmen, weil — weil dieses Kind ein gekrönter König war.

In solchen Händen befand sich nunmehr Otto der Dritte, er ward von Theophaniens Damen hinweggebracht, weil er Miene machte, die kaum erhaltne Hoheit, durch einige kindische Aeußerungen zu entehren. Adelheit sah ihm mit einem bekümmerten Blicke nach, sie hatte ihn seit den ersten Wochen seines Daseyns

wenig aus den Augen gelassen, wie mußte ihr zu muthe seyn, ihn nun so schnell entbehren zu müssen!

Sie hatte mit den Bischöfen ein langes Gespräch hierüber; der von Ravenna, ganz Theophaniens Kreatur, behauptete, daß der jungen Kaiserin nichts von dem Rechte, das sie über ihren Sohn habe, zu benehmen sey, indessen der kluge Willigis zwar hierin einstimmen mußte, aber doch Trost genug für die besorgte Adelheit in dem Versprechen beybrachte, wie Otto seiner Mutter nie ganz überlassen seyn dürfe, und wie noch heute von den Ständen Verfügung getroffen werden solle, ihm, ohne Theophaniens Rechte zu kränken, Personen zuzugeben, deren Aufsicht mehr zu trauen wär, als jenem Schwarm junger leichtsinniger Griechinnen, aus welchen das Gefolg der kaiserlichen Mutter bestand.

Die Krönungsfeierlichkeiten wurden nach deutscher Weise in einem der fürstlichen Palläste mit frohen Gastmahlen beschlossen. Theophanie hatte schon, ehe man sich zur Tafel setzte, den auf Willigis Vorstellung schnell gefaßten Entschluß der Stände vernommen, ihrem König eine von ihnen selbst gewählte Hofstatt zuzugesellen, und sich mit so guter Art in densel-

ben gefügt, daß man mit ihr zufrieden seyn mußte, und dem Bischofe von Ravenna einge= stand, ihr einiger Fehler sey jugendlicher Leicht= sinn, welchen zu verbessern nur wenig Jahre nöthig wären.

Ueber der Tafel ging der Becher der Fröh= lichkeit fleißig umher, aus welchem selbst die Bi= schöfe nicht zu trinken verschmähten. Theophanie übte ihren griechischen Witz an der Neigung der Deutschen zur Trunkenheit, wovon man doch in dieser ehrwürdigen Gesellschaft noch keine Spu= ren sah, und als sie wahrnahm, daß dieses be= leidigte, so lenkte sie schnell das Gespräch auf den Lieblingsgegenstand der ganzen Gesellschaft, auf den jungen König; sie behauptete mit müt= terlichem Entzücken, in ihm habe die Natur alle ihre Gaben erschöpft, und es zeigten sich An= lagen in ihm, deren Entwickelung ihn dereinst zum größten Prinzen von der Welt machen müßten. Es war zu verwundern, wie Theo= phanie dieses an einem dreyjährigen Kinde bey so kurzem Umgange so schnell entdeckt ha= ben könne, doch jederman war von der Wahrheit ihrer Worte so überzeugt, daß es thöricht gewesen seyn würde, hier Zweifel einzustreuen, und daß es ihr wenig Mühe machte, in dem fröhlichen Rausch, welcher alle begeisterte, ihrem Liebling

jenen stolzen *) Namen zu verschaffen, unter welchem er noch jezt der Welt bekannt ist. Damals trank man zuerst auf das Wohlseyn Ottos des Wunders der Welt, ein Ehrentitel, den er nie in seinem ganzen Umfang verdienen konnte. Otto war damals ein schönes, aber die königliche Hoheit abgerechnet, ein ganz gewöhnliches Kind, und als er heranwuchs, so war seine irdische Laufbahn zu kurz, um irgend einer seiner wirklich guten und großen Anlagen eine Ausbildung zu geben, die man als ausserordentlich hätte anstaunen können.

Während Theophanie ihrer Eitelkeit in dem anbetenden Jubel, der ihrem Sohne zutönte, ein süsses Opfer brachte, hatten Bischof Willigis und Marggraf Eccard von Meissen, der bey der Feyerlichkeit des heutigen Tages eine der ersten Rollen gespielt hatte, ein sehr ernsthaftes Gespräch mit der Kaiserin Adelheit, welche wenig Antheil an den Freuden des Festes nahm, und mehr mit ihren Gedanken bey ihrem abwesenden, ihres Erachtens schlecht versorgten Enkel, als bey dem Jubelgetön war, das seinen Namen mit tausend schmeichlerischen Lobeserhebungen nannte. Sie bestand darauf, daß heute, heute noch besser für das Kind gesorgt werden müßte, welches ihren Ar-

*) Mirabilia Mundi.

men, sie wußte selbst nicht wie, entrissen worden war, Willigis nannte ihr die Namen derjenigen, welchen die sonst so eigenwillige Theophanie ohne Widerrede den Zutritt zu seiner Person verstattet hatte, und Eccard, fast so besorgt, wie die ältere Kaiserin, tadelte nur dieses, daß die Ausführung der getroffenen Anstalten auf morgen verschoben worden sey.

Ich muß ihn sehen, muß ihn in diesem Augenblick sehen, rief die immer ängstlicher werdende Adelheit, ich hoffe, setzte sie hinzu, indem sie sich zu Theophanien wandte, die Kaiserin wird keine Einwendung haben, mir den Zutritt in das Innere ihres Pallasts zu verstatten?

Wem soll dieser Besuch gelten? fragte Theophanie mit dem schmeichelnsten Ton, den sie erkünsteln konnte, nicht mir, da ich bereits das seltne Glück geniesse, an der Seite der Kaiserin Adelheit zu sitzen!

Meinen und euren Sohn, Kaiserin! — Mir ahndet Unglück von ihm, ich hoffe nur die Ungewohnheit, ihn in andern Händen zu wissen, als in den Meinigen, ist Ursach an dieser wunderbaren Beklemmung.

Ich hoffe es auch, erwiederte Theophanie, wenigstens ist er bey mir so sicher als bey euch, und kommt es darauf an, euch seinen Anblick zu verschaffen, so kenne ich zu gut seine

Schuldigkeit, als daß ich euch einen verdrüßlichen und vielleicht vergeblichen Weg nicht ersparen sollte. — Man hole den König aus meinem Pallast und bringe ihn hieher, fuhr sie fort, indem sie sich nach einer der hinter ihr stehenden Damen umwandte, er muß ohnedem dieser Versammlung seinen Dank persönlich für die Ehre abstatten, welche sie ihm eben durch Beylegung eines Zunamens erwiesen hat, welcher ihn noch bey der spätesten Folgezeit aufs rühmlichste auszeichnen muß.

Einige der anwesenden Fürsten standen auf, die Damen bey Abholung des jungen Monarchen zu begleiten, und Adelheit zwang sich indessen geduldig zu seyn.

Seine Ankunft verzögerte sich, man begunnte unruhig zu werden. Mehrere der Fürsten standen auf, dem Könige entgegen zu gehen, die Damen traten an die Fenster, obgleich die eingebrochene Nacht ihnen wenig erkennen ließ, Adelheits Herz schlug heftiger, und selbst Theophanie war nicht ohne Sorgen. Einige der Anwesenden flüsterten sich Besorgnisse zu, welche bald laut wurden, und sich darauf gründeten, daß man einige von den Vertrautesten Herzog Heinrichs von Bayern bey der Krönungsfeierlichkeit wollte wahrgenommen haben, welchem vielleicht ein Anschlag auf die Person des Königs wohl zuzutrauen seyn möchte.

Ist ein König der Deutschen mitten in seiner eigenen Stadt nicht sicher, sagte Theophanie mit bitterm Hohne, so ists eine elende Sache um eure Krone.

Wer schützte den Vater der Kaiserin Theophanie vor den Arm dessen, welcher jetzt seinen Thron behauptet? fragte Bischof Poppo von Utrecht.

Herr Bischof, erwiederte die, über diesen Wink mit Recht beleidigte Dame, mich dünkt, ihr hättet nicht nöthig fremde Dinge herbey zu ziehen, da, wenn hier ein Anschlag vom Herzog von Bayern zu besorgen seyn sollte, niemand so sehr in Verantwortung kommen würde, als eben ihr, welchem die Verwahrung dieses gefährlichen *) Mannes anvertraut ward. — Ich weis nicht, wie Poppo's Verantwortung gegen die sehr wohl angebrachten Worte Theophaniens ausgefallen seyn würde, wenn ihn nicht ein neuer Auftritt dieselbe erspart hätte. Der große Schloßplatz, welcher bisher wegen

*) Der hier erwehnte Herzog Henrich von Bayern und sein Vater waren Vettern der jüngern Ottonen, Fürsten, welche nicht ganz ungegründete Ansprüche auf die Krone hatten. Das Schwerd wider sie ruhte fast niemals, und einmal gedemüthiget, richteten sie sich immer wieder schnell empor. In der damaligen Zeit war Henrich wirklich der Verwahrung Poppos übergeben worden, der ihn aber nach Otto II. Tode heimlich frey ließ, und dadurch gefährlichen Unternehmungen das Daseyn gab.

der Besorgnisse, die jedermann in eine andere Gegend gezogen, ganz menschenleer gewesen war, füllte sich auf einmal wieder mit Leuten, das Getümmel, welches man seit einigen Minuten von fern her gehört hatte, tönte jetzt näher, und man vernahm deutlich die Worte: es lebe der König! es lebe König Otto der Dritte, der gerettete Otto, das Wunder der Welt.

Der gerettete Otto? stammelte Adelheit, welche die Angst bisher schon fast leblos gemacht hatte, und die jetzt bey der blossen Vorstellung von Gefahr, ob sie gleich überwunden war, ohne alles Bewußtseyn dahin sank. Aber Theophanie, zwar auch erfreut, aber doch weniger bewegt als die ältere Kaiserin, eilte den Kommenden entgegen, die den in Purpur gehüllten Knaben auf ihren Schultern jauchzend daher trugen, schloß ihn in ihre Arme und drückte ihn so fest an sich, als sie vielleicht noch in ihrem Leben nicht gethan haben mochte, die Gefahr, denjenigen zu verlieren, auf welchen sich ihr ganzes Ansehn gründete, hatte sie seinen Werth nur gar zu lebhaft fühlen gelehrt.

Viertes Kapitel.

Erich der Unbekannte.

Wollte ich die allgemeinen Ausbrüche der Freude und des Erstaunens, wollte ich vornehmlich dasjenige schildern, was die jetzt erwachende Adelheit empfand, als sie ihren Liebling auf dem Schooß seiner Mutter erblickte, wollte ich das verwirrte Getümmel von Fragen und Antworten, und das jauchzende Toben des Volks von aussen, und tausend andere hier leicht zu vermuthende Dinge auseinander setzen, und niederschreiben, so würden meine Leser sich noch so bald nicht aus einer verwirrten Sache finden können; die selbst den damaligen Zeiten noch lang ein Räthsel blieb, und daher von den meisten Schriftstellern nur leicht erwehnt wird. Besser ists, ihnen so kurz als möglich zu sagen, was es mit der Gefahr und der Rettungsgeschichte des jungen Otto für eine Bewandniß hatte.

Nur gar zu wahr war es, daß man auf die Person des kleinen Königs einen Anschlag gemacht hatte, der sich mit einiger Wahrscheinlichkeit auf die Rechnung des seiner Gefangenschaft entkommenen Herzogs in Bayern schreiben ließ. Otto war in dem Frauenzimmer der jungen Kaiserin schlecht versorgt gewesen, die

griechischen Damen, begieriger nach den Freudenfesten des heutigen Tages, als nach der Ehre einen schlafenden Knaben zu bewachen, hatten die Sorge für ihn, so bald er die Augen, von der ungewohnten Rolle, die er heute gespielt hatte, ermüdet, geschlossen hatte, den Sclavinnen überlassen und waren auf ihre Gemächer geeilt, sich zu den Tänzen zu schmücken, welche diesen Abend sollten gehalten werden. Da auch die Sclavinnen bis auf zwey sich von dem Bette des Kindes verlohren, da die Wache vor den Zimmern das Gesetz der Nüchternheit heute ein wenig aus den Augen gesetzt hatte, und da alle von einer Sicherheit träumten, welche so leicht gestört werden konnte, so wär der arme kleine Otto Feinden, die er nicht kannte, ein leichter Raub gewesen, wenn nicht ein guter Genius in menschlicher Gestalt an seinem Bette gewacht hätte, den man wohl unter allen seinen Wächtern am wenigsten fähig gehalten hättte, ihm zum Schutze zu dienen.

Unter den Edelknaben, welche zu Theophaniens Hofstatt gehörten, eine Schaar junger Liebesgötter, wie sie sich in das Gefolg einer Cythere schickten, zeichnete sich durch Schönheit und frühzeitige Talente vornehmlich einer aus, den wir uns freuen unsern Lesern zum erstenmal bey einer vortheilhaften Gelegenheit

vorstellen zu können, weil wir in der That wünschten, bey Zeiten ein günstiges Vorurtheil für ihn zu erregen.

Wer er eigentlich war, wußte niemand, einige nannten ihn Theodorich, und hielten ihn für einen Landsmann Theophaniens, die meisten gaben ihm den kurzen Namen Erich, den auch wir, beydes der Kürze und der Wahrheit wegen, beybehalten. Erich hatte das neunte Jahr noch nicht ganz erreicht, und alles, was er bey viel Verstand und in seinen Jahren ungewöhnlicher Ueberlegung von sich zu sagen wußte, war; er sey so lange als er denken könne, immer im Gefolge der Kaiserin gewesen, habe nie Vater oder Mutter gehabt, wie andre Kinder hätten, auch habe er elterlicher Vorsorge, bey der zärtlichen Zuneigung seiner Gebieterin für ihn, nie nöthig bedurft.

Von der Aufwartung, welche den andern Pagen oblag, war er theils seines zarten Alters, theils anderer Ursachen wegen, fast beständig ausgenommen, er blieb immer in den innern Zimmern, und sein Geschäft an diesem Tage hatte blos darin bestanden, mit dem kleinen König, so lang er munter geblieben war, zu spielen, und ihn dann zu bewachen, wie ihm von den Damen und von den Sclavinnen, denen diese Pflicht zu schwer fiel, sehr nachdrück-

lich aufgetragen worden war. Eine herrliche Anstalt! König Otto der Dritte, der gewählte und heut gekrönte Beherrscher des deutschen Reichs, unter keiner Hut als der eines neunjährigen Kindes, und zwey schlafenden Dirnen, denn dieses war ihre Lage als jetzt die Feinde einbrachen, welche sich seiner Person bemächtigen wollten.

Die trunkenen Wachten an der äußern Thür waren bereits ohne sonderliches Geräusch nieder gestossen, einige Säle, in welchen kein Mensch gegenwärtig war, zurückgelegt, und jetzt, da die Gewaffneten die Thür des Kabinets leise öffneten, wo der junge Otto schlief, war der erste Gegenstand, der sich ihnen zeigte, der kleine Erich, welcher sein zuvor mit dem Prinzen begonnenes Spiel in der Stille vor sich fortsetzte, und die Hauptrolle, die dieser, wie billig, in derselben behauptet hatte, selbst übernahm. Er hatte sich in den Purpur des gekrönten Kindes gehüllt, hatte sich mit all den Kostbarkeiten geziert, welche die zärtliche Eitelkeit zweyer Mütter ihrem Liebling an diesem Tage noch ausser dem zur Krone gehörigen Schmuck angehangen hatten, und stand vor den eintretenden Kriegsleuten in einer Gestalt, welche wirklich auffallend war.

Ich bin der König! antwortete er auf die Frage wer er sey, und die Bestürzung, in welcher jeder ist, welcher eine böse Handlung begeht, machte, daß die Räuber, welche ihm am nächsten waren, wahrscheinlich nicht gerade die klügsten oder vornehmsten, den Unterschied zwischen einem neun- und einem dreyjährigen Knaben auf einige Augenblicke vergaßen, und sich seiner bemächtigten.

Ein durchdringendes Geschrey war die Folge der Gewaltthat, und als er in dem Augenblicke wahr nahm, wie einige andere sich Ottos Lager nahten, so ward sein Sträuben so mächtig, daß man ihn los ließ, und ihm Raum gab, das ganze Spiel durch einen Streich zu vernichten, welchen ihm wahrscheinlich mehr Zufall als Ueberlegung an die Hand gab. In der Eil, mit welcher er nach Ottos Lager stürzte, um seinen Räubern zuvor zu kommen, riß er einen kleinen Tisch um, auf welchen einige brennende Kerzen standen, und begrub dadurch das ganze Zimmer in Dunkelheit. Die Räuber, in der Gewißheit, hier überall Licht zu finden, hatten ihre dunkeln Leuchten zurückgelassen, und der unbekannte Ort, an welchem sie sich befanden, machte, daß sie in der Finsterniß weder ihren Anschlag auszuführen, noch den Ausgang des Zimmers zu finden vermögend waren. Die-

jenigen, welche dem Lager des Königs die nächsten waren, machten zwar einige Versuche, ihr verruchtes Vorhaben durchzusetzen, aber sie verwickelten sich in die Vorhänge, und konnten, ob sie gleich das dumpfe Winseln eines Kindes aus der Tiefe des Bettes hörten, doch ihren Zweck nicht erlangen, da sich in dem nehmlichen Augenblick das Geschrey der erwachenden Sclavinnen, und im Vorhof das Geräusch vieler Kommenden erhob, welches sie veranlaßte, die Flucht durch Fenster und Thüren so gut als möglich zu ergreifen, die ihnen auch mit Zurücklassung eines Theils ihrer Waffen so gut glückte, daß man nicht eines einzigen mächtig werden konnte.

Die Kommenden waren diejenigen, welche ausgeschickt waren, den jungen König nach der Versammlung abzuholen, die schreyenden Sclavinnen stürzten ihnen entgegen, und die ermordeten Wächter am Vorzimmer bekräftigten das, was sie aus ihren gebrochenen Reden vom feindlichen Ueberfall vernahmen. Daß hier Anschläge auf den König zum Grunde lagen, war offenbar, ob aber derselbe geraubt oder gerettet sey, das wußte niemand zu sagen, da die Finsterniß des Zimmers und die Schlaftrunkenheit der Wächterinnen alle Beobachtung unmöglich gemacht hatten. Mit Zittern betrat

man die Schwelle des Kabinets, wo man kaum hoffen durfte, den, welchen man suchte, zu finden, wenn nicht seine weinende Stimme ihn verrathen und den Abgeschickten der Kaiserinnen Muth gemacht hätte.

Erich war im eigentlichsten Verstande Ottos Retter. Er hatte sich in der Dunkelheit besser nach seinem Lager zu finden gewußt, als seine Räuber, und war klug genug gewesen, still hinein zu schlüpfen, und sich über den kleinen König, den er in der Eil so tief er vermochte, unter die Kissen vergrub, herzubreiten, so daß der suchende Arm der Verräther immer nur ihn, und nicht denjenigen fand, auf welchen es hier abgesehen war; eine schwache Hülfe, die ohne Beystand von Aussen nicht lang hinlänglich gewesen seyn, und den edeln Knaben, der eine Heldenthat beging, ohne es fast selbst zu wissen, wahrscheinlich das Leben gekostet haben würde.

Erich merkte nicht sobald, daß die Feinde das Zimmer verlassen hatten, als er seinen Geretteten aus der Tiefe des Bettes heraus wühlte, und ihn durch Liebkosungen zu begütigen suchte. Man fand ihn jetzt noch weinend in seinen Armen, und seine naive Erzählung von dem ganzen Vorgang machte, daß man sich voll

staunen ansah, und sich mehr mit Blicken als mit Worten fragte, ob wohl irgend jemand bey so wenigen Kräften mehr hätte thun können, als Erich für Otto gethan hatte.

Die Hauptaufmerksamkeit fiel indessen immer am meisten auf die Urheber des Ueberfalls, man untersuchte ihre zurückgelassenen Sachen ohne eine wahrscheinliche Spur zu finden, man befragte die herbeyeilenden Frauen, die sich ihres Amts so schlecht angenommen hatten, und blieb in der Ungewißheit, bis jetzt die Ankunft neuer Abgesandten von den Kaiserinnen die Nothwendigkeit klar machte, nur diese durch den Anblick des geretteten Otto zu beruhigen. Er ward von neuem mit den Zeichen seiner Hoheit bekleidet, welche hier und da, so wie sie Erichen entfallen waren, auf dem Boden zerstreut lagen, und unter lautem Jubel des Volks in die Arme geliefert, in welchen wir ihn gelassen haben, um die Erzählung seiner Gefahr nachzuholen.

Fünftes Kapitel.

Warin und Zoe.

Nachdem der Taumel der ersten Freude vorüber war, nachdem Otto von seinen Müttern fast mit Liebkosungen erstickt, und Erich, den man nicht zurückgelassen hatte, gelobt und verabschiedet worden war, so kam es zu ernstlichen Ueberlegungen der Sache, welche so gefährlich hätte ablaufen können, und von diesen zu gegenseitigen Vorwürfen.

Adelheit rückte Theophanien mit Recht den Unsinn auf, den gemeinschaftlichen Liebling aus seiner bisher genossenen Sicherheit zu reissen, ohne seinetwegen die gehörige Vorsicht zu brauchen.

Theophanie spottete der Eß- und Trinklust der Deutschen, welche, wie sie meynte, hier an allen Schuld war; ohne sie würden die Fürsten, sagte sie, nicht beym Wein gesessen haben, anstatt für ihren König zu sorgen, und ohne sie würden die Wächter an seiner Thür nicht trunken in das Schwerd der Feinde gefallen seyn.

Unter den Fürsten fehlte es gleichfalls nicht an empfindlichen Aufrückungen, und am Ende ging alles über Poppo, den Bischof von Utrecht,

hinaus, welcher sich wirklich dadurch verdächtig machte, daß er sich in der Stille von dem Versammlungssaal zurück gezogen hatte, und nun nirgend zu finden war. Hätte man vollends gewiß gewußt, was man nur noch muthmaßte, daß er mit dem Herzog, dessen Hut ihm anbefohlen war, in Einverständniß lebte, und ihn wirklich seiner Haft entlassen hatte, aller Verdacht, den man wider ihn hegte, wär zur unwidersprechlichen Wahrheit gemacht worden.

Die halbe Nacht verging mit Erörterungen, über welche man nicht einig werden konnte, und am Ende blieb auch das wichtigste unentschieden, nämlich, in wessen Händen man ins künftige den König sicher halten könnte. Daß Adelheit Theophaniens Vorsichtigkeit mißtraute, war ihr nach dem letzten Vorgang nicht zu verdenken, daß diese aus altem Widerwillen ihr den Besitz des jungen Königs nicht gönnen wollte, war nicht zu verwundern, und der Entschluß, ihn einem Dritten zu überlassen, war nicht zu verwerfen. Aber wer sollte dieser Dritte seyn? Theophanie stimmte auf den Bischof von Ravenna, Adelheit auf den frommen Willigis von Maynz, und als keine zu der Meynung der andern übertreten wollte, so drang endlich Markgraf Eccards Vorschlag durch, den

Erzbischof von Kölln, den staatsklugen Warin, zum Hüter des jungen Königs zu machen.

Eben weil Warin ein Staatsmann war, so traf ihn das Glück, daß zwey streitige Partheien, daß zwey streitende Frauen, sage ich, sich in seiner Wahl vereinten, daß jede von ihnen glaubte, mächtig viel über die andere gewonnen zu haben, weil Warin und kein anderer zum Hüter des jungen Königs ernannt wurde, und — daß beyde sich in ihn betrogen sahen.

Die Mütter trennten sich mit minderm Kummer von ihrem Liebling, weil sie ihn in Warins Händen liessen, beyde hätten ihn gern begleitet, wenigstens Adelheit schien dieses ernstlich zu wünschen, dahingegen Theophanie sich vielleicht schon in der Stille nach dem lustreichen Italien zurück sehnte, aber es ward bey beyden verbeten, Warin behauptete, ein junger König müsse eine andere Erziehung haben, als gewöhnliche Kinder von seinem Alter, und es liege alles daran, ihn so zeitig als möglich aus den Händen der Frauen zu nehmen; doch konnte er nicht hindern, daß beyde Kaiserinnen dem jungen Otto einige vertraute Personen aus ihrem Frauenzimmer zugaben, welche beeidigt waren, für seine körperliche Pflege zu sorgen, auch war Theophanie nicht im Stande, den

Edelknaben Erich von der Begleitung ihres Sohns zurückzuhalten. Der kleine König weinte, wenn er seinen Spielgefärthen nicht sahe, und Erich gab sich seit dem Vorgang im Schlafzimmer, über welchen man ihn vielleicht ein wenig zu viel lobte, sehr ernsthaft die Miene eines Beschützers, dessen Gegenwart bey dem kleinen Otto unentbehrlich sey.

Ueberlasset mir sie beyde, gnädige Frau, sagte Zoe, die vornehmste von Ottos griechischen Begleiterinnen, zu Theophanien, ich stehe euch für einen, wie für den andern, und Erich ist ein Knabe, der uns bey der Unverdächtigkeit, die ihm sein Alter giebt, vielleicht sogar zur Sicherheit des Königs nützlich werden kann.

Der König mit seiner gewählten Hofstatt, unter welcher, durch Warins Veranstaltung, kein einiger Mann von Entschlossenheit und Jahren war, ging mit dem Erzbischof nach Kölln. Theophanie trat die Rückreise nach dem geliebten Italien an, und Adelheit blieb zu Rohrheim unweit Wormbs. Erzbischof Willigis verweilte noch einige Tage bey ihr, indessen der Marggraf von Meißen andern Geschäften nachzog. Jedermann war ruhig, denn Warin genoß das allgemeine Zutrauen im weitesten Umfange. —

Aber wie wenig verdiente er dasselbe! Wer jedermanns Freund zu seyn weis, meynt es vielleicht mit keinem von Herzen. Warin wollte es so wenig mit dem Herzoge von Bayern als mit den Kaiserinnen verderben, er schwebte lang zwischen beyden Partheyen; bis der erste endlich, ihm das Recht, das er als nächster Verwandter Ottos habe, während seiner Minderjährigkeit die Regentschaft zu verwalten, so einleuchtend vorstellte, daß Warin, nach einiger Berathschlagung, mit andern ihm gleichgesinnten geistlichen und weltlichen Fürsten, kein Bedenken trug, den jungen König in seine Hände zu liefern. Herzog Henrich und Bischof Poppo wurden beschieden, sich zu Kölln einzufinden, und daselbst alle Willfährigkeit von dem staatsklugen Warin zu erwarten, welcher gleichwohl bey diesen bedenklichen Verhandlungen nichts vergaß, was zur Sicherheit Ottos, und zu seiner eigenen Rechtfertigung vor der Welt dienen konnte.

So geheim man auch bey diesen Dingen verfuhr, so war es doch unmöglich, daß sie vor den hellsehenden Augen der griechischen Zoe verborgen bleiben konnten, diese Frau, Theophaniens Amme, hatte sich bald in den ersten Tagen den obersten Rang unter Ottos weiblichen Gefolg zu verschaffen gewußt, und sie verdiente

auf gewisse Art denselben zu behaupten. Während die Damen der Kaiserin Adelheit, zum Unglück lauter geradsinnige Germanierinnen, nur auf körperliche Pflege des Kindes dachten, und höchstens für eine nahliegende Gefahr Furcht und Vorsichtigkeit hatten, so ließ die Griechin ihre scharfen Blicke weiter herumschweifen, und hatte für künftige Uebel schon Mittel ersonnen, ehe die andern noch etwas gefährliches traumten.

Daß vornehme Fremde zu Kölln erwartet wurden, wußte sie vom ersten Augenblick, da der Herzog von Bayern zugesagt hatte, daselbst zu erscheinen, und als er wirklich daselbst incognito eintraf, so brauchte sie nur wenig ihrer verborgenen Maschienen spielen zu lassen, um genau zu wissen, wer diese Unbekannten waren.

Warin veranstaltete, daß der Herzog von Bayern gleich des ersten Abends seinen jungen Vetter zu sehen bekam, obgleich noch einige Kleinigkeiten berichtigt werden mußten, ehe er völlig in seine Gewalt gegeben ward. Der Herzog von Bayern hatte einen seiner Söhne bey sich, welcher dem Alter nach zwischen Otto und Erich in der Mitte stand, die drey Knaben wurden plötzlich Freunde, und Zoe schien so ganz unwissend, wer er oder wer sein Va-

ter war, daß sie ihn getrost wie den Sohn eines gemeinen Ritters behandelte, und ganz einfältiglich bey Warin mit der Bitte einkam, dieses Kind nicht von dem jungen König zu trennen, sondern ihm, da er Geschmack an ihm zu finden schien, einige Zeitlang seine Gesellschaft zu gönnen, eine Bitte, welche Henrichs Absichten ehe zuträglich als hinderlich seyn konnte, und die also verwilliget ward.

Sechstes Kapitel.

List wider List.

Das wenige, worüber Henrich und Warin noch streitig waren, ward bald berichtiget, und man hatte keine Ursach mehr, das, was bisher heimlich geschmiedet worden war, öffentlich bekannt werden zu lassen. Nach Rohrheim kam schnell das Geschrey, wie der Herzog von Bayern zu Kölln angelangt sey, wie er seine Rechte auf die Erziehung des jungen Königs vor verschiedenen daselbst versammelten Fürsten so deutlich erwiesen, und wie er übrigens noch eine so ansehnliche Macht auf seiner Seite habe, daß Warin ihm, halb überzeugt, halb gezwungen, den kleinen Otto habe ausliefern,

und ihm vorläufig den Namen eines Reichsverwesers habe zugestehen müssen.

Adelheit erbebte, als das Gerücht ihr zu Ohren kam. Schon der Gedanke, Otto unter einer Aufsicht zu wissen, die ihr verdächtig seyn mußte, flößte ihr Furcht und Entsetzen ein; aber sie sahe noch weiter, sie war überzeugt, daß Henrich von Bayern, sowohl ein Enkel Otto des Großen, als derjenige, zu dessen Vormund er sich aufwarf, nicht lang mit dem Titel eines Regenten zufrieden seyn, daß er bald sich der königlichen Hoheit selbst anmassen würde, und was sollte denn aus ihrem Liebling werden? Kloster oder früher Tod mußte sein Loos seyn! Zwar ihm den letzten zuzusprechen war Henrich vielleicht zu edel, aber wenn es auch alle seine Räthe? und konnte nicht ohne seine Einwilligung manches geschehen, welches er hernach weder ungeschehen machen, noch, da es zu seinem Vortheil gereichte, mißbilligen oder strafen konnte?

In den peinlichsten Besorgnissen, in den ängstlichsten Zweifeln, was hier zu thun sey, war Adelheit sich selbst überlassen. Wem sollte sie trauen? Bischof Willigis war nicht mehr zu Rohrheim, und Marggraf Eccard hatte sich ihr dadurch verdächtig gemacht, daß er der erste gewesen war, welcher den doppelherzigen

Warin zum Hüter des jungen Prinzen vorschlug, gleich als ob nicht sie selbst in Ansehung dieses Mannes wär getäuscht gewesen, und ihm wegen seiner schönen Aussenseite ihren Enkel lieber als jeden andern überlassen hätte.

Es war Nacht, Adelheit saß weinend im einsamen Zimmer, da trat eine ihrer Frauen ein, und meldete einen alten Bauer an, welcher sich nicht abweisen lassen wollte, mit der Kaiserin selbst zu sprechen. Die ungewöhnliche Zeit und die ungewöhnliche Lage der Sachen machte, daß Adelheit hier etwas ausserordentliches vermuthete; niemand hat sich wohl leicht in irgend einer dringenden Verlegenheit befunden, ohne sich jeden ungefähren Zufall in Verbindung mit seinen Wünschen zu denken und Hülfe von denselben zu erwarten. Daß derjenige, welcher sich so kühn um Mitternacht in ihr Kabinet drängte, ihr wenigstens Nachricht von ihrem Enkel bringen würde, war ihr so gut als erwiesen, und zum Glück irrte sie nicht ganz.

Gnädige Frau, sagte der Alte, als er vorgelassen ward, ich fuhr mit einem leeren Wagen aus Kölln nach meinem Dorfe zurück, da begegneten mir nicht gar weit vom Schloß zwey Knaben, von welchen der älteste mir ein

Goldstück bot, ihn und seinen Gefärthen zur Kaiserin Theophanie zu bringen. Ich bekümmre mich nicht um die jetzigen Zeitläufte, verstehe sie auch nicht, aber so viel wußte ich doch, daß vielleicht einer von den Kindern eine Person von Wichtigkeit seyn könnte, deren Besitz euch nicht gleichgültig seyn würde.

O Otto, mein Liebling! schrie Adelheit. O Dank dir Gott, sein Retter! — Wo sind, wo sind die Kinder? Geschwind, daß ich sie sehe!

Adelheit eilte nach der Thür, gleich als müßte sie das, was sie hoffte, dicht vor derselben finden.

Wir sind noch nicht so weit! lachte der einfältige Landmann, der älteste von den Knaben will nicht zu euch, sondern zu der jungen Kaiserin gebracht werden, schlafend habe ich ihn hier bey einem Bekannten mit seinem Gefärthen zurückgelassen, und bin nur zu euch gegangen, um zu hören, was ich zu thun habe?

Wie die Kaiserin die Worte des Alten erwiederte, und was weiter erfolgte, läßt sich errathen. Die Kinder mußten geweckt, und zu ihr gebracht werden, aber wer schildert ihr Entsetzen, als sie nichts weniger als das erblickte, was sie sich versprochen hatte; zween Knaben, von welchen ihr nur der eine bekannt,

und der andre ganz fremd war; der leztere weinte, und hatte, wie der Bauer versicherte, den ganzen Weg über geweint, ohne auf die Tröstungen des andern zu achten.

Adelheit war über ihre getäuschte Hoffnung so bestürzt, daß sie kein Wort aufbringen konnte, als den Namen des ältern Knaben, welcher ihr von dem einigen mal, da er sich ihr zuerst, und auf eine so vortheilhafte Art zeigte, sehr wohl in Gedanken geblieben war!

O Erich! rief sie, wo ist Otto?

Es ist mir leid, gnädige Frau, sagte der gleichfalls bestürzte Knabe, daß ihr nicht die Kaiserin Theophanie seyd, für sie hat mir Zoe viel, aber nichts für euch aufgetragen.

Rede, rede, mein Kind! schrie Adelheit. was Otto angeht, muß ich alles wissen, ich bin seine Mutter so gut als Theophanie.

Von Otto weis ich nichts, als daß er in Kölln ist, aber hier ist der Herzog von Bayern, den Zoe, wie sie mir auftrug zu sagen, der Mutter des Königs zum Unterpfand für ihren Sohn sendet.

Der kleine Herzog von Bayern weinte, und bat, zu seinem Vater gebracht zu werden, die Kaiserin zog ihn zu sich, um ihn durch Liebkosungen zu begütigen, und gebot Erichen

weiter zu reden, weil sie sich in diese Dinge noch nicht ganz zu finden wußte.

Der König, der Herzog von Bayern und ich, sagte Erich, waren Spielgefärthen, Otto und ich wußten anfangs seinen Namen nicht, aber er ließ uns nicht lange unwissend, denn er kann nichts als schwatzen und weinen; da nahm mich Zoe auf die Seite. Erich, sagte sie, was ich dir so oft in Ansehung des Königs vergebens auftrug, das suche jetzt mit dem Herzog von Bayern auszuführen. Führe ihn auf die Terrasse, locke ihn vom Schlosse so weit du kannst, schlüpfe mit ihm durch das enge Pförtgen an der Mauer, und gieb dann dem ersten, zu dem du ein Zutrauen fühlst, dieses Goldstück, dich zu der Kaiserin Theophanie zu bringen; überliefre ihr den Knaben in meinem Namen, er ist ein Unterpfand für ihren Sohn, sie wird sich seiner zur Befreyung des Königs zu bedienen wissen. Das ist alles, was ich von der Sache weis. Zoe nannte mich einen klugen Knaben, dem man schon etwas anvertrauen könnte, aber ich wünschte wohl noch klüger zu seyn, um zu wissen, ob ich meinen Auftrag recht ausgerichtet hätte?

Das hast du! Du Schutzengel meines Otto! schrie Adelheit, indem sie den jungen Erich an ihren Busen drückte, aber dieser, welchem

es verdroß, in seinem neunten Jahr eben so geliebkoßt zu werden, wie der kleine Herzog von Bayern, wand sich los von ihr, und meynte, recht wär es wenigstens nicht, daß er seinen Auftrag bey ihr, und nicht wie ihm befohlen worden sey, bey Theophanien ausgerichtet habe.

Siebentes Kapitel.

Unterhandlungen.

Die kluge Zoe hatte die Anlage zu ihrem wohl ausgeführten Anschlage zeitig genug gemacht, daß er noch gelingen konnte; Erich erhielt seinen Auftrag gleich in dem ersten Augenblick, da Otto und der kleine Herzog von Bayern Spielgefärthen wurden, und that augenblicklich was ihm befohlen war, weiter hin wär es unmöglich gewesen. Daß die Auslieferung des Königs auf den künftigen Tag festgesetzt war, hatte die schlaue Griechin durch ihre Kundschafter längst erfahren. Der König ward jetzt schon unter ihren Augen so genau bewacht, daß keiner ihrer Anschläge, ihn selbst frey zu machen, gelingen konnte, was mußte erst denn geschehen! Wahrscheinlich mußte sich denn seine Einschrän-

kung auch auf sie, auf Erich und alle die ihn umgaben, erstrecken.

So war ihr junger Geschäftsträger mit seinem Raube noch entkommen, und sie war die erste, welche über seinen Verlust die bittersten Klagen erhob. Daß der kleine Herzog von Bayern nebst ihm verlohren gegangen war, konnte niemand von ihr fordern, man hatte ihr ja nicht einmal gesagt, wer er sey, um sie dadurch zu genauerer Aufsicht auf den fremden Knaben zu veranlassen.

Alle Nachsuchungen nach den beyden Verlohrnen waren vergebens. Die Bekümmerniß, welche Zoe darüber afektirte, fühlte der Herzog wirklich! — Seine Zufriedenheit über die Erreichung seines Entzwecks in Ansehung des Königs ward hiedurch merklich geschwächt, und sie sollte es noch mehr werden, als er in der Folge den Zusammenhang des Ganzen erfuhr.

Gegenwärtig ließ er sich den Kummer über den Verlust des jüngsten und liebsten unter seinen Söhnen und über die Unmöglichkeit, Nachricht von ihm zu erhalten, nicht verleiten, der Ausführung seiner großen Anschläge Anstand zu geben; er ging mit Muth und Entschlossenheit weiter.

Otto war in seiner Gewalt, er hielt ihn königlich, afektirte viel Liebe zu ihm, und nannte sich seinen Vormund und Statthalter. Er

fand, daß dieser Name ihm Beyfall erwarb; jedermann sagte, Otto sey besser unter der Zucht eines Vetters aufgehoben, welcher in der Schule des Unglücks weise geworden war, als unter der Aufsicht der Kaiserinnen, welchen beyden als Ausländerinnen das Volk nur halb zugethan war. Dies machte ihn kühn genug, sich völlig der angemaßten Würde gemäß zu betragen, und keinen Vorschlägen Gehör zu geben, die man ihm zu Auslieferung des jungen Königs that. Wär er in diesen Schranken geblieben, niemand hätte ihm Eintrag thun können, selbst der kluge allgemein beliebte Willigis nicht, unter dessen Zucht das Volk seinen König so gern hätte erwachsen sehen.

Herzog Henrich lud die sächsischen Grossen nach Magdeburg ein, und der Umstand, daß alle unweigerlich erschienen, bekräftigte ihn in seinem Wahn, daß er bereits fest genug sitze, um alles zu wagen. Er trat kühnlich mit der Vorstellung ans Licht, wie es lächerlich, fast schimpflich für das deutsche Reich sey, ein dreyjähriges Kind König zu nennen, und wie diese Würde dem bejahrten Enkel Otto des Großen besser zukomme, als dem unmündigen; doch wolle er sich vor der Hand mit der blossen Mitregentschaft begnügen, wenn man nur keine

Schwierigkeiten machte, ihm so wohl als seinem jungen Vetter den Namen eines Königs der Deutschen zuzugestehen.

— Man erstaunte über einen solchen Antrag, man hatte Vorschläge zum Besten des Reichs, zum Besten des jungen Königs erwartet, und erfuhr das Gegentheil. Das Erstaunen war indessen nicht bey allen aufrichtig. Henrich war zu klug, hier etwas ganz auf ungewiß gewagt zu haben. Viel von den Anwesenden waren bereits von seinem Antrage unterrichtet, und ihre Billigung war dem Herzog gewiß. Die böhmischen und polnischen Herzoge, der Fürst der Obotriten und andere hatten keine Einwendung, einige andere baten um Bedenkzeit und Muße, sich von dem, dem kleinen Otto geleisteten Eid loszählen zu lassen, indessen nur wenige die Versammlung mit Unwillen verliessen.

Was für Aussichten für die Getreuen des jungen Königs! Die Kaiserin Adelheit war untröstlich. Das Mittel, welches ihr Zoe an die Hand gegeben hatte, ihren Enkel wieder in ihre Gewalt zu bekommen, schien ihr theils schwach und unzuverlässig, theils ihrer Würde ungemäß, und der Name des Herzogs von Bayern, der in ihrer Gewalt war, wär vielleicht

in den gegenwärtigen Verhandlungen mit seinem Vater nicht einmal genannt worden, wenn andere sich dieses Mittels nicht besser zu bedienen gewußt hätten. —

Theophanien hatte auf ihrer Reise nach Italien das Gerücht von dem geänderten Schicksal ihres Sohns sehr bald erreicht, und sie hatte nicht gesäumt, in die Gegenden zurückzukehren, die sie kaum verlassen hatte. Wormbs sahe sie schnell wieder, und als sie erfuhr, daß Adelheit sich zu Rohrheim aufhielt, so eilte sie, sich zu ihr zu verfügen. Unsere Leser kennen den Ton, welcher unter beyden Kaiserinnen herrschte, zu gut, um zu wähnen, Zuneigung habe sie zu ihr gezogen; nichts als die Ueberzeugung war es, daß es nothwendig sey, jetzt mit einer Person gemeinschaftlich zu agiren, welche in diesem Fall gemeinschaftlichen Kummer und gemeinschaftlichen Vortheil mit ihr hatte. Adelheit konnte ihr die Begebenheit mit Erich und dem jungen Herzog von Bayern nicht verhelen, Theophanie bemächtigte sich beyder als ihres Eigenthums, und versprach, sich der Intrigue der schlauen Zoe auf eine Art zu bedienen, welche ihren Zweck nicht verfehlen könnte.

Adelheit und die Stände hatten ihre öffentlichen Verhandlungen mit dem eingedrungnen Regenten, und zwischen Henrich und Theopha-

nien gingen fleißig heimliche Botschaften ab und zu. Adelheit baute alles auf die Klugheit und Beredsamkeit des Erzbischofs von Maynz, Theophanie auf den Erfolg heimlicher Drohungen und Verheißungen, beyde hatten vielleicht recht, und die Anschläge beyder trugen zu der glücklichen Entscheidung bey, die bald nach der nächsten *) Reichsversammlung erfolgte.

Herzog Henrich ließ sich ziemlich schnell von seiner Höhe herab. Auf den Königstitel ward gänzlich Verzicht gethan, auch der Name eines Regenten ward gänzlich aufgegeben, wenn er nur wieder in Besitz seines Eigenthums gesetzt würde. So erhielt er das Herzogthum Bayern, das bisher ein andrer besessen hatte, öffentlich, und seinen Sohn von Theophanien heimlich zurück, und lieferte dagegen den kleinen Otto zu Rohrheim wieder in die Hände seiner Mütter und der Stände. Geschreckt durch die Standhaftigkeit der Ottonischen Parthie, an deren Spitze Willigis und Konrad von Schwaben standen, und in Furcht gesetzt, durch anrückende Heere, war er bereit, seinem kleinen Vetter den Eid der Treue zu schwören, zog in sein wieder eingeräumtes Land, und überließ andern ein Geschäft, in welches er sich so unglücklich gemischt hatte, das

*) Zu Bilsenstadt.

Geschäft für das Beste des deutschen Reichs und seines Königs zu sorgen.

Achtes Kapitel.

Ein Zeitraum von fünf Jahren.

Wie glücklich waren die beyden Mütter in dem wiedererlangten Besitz ihres Lieblings! wie doppelt glücklich wären sie gewesen, wenn jede sich denselben für sich allein hätte versichern können! Beyde waren indessen zu verständig, um ihre Ansprüche zu einer verneuten Ursach des Streits zu machen, sie unterwarfen sich dem, was die Stände beschlossen, und die ältere Kaiserin war es zufrieden, daß in Regierungsgeschäften der Name Theophaniens vor dem ihrigen den Rang behauptete, weil sie doch die Genugthuung hatte, daß Willigis, den sie mit so vielem Recht hochschätzte, der Regentin an die Seite gesetzt wurde; der Hofmeister ihres Enkels, ein gewisser Hoico, stand ihr zwar nicht sonderlich an, aber desto vergnügter war sie, daß man ihm den Abt Bernward, ihren Beichtvater, zum Lehrer gab; so waren beyde Damen zufrieden gestellt, und schieden als Freundinnen, Adelheit nach Quedlinburg, wo ihre Tochter die Prinzes-

sin Mathilde Aebtissin war, und Theophanie nach Italien, um nur einige Monate lang unter dem dasigen mildern Himmel reinere Luft zu schöpfen, als in dem rauhen Germanien, das ihr nun einmal unausstehlich war.

Marggraf Eccard von Meißen hatte bey all diesen verwirrten Händeln redlich und seines Charakters würdig gehandelt, und doch traf ihn das Schicksal so manchen edeln Mannes, verkannt zu werden. Der einige geringfügige Umstand, daß er der erste war, welcher Warins gedachte, warf ein zweydeutiges Licht auf seine Handlungen. Niemand war, der ihm ins Gesicht eines Unrechts oder einer Falschheit beschuldigen durfte, aber seine Feinde sagten sich ins Ohr, er sey sehr auf der Seite des Herzogs von Bayern gewesen, indessen einige andere noch boshafter hinzusetzten, er selbst habe Neigung gehabt, die Hand nach der deutschen Reichskrone auszustrecken; ein Gedanke, der ihn damals gewiß nicht, und in spätern Jahren nur denn erst in den Sinn kam, als der letzte der Ottonen dahin war.

Eccard merkte den bösen Verdacht, in welchem er war, aber er konnte sich nicht gegen etwas vertheidigen, des man ihn nicht laut beschuldigte, und er entschloß sich, durch Thaten zu reden. Die meisten der versammelten Für-

sten zogen wieder heim auf ihre friedlichen Schlösser, aber er versagte sich diese Ruhe, und zog aus, Ottos Kriege führen zu helfen; die Macht, welche er bey dem Heere hatte, konnte und durfte man ihm nicht nehmen, und er bediente sich derselben so, daß er jedermann, selbst seinen Feinden, als der Mann ohne Tadel, der er wirklich war, in die Augen fallen mußte. Durch ihn kam der Vergleich mit dem Könige von Frankreich zu Stande, und sein Schwerd demüthigte nachmals auch die nordlichen Wenden. Ueberall großmüthig, überall uneigennützig arbeitete er nicht für sich, sondern für seinen König, denn aller Vortheil, den er eroberte, ward nicht für ihn, sondern für einen andern aufbehalten.

Mehrere Jahre gingen auf diese Art hin, ohne daß Eccard seine Lande und sein Haus wiedersahe, hätte die Marggräfin Luitgard noch gelebt, dies wär nicht geschehen; aber Hatteburgis, die ihre Stelle einnahm, so schön, so gefällig, so einschmeichelnd sie war, zog ihren Gemahl nicht mit so starken Banden nach sich, daß er ihr zu Liebe das Geräusch des Kriegs hätte vergessen, und wie er bey seiner ersten Gemahlin gewohnt war, wenigstens einmal des Jahrs hätte kommen sollen, in ihren Armen auszuruhen.

Die Weyhnachtszeit, da wegen der streng-werdenden Kälte alle Waffen zu ruhen beginnen, war sonst die glückliche Periode, welche der Burg zu Meißen immer ihren Herrn wiedergab; die alten Bedienten des Schlosses kannten diesen Gebrauch und sahen im ersten Jahr der neuen Marggräfin, der Wiederholung desselben entgegen, aber als ihre Hoffnung dieses und die folgenden male vergebens war, so warteten sie nicht mehr, sondern bestärkten sich in dem, was sie täglich zu sagen pflegten, daß hier nicht alles mehr so sey, wie es sonst gewesen wär. Weit schlimmer ward alles auf dem Schlosse, seit der Bischof von Meißen, der ehrwürdige Volckold, tod war. Sein Ansehn hatte unter Hatteburgens verwirrter Regierung noch alles in Ordnung erhalten, ihm hatte der Marggraf bey seiner Abreise die Sorge für Luitgarden anvertrauet, von welcher er fühlen mußte, daß sie bey ihrer Stiefmutter nicht ganz wohl aufgehoben war, Volckold war der Vater, der Lehrer Werners und Luitgardens gewesen, aber sein Tod machte sie zu Waisen, und die Rückkehr des Marggrafen wär hochnöthig gewesen, ihr Schicksal zu verbessern.

Ich weis, manche meine Leser werden das Betragen des Helden nicht billigen, daß er sich seiner jungen Gemahlin und seiner Toch-

ter entzog, und ich konnte ihn schlechthin mit der vormaligen Sitte entschuldigen, nach welcher die wilden Krieger nichts mehr haßten als häusliche Ruhe, ihre Gemahlinnen lange vor ihrem Absterben schon zu Wittwen machten, und indem sie dem Streit in fernen Landen nachzogen, sich um nichts weniger bekümmerten, als wie es daheim zugehen möchte; Marggraf Eccard hatte indessen wichtigere Beweggründe, die Mauern seines Hauses zu scheuen, als die herrschende Mode. Hatteburgis besaß tausend Reize, aber gerade diejenigen nicht, welche ihn an seine erste Gattin gefesselt hatten, holde Einfalt, stille Häuslichkeit, und fromme Unschuld. Er, der draußen im Felde so sehr für das kriegerische Waffengetümmel war, liebte die heilige ernste Ruhe der Waisen in seinem Hause; das Geräusch der Hofdamen und jungen Edelknechten, welche Hatteburgis mit sich nach Meißen gebracht hatte, die unabläßigen lärmenden Feste, welche dem Adel und den benachbarten Fürsten gegeben wurden, behagten ihm nicht. Auch liebte er eine Art ernster Unterhaltung, welche er bey Hatteburgen gar nicht fand; muthwilliger Spott kleidete ihr Gesicht in ein ewiges Lächeln, und ihr beissender Witz war allemal fertig, einen Gegenstand, der ihr nicht gefiel, und sollte es der wichtigste von der Welt

gewesen seyn, unbarmherzig zu erniedrigen, und so herabzusetzen, daß er selbst dem, dem er zuvor theuer war, endlich in einem gehässigen Lichte erscheinen mußte. Alles in Eccards Burg hatte bereits dieses Schicksal durch die spottende Zunge der Marggräfin erfahren. Das Gebäude war alt, die Möbeln noch aus den Zeiten Alarichs, die Gärten übel angelegt, die Bedienten alt und ungeschickt, Kapelläne schlecht unterwiesen, und der Augapfel ihres Vaters, die kleine Luitgard, ein albernes kleines Mädchen, aus welchem nie etwas werden konnte. Waren Gespräche dieser Art, welche Eccard gleich im ersten halben Jahr seines Ehestandes täglich hören mußte, wohl im Stande, ihm sein Haus angenehm zu machen? Gefälligkeit in andern Dingen und Schmeicheleyen, konnten die Wunden nicht so schnell wieder heilen, welche Hatteburgens giftiger Witz einmal geschlagen hatte, am wenigsten ein gewisses Sprüchelchen, das die Marggräfin für ein Universale für alle Schmerzen halten mußte, die sie ihrem Gemahl zu machen pflegte, weil sie es allemal brauchte, wenn sie sich bewußt war, daß sie ihrem Muthwillen den Zügel wieder mit aller Unvorsichtigkeit gelassen hatte. „Ihr war einst prophezeit worden, sie sollte Kayserin werden; sie wußte gewiß, daß ihr theurer Gemahl einst diese

Weissagung in Erfüllung bringen würde, die Züge der höchsten Würde standen schon ihr ganz leserlich auf seiner Stirn, und sie flehte den Himmel an, alles wahr zu machen, was ihr von der Zukunft ahndete!"

Was für Reden für den verständigen biedern Eccard! war etwas im Stande, ihm die Schwätzerin ganz unausstehlich zu machen, so waren es diese, von der unbesonnenen Dame bis zum Eckel wiederholte Worte! O es ist keine Kleinigkeit für den verständigen Mann, eine Thörin zum Weibe zu haben, selbst wenn sie schön und von untadelhafter Aufführung ist. Die Häßliche wird man mit der Zeit gewohnt, die Lasterhafte wird endlich wenigstens durch die Jahre gebessert, aber die Thörin bleibt ewig was sie ist, eine drückende Last auf einem schlüpfrigen Wege, die den, welcher mit ihr beladen ist, bey jedem Schritte straucheln macht.

Niemand befand sich bey der langen Abwesenheit des Marggrafen unter der Regierung dieser Marggräfin übler, als die junge Luitgard. Je älter sie ward, je tiefer fühlte sie ihr Unglück, und die Mängel ihrer eigenen Zucht. Was konnte sie für eine Erziehung bey einer Mutter geniessen, welche weder Liebe für sie, noch Nachdenken genug hatte, ihr zur Führerin und zum Beyspiel zu dienen? Ihre

eigene Tochter, die junge Römhild wuchs fast ohne Aufsicht heran, desto mehr vernachlässigt, da partheyische Mutterliebe jeden ihr angelegten Zwang für Grausamkeit gehalten haben würde.

Es gehört unendlich viel Verstand dazu, eigene Mängel ohne fremde Anleitung zu fühlen; Luitgard fühlte, was ihr gebrach, fühlte, daß sie hier ewig unwissend und ungebessert bleiben würde. Römhild, mit der innigsten Selbstzufriedenheit begabt, fühlte nichts hievon, auch halfen unablässige Schmeicheleien dazu, sie in dem Wahne von ihrer Vollkommenheit zu erhalten. Ward sie durch etwas beunruhiget, so wars dadurch, daß sich ihre bisherige Gesellschaft auf dem Schlosse zu vermindern begunnte, und daß sie nach gerade der peinlichsten Langenweile entgegen sehen mußte. Fünf Jahr waren seit der Abreise des Marggrafen verflossen, Römhild war zwölf, Luitgard zehn Jahr alt, die Grafen von Nordheim schon völlig zum Jünglingsalter heran gereift, waren von ihrem Vater zu Erlernung ritterlicher Uebungen nach Italien geschickt worden, und Graf Werner, welcher mehr Neigung zu den Wissenschaften als zu den Waffen bezeigte, sollte nach Hildesheim zum Scholasticus Reinald, einen Verwandten seines Vaters, gethan werden, um daselbst unter

den Büchern die Jahre vollends heranzubringen, in welchen damals schlechterdings jeder Jüngling vom Stande, er mochte Lust und Geschick dazu haben oder nicht, das Schwerd ergreifen mußte, wenn er nicht gesonnen war Mönch zu werden.

Was für Aussichten für Römhild! welche scheusliche Einsamkeit für sie, da sie noch zu jung war, um an den Vergnügungen ihrer Mutter Theil zu nehmen! Sie war uneinig mit sich selbst, sie haßte jedermann, beredete sich so gar, diejenigen zu hassen, deren Abschied ihr eigentlich Schmerzen machte. Die Grafen von Nordheim hatten auf die letzt der aufblühenden Luitgard zu viel Aufmerksamkeit sehen lassen, und Werner war ein stiller einfältiger Knabe, der ihr ja nicht das geringste Vergnügen machte, so beredete sie sich, ihre bisherigen Gesellschafter ganz wohl entbehren zu können, da sie doch, selbst an den Verlust des letzten, nicht ohne Thränen denken konnte.

Neuntes Kapitel.

Die Damen von Gandersheim.

Auch Luitgard fühlte Kummer, aber er war von edlerer Art. — Wenn du das Schloß verlassen haben wirst, sagte sie zu ihrem jungen Freunde, so habe ich niemand mehr, als meine Schwester Römhild, die mich nicht liebt, und von welcher ich, da sie in nichts klüger ist als ich, nichts Gutes lernen kann.

Und was hast du Gutes von mir gelernt, Luitgard? erwiederte er, da du wohl weist, daß ich mit dir und Römhild ziemlich in einer Reihe stehe.

Ich habe gelernt mich nach mehrern Wissen sehnen, dies hätte mich Römhilds Umgang nicht gelehrt, denn sie ist so unwissend, daß — daß sie selbst nicht weis, daß sie es ist. Und nun gehst du hin nach Hildesheim, und alle deine Wünsche werden erfüllt, ohne daß es dir möglich ist, mich an deinem Glück Theil nehmen zu lassen!

Höre, Luitgard, sagte Werner nach einigem Nachdenken, dir wär zu helfen, wenn man dich in das Kloster zu Gandersheim bringen könnte; dort lebt meine Base Waldburg, welche mich in meinen frühsten Jahren erzog,

und die viel klüger ist, als du jemals zu werden brauchst, sie würde dich gern in allen unterweisen, was du begreifen könntest.

O ich kann viel begreifen, erwiederte Luitgard, ohne Unterricht, blos von meinem Auge gelehrt, sollte mich der Umgang mit guten Leuten bessern. Mich dünkt, ich habe der Tochter der Herzogin von Sachsen, als sie neulich mit ihrer Mutter hier war, vieles abgelernt, ungeachtet sie sich wenig mit mir abgab.

Werner meynte, das sächsische Fräulein habe so etwas höfisches an sich, wovon er nicht wünschen wollte, daß es Luitgard an sich nehmen möchte, und das Kloster zu Gandersheim würde auf alle Fälle die beste Schule für sie werden.

So rathschlagten die jungen Leute über Dinge, welche das Schicksal dennoch endlich in Erfüllung brachte. Werner verließ bald darauf seine bisherige Gespielin mit brüderlichen Thränen, und sie weinte ihm schwesterlich nach; keine andere als Geschwisterliebe hatte noch in ihren Seelen Raum, auch wär es gut gewesen, wenn es auf einer, wie auf der andern Seite ewig bey derselben geblieben wär.

Die Marggräfin von Meißen ward zuweilen von ihrer Schwester, der Herzogin von Sachsen und der Gräfin von Nordheim besucht,

die erste eine edle, aber stolze Dame, hatte nie Luitgardens Herz gewinnen können; aber die sanfte Elisabeth von Nordheim, die jedermann, der sie sahe, bezauberte, besaß ihre Neigung ganz, und nährte sie durch jenes gefällige herablassende Betragen, durch welches Kinder so unwiderstehlich an Erwachsene gefesselt werden. Ihr Besuch auf dem Schlosse zu Meißen war Luitgarden allemal die Erscheinung eines himmlischen Trostbringenden Wesens, ihre Ermahnungen, ihre Winke von den weiblichen Vollkommenheiten, welche sie selbst in so hohem Grade besaß, hatten zuerst Wünsche in der Seele des jungen Mädchens hervorgebracht, die jetzt zur heissesten Sehnsucht geworden waren. Luitgard nannte bey den Klagen über ihre gegenwärtige Lage einst gegen die edle Elisabeth das Kloster Gandersheim, welches seit Werners Abschied ihr fixe Idee geworden war, und äusserte das Verlangen, dort des Unterrichts der klugen Waldburg zu geniessen, die so viel wußte, als sie, laut Werners Aussage, in ihrem Leben nicht zu lernen brauchte.

Gedulde dich, mein Kind, sagte Elisabeth, als sie eine Weile mit dem jungen Fräulein über diesen Gegenstand gesprochen hatte, die Herzogin von Sachsen, meine Schwester, ist willens, ihre Tochter an den Hof der Kaiserin

Theophanie zu bringen, und wenn sie sich, wie Hattebürgis wünscht, bewegen läßt, der jungen Römhild gleichen Vortheil zu verschaffen, so dächte ich, sollte es mir leicht werden, dich nach Gandersheim zu bringen, du würdest, wenn du zurückbleibest, ohnedem deiner Mutter nur eine Last seyn.

Das bin ich schon jetzt, weinte Luitgard, o ich bitte euch, gute Gräfin, nennt eure Schwester nicht meine Mutter; sie ist es nicht! mütterliche Liebe habe ich nie von ihr genossen, nur feindseligen Spott, welcher mich von Fehlern bessern soll, die ich so wohl fühle als andere, welche mir doch nicht sagen wollen, auf was für Art ich sie ablegen soll.

Oder, fuhr Elisabeth fort, wünschtest du lieber ebenfalls bey Hofe angebracht zu werden?

Bey Hofe, theure Gräfin? abgerechnet, daß ich hiezu wohl noch zu jung bin, wo sollte ich Muth hernehmen, mit all meinen Fehlern, mit all meinen Unvollkommenheiten dort zu erscheinen? Nein, ich wähle mir das Kloster, und will, wenn es euch beliebt, ewig dort bleiben, wenn ich nur aus diesem Hause befreyt werde.

Elisabeth verwies Luitgarden den Haß, mit welchem sie von dem Hause ihres Vaters sprach, und diese entschuldigte sich sehr vernünftig damit,

daß

daß sie den Ort, wo sie ihren Vater seit Jahren nicht gesehen habe, nicht mehr für sein Haus rechnen könne, da sie ja nicht wisse, ob er selbst noch Vater für sie sey, indem er so lang abwesend seyn könne, ohne sich nur einmal an seine Tochter zu erinnern. O habt Mitleiden mit einer vater- und mutterlosen Waise, fuhr sie fort, ich wollte, ihr wäret meine Mutter geworden, denn würde mir wohl gerathen seyn!

Elisabeth verbarg ihr erröthendes Gesicht an Luitgardens Busen; ach das junge Mädchen hatte hier etwas gesagt, das ihr ans Herz griff! sie war mit ihrem Gemahl nicht glücklich; seine Härte und die Untugenden ihrer Stiefsöhne verbitterten ihr das Leben. Mit einem Manne, wie Marggraf Eccard, würde sie glücklich gewesen seyn, sie konnte sich dieses nicht verbergen, und zürnte oft auf ihre Schwester, daß sie ihr gutes Loos verkannte, und sich und das Haus, in welches sie gekommen war, durch ihre Thorheit so elend machte.

Alle Werthschätzung, welche Elisabeth für den Marggrafen von Meißen hegte, fiel auf seine Tochter; durch den Wunsch, sie zur Mutter zu haben, hatte Luitgard ihr vollends das Herz gestohlen, und sie gelobte sich selbst, ihr von

diesem Augenblick an Mutter zu seyn. Sie verwendete sich mit Ernst für sie zu Erfüllung ihres Wunsches, nach Gandersheim zu kommen. Bey der Marggräfin von Meißen hatte sie wenig Schwierigkeiten zu überwinden, diese war zu froh, auf diese Art einer lästigen Stieftochter los zu werden, als hier nicht einzuwilligen. Etwas mehr Mühe hatte die Gräfin Elisabeth zu Gandersheim, die Aufnahme der kleinen Luitgard zu bewirken, da die dasigen Nonnen sich eigentlich nicht mit dem Geschäft der Erziehung abgaben, und das Fräulein von Meißen noch zu jung, und wie Elisabeth eingestand, noch zu ungebildet war, um hier etwas anders als Unterricht zu suchen.

Doch drang sie endlich durch, die Aebtissin Gerberga, eine Tochter Henrich des ersten, erklärte, daß sie nichts wider die Aufnahme der wißbegierigen Luitgard einzuwenden habe, und ihre Vertraute *), Helena von Roßow, setzte lächelnd hinzu, daß sie selbst ein Beweis von der Bereitwilligkeit der königlichen Nonne sey, den Unwissenden Unterricht angedeihen zu lassen.

Die Gräfin von Nordheim wollte es selbst seyn, welche Marggraf Eccards Tochter ihr-

*) Sie rühmt in ihren Schriften den ersten Unterricht im Lesen und in der lateinischen Sprache von Gerbergen erhalten zu haben.

Glück ankündigte, auch nahm sie es über sich, das junge Fräulein an den Ort ihrer Bestimmung zu begleiten. Was die sparsame Stiefmutter, nur auf Römhilds glänzende Erscheinung bey Hofe bedacht, an Luitgardens Ausstattung abgekürzt hatte, das ersetzte Elisabeths Vorsorge, und das Fräulein ward auf eine Art in ihrem neuen Aufenthalt vorgestellt, die ihrem Stande Ehre machte.

Luitgard brauchte sich nur zu zeigen, um zu gefallen; wir haben noch nichts von ihrer Person gesagt, aber hier ist es Zeit, das zu bestätigen, was unsere Leser von der Heldin eines Romans schon vermuthen können, daß sie schön war; doch sind wir zu aufrichtig, um sie für ein Wunder von Reizen auszugeben; Luitgard fand viel ihres gleichen, fand selbst in dem Hause ihres Vaters eine Person, welche sie in den Vorzügen ihres Körpers übertraf. Ihre Stiefschwester Römhild war sehr schön, glich ihrer reizenden Mutter, die noch jetzt viele um sich her verdunkelte, vollkommen. Luitgardens Vorzug bestand hauptsächlich in der gänzlichen Unbekanntschaft mit ihren eigenen Annehmlichkeiten, in der sehr demüthigen Meynung von sich selbst, in dem Bestreben, sich gefällig zu machen, und jede Vollkommenheit zu erreichen, welche

die Schönheit unwiderstehlich macht. Von Kindheit an gewöhnt, die schönere Römhild um sich zu sehen, und ihr Lob aus jedem Munde zu hören, fiel es ihr gar nicht ein, daß sie selbst Aufmerksamkeit erregen könne. Sie hielt sich für eine sehr gleichgültige Figur, und irrte darinn so sehr, als wie in dem Wahne von ihrer Unwissenheit. Luitgard war nicht unwissend, die Schülerin Bischof Volckolds konnte es nicht seyn; sie hatte seine frühen Lehren genützt, und seit sie ihn entbehren mußte, so verband ein innres Gefühl vom Schicklichen und Unschicklichen, vom Wahren und Falschen nebst genauer Aufmerksamkeit auf diejenigen, welche sie für vollkommner hielt als sich selbst, die Stelle eines Zuchtmeisters so gut, daß sie in den Jahren, in welchen sie sich selbst überlassen war, wenigstens nicht zurück gekommen seyn konnte.

So war sie, und so zeigte sie sich den Klosterfrauen zu Gandersheim gleich in den ersten Stunden. Luitgard hatte nichts gekünsteltes, nichts verstecktes an sich, ihr Charakter war so leicht zu durchschauen, als der klare Cristalltropfen, in welchem sich die Sonne spiegelt; sie sehen, sie ganz kennen, und sie auf immer lieb gewinnen, war hier für alle das Werk eines Augenblicks, alle wurden ihr gewogen, von der erlauchten Domina an, bis auf die alte Layen-

schwester an der Pforte. Neid zu erregen, war sie zu jung, auch waren die Damen zu Gandersheim, welche zur damaligen Zeit in besonderm Tugendrufe standen, vielleicht freyer von diesem Gebrechen, als je Klosterfrauen gewesen seyn mochten.

Anstatt der Beschreibung von der Beschaffenheit des Klosters und den wenigen Vorgängen, welche Luitgardens Aufenthalt daselbst auszeichneten, sey es uns erlaubt, unsern Lesern einen Brief des Fräuleins mitzutheilen, welchen sie nach Verfluß zweyer Jahre an die Gräfin von Nordheim schrieb; schon dieses, daß sie die Feder zu führen wußte, kann zum Beweis dienen, daß sie ihren Aufenthalt unter den gelehrten Nonnen zu Gandersheim wohl genutzt hatte.

Luitgard an die Gräfin von Nordheim.

„Ob ihr lesen könnt, theure Gräfin, weis ich nicht; mir ist es nie eingefallen, euch darum zu fragen, aber daß ich schreiben kann, das sollen euch diese Zeilen beweisen. Es wird doch einer eurer Kapelläne seyn, der euch diese Züge verdeutschen kann, und im Fall ihr meinen Brief, der doch nichts heimliches enthalten soll, weil ich nicht weis, ob ich für euch allein schreibe, niemand anvertrauen wollet, so wer-

den euch die schönen bunten Züge meiner Feder und die grossen ausgemahlten Buchstaben, doch wenigstens so viel Freude machen, als die Stickerey, welche ihr mit diesem Brief zugleich erhaltet, es ist ein Fähnlein mit dem Wappen eures Hauses, dem roth und weiß gestreiften Löwen im blauen Felde. So bald ich die Nadel zu führen und die Farben zu verbinden verstand, hielt ich es für Pflicht, euch das erste Opfer meines Fleisses zu bringen, euch, meine zweyte, meine einzige Mutter, die ihr mich aus der Finsterniß der Unwissenheit gerissen habt. — Den Brief habe ich sogleich angefangen, nachdem die Stickerey geendet war, er wird nicht sobald fertig werden, als das Nadelwerk, denn schreiben kostet mehr Mühe als nähen, auch werde ich viel schreiben, und keine Verzierungen sparen, damit ihr den Brief, wenn ihr wollt, als ein Bild in eurem Kabinet, aufhängen könnt. Ich bin sehr eitel, liebe Gräfin! könnt ihr glauben, daß mir in diesem Augenblick der Gedanke ein zuvor noch nie gefühltes Entzücken verursacht, daß dieser Brief, den ich ohne Ursach auf Pergament schreibe, bey eurem Hause bleiben, und daß man sich noch nach hundert Jahren sagen wird, die Tochter des Marggrafen von Meißen, des heldenmüthigen Eccards, die zwölfjährige Luitgard, habe dieses geschrieben."

LB Coburg

„Dies war die Vorrede, nun das Buch selbst, denn mich dünkt, ich möchte euch wohl ein Buch schreiben, wenn hiezu nicht Jahre gehörten, die ich nicht abwarten mag, aus Begierde, euch bald Nachricht von mir zu geben.

„Tausend Dank euch, meine Mutter, die ihr mich hieher brachtet, wo es mir so wohl geht, und tausend Dank dem guten Werner, daß er mir den Namen Gandersheim zuerst nannte! Ich habe in der kurzen Zeit, welche ich hier bin, viel gelernt, und bin um vieles besser und klüger geworden; nur die einige Eitelkeit ausgenommen. Stolz ist, wie ich merke, von Wissenschaft nicht zu trennen! doch ich denke, auch diesen Fehler zu verbessern, wenn ich so viele meiner Bekannten bemerke, welche weit über mir stehen, und welche ich in ihrer Höhe weder erreichen kann und will. Der Grad des Wissens, welchen sich Fräulein Waldburg, die Base Graf Werners zu eigen gemacht hat, gnügt mir vollkommen. Sie führt die Nadel und die Feder mit gleicher Vollkommenheit, und war in beyden meine Lehrerinn, auch versteht sie etwas Latein, um im Chor mit Andacht singen zu können. Aber da sind andere unserer Nonnen, welche so gelehrt sind, wie Bischof Volckold, welchen Gott tröste. Unsere Aebtißin, Frau

Gerberga, versteht das Griechische und mehrere Sprachen, und Helena von Roßow, die ihr in diesem Stück nichts nachgiebt, ein Fräulein, das nicht mehr jung, auch gar nicht schön ist, redet Verse, welche sich an allen Enden reimen. Dazu schreibt sie Bücher, welche zwar den Zügen nach nicht so schön, auch nicht so künstlich gemahlt sind, wie die Schriften meiner Lehrerin Waldburg, aber dafür sind sie desto gelehrter. Wer kann viel und gelehrt, und dazu auch schön schreiben? ihr sehet wohl, liebe Gräfin, daß dies unmöglich ist. Das Fräulein von Roßow liest uns des Abends aus ihrer Geschichte Kaiser *) Otto I., es ist schön und beweglich zu hören, aber Fräulein Waldburg sagt, nicht alles sey wahr, was Helene in derselben geschrieben hat, dem ohngeachtet labt sich unsere Aebtißin sehr an den Thaten ihres Verwandten.

„Mir bleibt Fräulein Waldburg unter allen die liebste, sie ist mir eine alte Bekannte, und war mir es gleich vom ersten Anfang, weil Werner mir immer so viel von ihr erzählt hatte, auch ist sie schön, und sie hat mir gesagt, daß auch ich es sey; die andern Nonnen sind ält-

*) Helena von Roßow, welche dem Leser vielleicht unter dem Namen Roswithe bekannter ist, schrieb dieses Buch auf Verlangen Kaiser Otto II.

lich, und etwas häßlich, und die gelehrtesten immer am meisten; sonderbar! — was mich anbelangt, ich will nicht gelehrt werden.

„Waldburg hat mich viel schöne christliche Künste gelehrt, unter andern auch die, mit wenig Kosten viel gutes zu thun. Wohlthätigkeit, sagt sie, ist unser Hauptgelübde; mir gefällt das, und ich bin in diesem Punkt mit in ihren Orden getreten. Nun wißt ihr, liebe Gräfin, was für Mittel zum Gutesthun in meinen Händen sind, auch Waldburg hat nur wenig, über das sie frey gebieten kann, aber wir kaufen für das, was in unserer Gewalt ist, allerley köstliche Materialien zu kunstreichen Arbeiten; unser Fleiß erhöht ihren Werth mehr als fünffach; eine Bekannte aus der Welt, welche meine geliebte Waldburg zuweilen besucht, verkauft unsere Werke; die Weltleute nennen sie Meisterstücke, und überbieten sich in ihrem Werth, dadurch werden wir in Stand gesetzt, unerkannt manchen Armen zu erquicken, manchen wohl gründlich zu helfen. Unsere Geschäftsträgerin ist verschwiegen, und niemand im Kloster erfährt etwas von unsern Geheimnissen, denn zwar sind hier alle Nonnen gut, aber nicht alle scheinen das Gelübde der Wohlthätigkeit auf sich zu haben, wie Fräulein Waldburg.

„Sie grüßt euch, und wünscht durch euch von ihrem Neffen, Graf Werner, zu hören, sie sagt mir alle Tage vor, er müsse einst mein Gemahl werden. Wie Gott und meine Anverwandten wollen, ich bin zwar Wernern herzlich gut, aber muß ich ihn darum heirathen?

„Kommt doch einmal auf einige Monate in unser Kloster, theure Gräfin, ich will euch lesen lehren, wenn ihr es, wie ich fast vermuthe, noch nicht könnt. Ihr braucht euch darüber nicht zu schämen; der große alte Kaiser Otto hat diese Kunst, wie in Helenens Buche steht, auch erst im männlichen Alter von der Kaiserin Adelheit gelernt. — Die Kaiserin Adelheit könnte mich leicht verleiten, noch mehr zu schreiben, sie ist in diesen Tagen hier im Kloster gewesen. Sie könnte wohl Ursach zu grossen Veränderungen in meinem Schicksal werden, wenn alles geschäh, was im Werke ist; aber noch eine Zeile würde dieses schöne Blatt verderben, und mir den Platz zu den Schlußzierrathen hinweg nehmen, kaum ist noch Raum für meinen Namen! Eure

Tochter Luitgard

gebohrne Marggräfin von Meißen."

Zehentes Kapitel.

Adelheit findet im Kloster einen Edelstein für ihre Krone.

Wahrscheinlich würde der Gräfin von Nordheim, welche dieses Schreiben wirklich lesen konnte, weit mehr mit genauer Erzählung des Verschwiegenen gedient gewesen seyn, als mit Luitgardens Schlußzierrathen, so bunt und kunstreich sie auch waren. Sie erfuhr dasjenige, worauf die junge Schreiberin zielte, erst nach der Ausführung, wir aber fühlen die Verbindlichkeit, unsere Leser so gleich mit dem bekannt zu machen, wovon das Fräulein von Meißen nicht ohne Ursach große Aenderungen in ihrem Schicksal ahndete.

Der Besuch der Kaiserin Adelheit und der Aebtißin zu Quedlinburg, der Prinzessin Mathilde, war nichts seltnes in dem Kloster, in welchem Luitgard lebte. Die Verwandtin dieser beyden Damen, die ehrwürdige Aebtißin Gerberga, welche Alters und Schwachheit wegen ihre Mauern nie verließ, verdiente von ihnen so sehr geliebt und aufgesucht zu werden, als wirklich geschahe.

Luitgard bekam in den ersten Zeiten ihres Klosterlebens die beyden Prinzessinnen nicht

zu sehen, aber als sie in der Folge der Lieb=ling der Aebtißin ward, als sie aus eigner Wahl die alte, ihres Gesichts fast gänzlich beraubte Dame fast nie verließ, und wie diese sich immer ausdrückte, die Stelle ihres Auges vertrat, da mußte sie ihren hohen Besucherinnen be=kannt, auf die vortheilhafteste Art bekannt werden.

Ihr erster Anblick machte besonders auf die Kaiserin einen Eindruck, und veranlaßte Fragen, deren Beantwortung wohl nicht zu Luitgardens Nachtheil gereichen konnte. Gerberga verschwieg nichts, was sich von ihr sagen ließ, als ihren Stand, vielleicht um durch die Ent=deckung desselben allen ihren Vorzügen zuletzt den höchsten Glanz zu geben. Adelheit schien aus der Bescheidenheit in dem Betragen und in dem ganzen Aufzug des jungen Mädchens, so wie aus der tiefen Ehrfurcht, mit welcher sie den Wünschen der alten Domina zuvorkam, sie für eine junge Dame ohne Vermögen und ohne Ansprüche zu halten, die ganz von dem Wohlwollen derjenigen abhing, welche sie so zärt=lich bediente, und ihre Anrede an sie war nach diesem Begriff eingerichtet.

Ich freue mich, mein Kind, sagte die Kai=serin, als Luitgard, welche sich ein wenig ent=fernt hatte, wieder eintrat, ich freue mich, euch

die Pflichten der Dankbarkeit mit so guter Art ausüben zu sehen, fahret fort, euch gut zu betragen, und mit dem Beyfall, den euch eure Aufführung erwirbt, müssen sich mit der Zeit auch zeitliche Vortheile verbinden.

Gnädige Frau, erwiederte Luitgard, das was ihr selbst Pflicht nennt, verdient keine Belohnung.

Schön und edel geantwortet, mein Kind! Aber eine Belohnung kann euch wenigstens nicht fehlen, das frohe Bewußtseyn, eurer Wohlthäterin aus allen Kräften gedankt zu haben.

Ihrer Wohlthäterin? fragte Gerberga, sprecht, mein Kind, in welchem Verstand ich diesen Namen verdiene.

O, meine Mutter, rief Luitgard, in deren Augen Thränen des Danks glänzten, in der höchsten Bedeutung dieses Worts! Die, welche mich der Unwissenheit entriß, mich zur Weisheit und Tugend führte, that mehr für mich als diejenigen, von welchen ich das Leben habe!

Und wer waren die Glücklichen, welche ein solches Kind Tochter nennen? fragte die Prinzessin Mathilde, indem sie Luitgarden näher zu sich zog.

Meine Mutter, gnädige Frau, erwiederte das Fräulein, war Luitgard, eine gebohrne Her=

zogin von Schwaben, und mein Vater ist Marggraf Eccard von Meißen, welcher die Ehre hat, das Schwerd für seinen Kaiser zu führen.

Marggraf Eccard von Meißen? rief Adelheit, die Herzogin von Schwaben, meine Jugendfreundin, rief die Aebtißin von Quedlinburg! und ihr, eine Fürstin von so hohem Hause, erfüllt hier Pflichten, die, wie ich wohl merke, freye Wahl, nicht schuldige Dankbarkeit zum Grunde haben?

Dankbarkeit und Wahl! gnädige Frau, würde ich meiner Wohlthäterin mehr schuldig seyn, wenn ich die Tochter eines geringen Mannes wär, und hier blos von ihrer Gnade lebte? auch vergebe ich meinem Stande nichts, wenn ich eine Dame bediene, welche nicht nöthig hätte, von Henrich dem Ersten abzustammen, um der Ehrfurcht würdig zu seyn, die jedermann ihr bezeigt.

Die Kaiserin antwortete dem Fräulein mit einer innigen Umarmung, und Luitgard trat halb beschämt zurück, als fürchtete sie, zu viel gesprochen zu haben. Sie hatte es nicht, aber ihre Worte hatten ihr hier Freundinnen erworben, die ihr Ehre machten; Adelheits und Mathildens Stand war es nicht, welcher bey diesem Ausdruck uns vor Augen schwebt, sondern die moralische Vortreflichkeit, an welcher

beyde über ihr ganzes Geschlecht hervorragten, und die sie in den Stand setzte, Tugend und wahren Werth auch an andern richtig zu beurtheilen.

Luitgard hatte sich entfernt, und zwischen den drey Damen begann ein langes Gespräch, von welchem blos sie der Inhalt war. Gerberga, so sehr ihr Herz an dem Fräulein hing, so tief sie fühlte, wie weh ihr geschehen würde, wenn sie ihren Liebling vermissen sollte, war doch mit den beyden andern Prinzessinnen darin einig, daß sie nicht viel länger in dem Stande bleiben dürfe, in welchem sie jetzt wär. Erlaubt, sagte sie, daß ich offenherzig mit euch rede: Ein Fräulein, wie Luitgard, würde auf alle Art für mein Kloster eine reiche Eroberung seyn, aber ich darf nicht hoffen, daß der Marggraf je darein willigen wird, mir seine einige Tochter zu lassen, eine Tochter, in welcher das Recht zu den höchsten Ehren sein Eigenthum ist, durch Luitgarden kann er Anspruch auf die höchsten Verwandschaften machen. Ich wollte, Kaiserin, ihr verstündet mich! Mir würde es Freude seyn, euch eine Tochter erzogen zu haben.

Meine Base, sagte Adelheit, ihr sprechet hier von sehr großen weit entfernten Dingen, und doch muß ich gestehen, daß ich nicht so

bald erfuhr, wer dieser Engel sey, als mir ähnliche Gedanken wie ein Blitz in die Seele strahlten. Es möchte uns vielleicht Noth seyn, den furchtbaren Marggrafen auf irgend eine Art fest an uns zu verbinden. Aber redet weiter, mich dünkt, ihr habt noch nicht geendiget.

Ich hatte nichts weiter zu sagen, erwiederte Gerberga, als daß ich es für nöthig halte, Luitgarden, wenn ich sie einmal entbehren muß, bald zu entfernen. Ihre Neigung zum Klosterstand wächst mit jedem Tage, ihre Wißbegierde ist gränzenlos, und ich denke auch, sie kann sie nirgend besser als in diesem Hause befriedigen; lassen wir sie erst tiefer aus dem Zauberkelch der Wissenschaften trinken, lassen wir sie die selige Ruhe unsers Standes erst gewohnter werden, was wird denn noch im Stande seyn, sie in die Welt zurück zu ziehen?

Gerberga sprach hier wie eine Dame, die ihrem Stande Ehre machte, wenige Klosterfrauen würden ähnliche Besorgnisse wegen eines jungen Mädchens gehegt haben. Jeder beurtheilt andere nach sich selbst, und die gute Domina mußte wohl mehr von den Vorzügen des Lebens der Engel wissen, als gemeine Nonnen, sonst würde sie nicht auf die Gedanken gekommen seyn, ein Fräulein von Luitgards Alter

werde

werde es ungern mit dem Leben in der Welt vertauschen.

Sie irrte sich indessen in Ansehung dieser frommen unschuldsvollen Seele nicht ganz. Luitgard fand wirklich gegenwärtig viel Geschmack an ihrem Aufenthalt, und ließ sich oft gegen ihre Freundin Waldburg verlauten, wie sie gern Zeitlebens hier bleiben möchte. Ob aber dieser Geschmack, wie die Aebtißin wähnte, durch die Jahre bestättigt, oder vielmehr geschwächt worden seyn möchte, das überlassen wir tiefen Seelenkennern zu entscheiden.

Luitgard erfuhr sehr bald aus dem Munde der Aebtißin, was für Eindruck sie auf die beyden Prinzeßinnen gemacht habe, und wie die Kaiserin gesonnen sey, sie an ihren Hof zu ziehen. Luitgard fühlte sich durch das Wohlwollen einer Dame geschmeichelt, deren Anblick ihre Seele mit ungewöhnlichen Regungen erfüllt hatte. Sie würde Adelheiten hochgeschätzt haben, wenn sie auch nicht gewußt hätte, wer sie sey, doch müssen wir gestehen, daß der Name Kaiserin etwas hatte, welches bey der kleinen Eitelkeit, die sich in dem Herzen des jungen Mädchens zu regen begunnte, ihren Werth unendlich erhöhte, und ihrem Beyfall das Uebergewicht gab.

Ungeachtet dieses Gefühls, ungeachtet der süssen Vorstellung von tausend neuen Dingen, die ihr in einer veränderten Lebensart bevorstehen konnten, behielt doch endlich Neigung für das Kloster die Oberhand. Luitgard bat nur noch um einige Jahr, sich hier besser auszubilden, um dann mit festern Schritten auf einen Schauplatz treten zu können, welchen ihr die Klosterfrauen so gefährlich schilderten; ein neuer Beweis von Klugheit, der sie den Prinzessinnen nur noch theurer machte, und jeden verborgenen Anschlag begünstigte, welcher vielleicht in Adelheits Herzen zu keimen begunnte.

Eilftes Kapitel.

Anschläge auf Luitgard.

Nicht ohne Ursach hatte die Kaiserin in dem zuletzt erwähnten Gespräch mit der Aebtißin von Gandersheim den Marggraf von Meißen furchtbar genannt; so unschädlich ihn sein edles trugloses Herz machte, so bedenklich schilderten ihn seine Thaten; die letzten fielen in die Augen, das erste lag in seinem Busen verborgen, und äußerte sich nur durch Versicherungen der Treue, welche auch erkünstelt, und zweydeutig seyn konnten.

Eccards Schwerd hatte sich all diese Jahre über, da er um des gemeinen Besten willen sein eignes Haus vernachläßigte, redlich geübt; fast alle Feinde des jungen Königs waren gedemüthigt. Eccard hatte bey seinen Heldenthaten nur theuer beschworne Pflicht zum Grunde, aber andere, welche weniger edel dachten als er, konnten das nicht begreifen. Eccards Macht und Ansehn wuchs durch seine Siege zu sehr, als daß man nicht hätte befürchten sollen, er würde es mit der Zeit eher zu seinen als zu Ottos Besten gebrauchen. Er und Konrad von Schwaben, Helden, deren Schwerd fast allein den Thron eines unmündigen Prinzen schützte, wurden nur geschmeichelt und bewundert ins Angesicht, hinter den Rücken weit mehr beargwohnt und gefürchtet. Sie zu stürzen, in ihnen die festesten Grundpfeiler des Reichs zu erschüttern, würde so vergeblich als unbesonnen gewesen seyn, sie bey Guten zu erhalten, ihre Treue zu fesseln, Ottos Vortheile zu ihren eigenen zu machen, dieses waren leichtere Sicherheitsmittel. Adelheits Getreue, selbst der kluge Willigis, waren unerschöpflich in Planen dieser Art, Dinge, welche Nachdenken bey der besorgten Kaiserin erregen mußten, und ohne Zweifel jener Idee das Daseyn gaben, welches, als sie die Tochter des gefürchteten Eccards zu-

erst kennen lernte, wie ein Blitzstrahl in ihre Seele fiel.

Worin diese Idee bestand, wird wohl keiner meiner Leser fragen. Die Aebtißin von Gandersheim, nicht unbekannt mit den Geheimnissen des Staats, gab in ihrer vorerwehnten Rede deutliche Winke davon. „Mir, sagte sie, würde es lieb seyn, euch eine Tochter erzogen zu haben,“ und Adelheit dachte, mir würde es lieb seyn, Luitgarden von Meißen einst als die Gemahlin meines Otto zu sehen, sie, die mit so großen Staasvortheilen ihrem Gemahl zugleich alle Reize des Körpers und des Geistes zubringen wird, die er nur bey einer Prinzessin seines Vaterlands wünschen kann.

Diese Dinge, von welchen damals der erste Gedanke gefaßt wurde, lagen indessen noch in weiter Ferne. Otto war zehen, Luitgard zwölf Jahr, hier zu frühzeitig, etwas zu beginnen, wär so viel gewesen, als alles verderben. Otto befand sich gegenwärtig bey seiner Mutter in Italien, man mußte seine Rückkehr, mußte reiferes Alter abwarten, um ihm dann vielleicht freywillig eine Wahl thun zu lassen, auf welche sich zu lenken sein Vortheil seyn mußte. Luitgards Wunsch, noch einige Tage im Kloster zu bleiben, wurde gebilligt, doch konnte sich Adelheit das Vergnügen nicht versagen, dem

jungen Mädchen, welches wahrscheinlich dereinst eine so glänzende Rolle spielen sollte, einige vorläufige Proben ihrer Achtung zu geben, und sie einen kleinen Vorschmack künftiger Grösse fühlen zu lassen.

Luitgards Einrichtung zu Gandersheim war nach der damaligen Sitte für die zwölfjährige Tochter des Marggrafen von Meißen sehr anständig, die gute Gräfin von Nordheim hatte nichts vergessen, was ihrem Stande gemäß war, und Hatteburgis, von dem Gedanken an die nahe Wiederkunft ihres Gemahls geschreckt, hatte sich in alles fügen müssen, was die verständige Elisabeth vorschrieb, auch hatte ihre eigene Großmuth das noch etwa fehlende ersetzt. Die Kaiserin, bey den Gedanken, die sie in der Stille für Luitgarden hegte, und die bey genauern Umgang mit ihr immer deutlicher wurden, fand in ihrer Verfassung noch manches zu verbessern, und ward dadurch dem jungen Fräulein oft lästig. Was sollte dem jungen, bescheidnen, die Einsamkeit liebenden Mädchen eine Hofstatt, da sie keine Bedienung brauchte, und da die Nonnen ihre liebste Gesellschaft waren? Was sollten ihr köstliche Kleider, da ihre liebste Tracht der Ordensschleier war, den man ihr mit Freuden im voraus gönnte, weil man sich gern mit den Gedanken

schmeichelte, sie einst Schwester zu grüssen. All diese Dinge waren ihr überflüssig, selbst die Freygebigkeit der Kaiserin, die sie in den Stand setzte, ihren Trieb zur Wohlthätigkeit ohne Mühe und im vollen Maas zu befriedigen.

Ach, sagte Luitgard oft zu Waldburgen, was habe ich für Verdienst dabey, daß ich das Geld, das mir aus fremder Freygebigkeit zufließt, und das mir vor mich selbst unnütz ist, in den Schoos der Dürftigkeit ausschütte? mir selbst etwas zu entziehen, mit euch halbe Nächte mühsam zu arbeiten, um unsere Almosenkasse nicht leer werden zu lassen, dies war Triumpf für mich, und ich schätzte mich damals um kleiner Entsagungen, um übernommener Arbeiten willen, höher, als ich mich jetzt schätzen kann, da alles, was ich thue, nicht für mein eignes Werk zu rechnen ist.

Luitgard war dreyzehn Jahr, da sie so redete, Fräulein Waldburg hatte Ursach, sich ihrer Schülerin in der christlichen Tugend zu freuen, aber alle Freude ward jetzt bey ihr durch andere Gedanken verschlungen. Ihr Herz hing so sehr an dem jungen Mädchen, daß ihr die Gnade, welche sie bey der Kaiserin fand, Unruh machte, sie war klug genung, hier verborgene Ursachen zu muthmassen, oder wenigstens zu fürchten, daß dieses alles, Luitgard

möchte sich auch noch so lang sträuben, doch endlich auf Trennung hinauslaufen würde. Es war ihr hier nicht allein um das Vergnügen ihres Umgangs zu thun, daß sie den entbehren mußte, sondern weit heller schwebte ihr die Vernichtung gewisser Plane vor, welche sie schon längst in der Stille angelegt, und fast bis zur Ausführung geendigt hatte. Zu was für Luftschlössern hat nicht ein Klosterfräulein Stoff und Muße! Waldburg hatte ihre eigenen Wünsche, deren Ausführung sie in der Einsamkeit nicht entsagte.

Hoffnungslose Liebe zu Dittmar, einen Grafen von Nordheim, der nachmals auch den geistlichen Stand erwählte, hatte sie weniger ins Kloster getrieben, als der Wunsch ihrem nicht allzureichen Hause durch ihre Person eine drückende Last zu entnehmen. Standsmäßige Verheirathung wär eine schwerere Sache für sie gewesen, als standsmäßige Versorgung in einem geistlichen Hause. Auf negative Art hatte sie hier schon viel für ihr Geschlecht gethan, aber sie wünschte noch weiter zu gehen. Nichts lag ihr mehr am Herzen, als das Emporkommen der Grafen von Bernburg, und alle Wünsche, die sie hierin hegte, vereinigten sich in ihrem Liebling, dem jungen Werner, den sie, wie wir gesehen haben, bis in sein achtes Jahr er=

zogen hatte. Seine und Luitgardens frühzeitige Freundschaft war ihr keine Kleinigkeit, kein Kindertraum, von dem bey reifern Jahren keine Spur mehr zu finden seyn mußte, aus dieser Freundschaft mußte mit der Zeit Liebe erwachsen, Luitgard mußte Werners Gemahlin, und er durch sie, wenn das Schicksal, wie sehr wahrscheinlich war, ihr keine Brüder gab, Markgraf von Meißen werden. Diesen Wunsch zu erreichen, redete sie Luitgarden unablässig von Wernern vor, und hatte ihr schon mehrmals das Versprechen entlockt, wenn er einst um ihre Hand werben sollte, sie ihm nicht zu versagen. Waldburg wußte, in wie fern auf das Versprechen eines so jungen Mädchens zu bauen war, sie wußte, wie weit dasselbe kräftig seyn konnte. Fast das einzige sichere Mittel, Luitgarden für Wernern zu erhalten, war dieses, das Fräulein bis zu reifern Jahren unter ihrer Aufsicht zu behalten, dann Eccarden zum Besten ihres Neffen zu gewinnen, und dann zur Ausführung zu schreiten; aber was für Aussichten hatte sie, daß es je dazu kommen würde? Die Gunst der Kaiserin drohte gleich den ersten Fäden ihres Gewebes Vernichtung; Luitgard schon jetzt im Kloster auf dem Pfade der Demuth und Mittelmäßigkeit irre gemacht, bald vielleicht nach Hofe gezogen, dort, Gott

weis mit welchen Anträgen bestürmt, wo sollte sie Lust oder Muth hernehmen, sich für Wernern zu erhalten, der, wenn nicht Liebe auf seine Seite trat, allemal mehr Glück aus Luitgardens Hand zu empfangen hatte, als er ihr zu gewähren im Stande war.

Dieses waren Waldburgs Gedanken, dieses ihre Besorgnisse, die sie oft so unmuthig machten, daß sie für das junge Fräulein gar nicht mehr die angenehme Gesellschafterin war, wie vordem. Luitgard liebte ihre Lehrerin zu zärtlich, um hierüber etwas anders als Kummer zu fühlen, sie hielt sie für krank, für schwermüthig, sie suchte sie auf alle Art zu beruhigen, hätte ihr halbes Leben aufgeopfert, um nur sie froh und heiter zu machen, und zu dieser Zeit war es, daß Worte über ihre Lippen gingen, welche das Unglück ihres Lebens ausmachten, und welchen entgegen zu handeln sie doch zu gewissenhaft war, als man in der Folge Mittel wußte, ihr Gewicht bey ihr geltend zu machen.

Zwölftes Kapitel.

Alte Bekannte.

So wurden von dieser und von jener Seite Anschläge auf Luitgarden gemacht, mit welchen sie entweder ganz unbekannt war, oder deren Umfang sie wenigstens bey weitem nicht begreifen konnte.

Die Kaiserin hielt mit gutem Grunde das Fräulein für zu jung, und ihre eigenen Plane zu weitaussehend, um sie gegenwärtig mit denselbigen zu beunruhigen, hätte Fräulein Waldburg eben diese kluge Zurückhaltung beobachtet, so würden Luitgardens Tage nicht so frühzeitig getrübt, so würde sie nicht einen ganz andern Weg geführt worden seyn, als ihr wahrscheinlich bestimmt war; traurig ists immer, daß oft auch gute Menschen sich anmassen, in das zarte Gewebe zu greifen, aus welchem die Vorsicht die Begebenheiten unsers Lebens bildet; wer kann hier meistern ohne zu verderben!

Adelheit, welche Luitgarden zum Mittel brauchen wollte, Eccarden, der ihr durch neue Siege immer furchtbarer ward, an sich und an ihr Haus zu binden, glaubte, es sey jetzt Zeit, hiezu die ersten Schritte zu thun. Nur die ersten entferntesten Schritte sollten es seyn, de-

ren Endzweck sich noch nicht errathen ließ. Dem Marggrafen Beweise vorzüglicher Achtung geben, seine Dankbarkeit gewinnen, wollte man zuvor, ehe man ihn muthmassen ließ, daß man hierunter Absichten habe.

Luitgard ward eingeladen, auf einem Hoflager zu erscheinen, welches zu Quedlinburg gehalten werden sollte. Die Eroberung von Brandenburg gab Gelegenheit zu Siegesfesten, welche wohl werth waren, ein Klosterfräulein aus ihren dumpfigen Mauern herbeyzuziehen, vornämlich da sie es war, deren Vater bey denselbigen die Hauptrolle spielen sollte.

Luitgard beurlaubte sich von der Aebtißin, umarmte die unmuthige Waldburg, und schickte sich zur Reise mit all der ungeduldigen sehnsuchtsvollen Erwartung, welche ein vierzehnjähriges Mädchen beym ersten Eintritt in die Welt fühlen kann.

Die Kaiserin empfing sie wie eine Tochter, und die Aebtißin von Quedlinburg begegnete ihr mit all der unwiderstehlichen Huld, welche, wie die Geschichte sagt, den Hauptzug ihres Charakters ausmachte, und Ursache war, daß sie von Hohen und Niedern verehrt wurde, und daß man ihr in Abwesenheit des jungen Otto in Regierungsgeschäften weit lieber freye Hand ließ, als selbst der Kaiserin.

Adelheit sagte der jungen Marggräfin von Meißen, gleich nach dem Empfang, daß sie sich auf große Scenen schicken, und bey allem, was ihr unerwartet kommen könnte, nie die Fassung vergessen sollte, welche Personen ihres Standes zukäm.

Ich bin, erwiederte das bescheidene Fräulein, noch zu unerfahren in den Sitten der Welt, um zu wissen, was sich in jedem Falle ziemt, aber ich bin geneigt, mich leiten zu lassen, und werde keinen Schritt von den Regeln abweichen, welche man mir vorschreiben wird.

Ihr braucht vorläufig nur dieses zu wissen, mein Kind, versetzte die Kaiserin, daß Fürstinnen Schmerz und Freude nie durch übereilte Aeußerungen laut werden lassen. Löbliche Zurückhaltung steht jeder jungen Person, wie vielmehr einem Fräulein eures Standes an. Es wär möglich, daß ihr unter den siegenden Helden, deren Einzug wir morgen erwarten, einen oder den andern fändet, dessen Anblick eurem Herzen nicht gleichgültig wär, aber ihr würdet sehr wider den Wohlstand fehlen, und mir vielleicht irgend einen Lieblingsplan verrücken, wenn ihr euere Gefühle zu zeitig äussern wolltet.

Ich wüßte auf der ganzen Welt niemand, dessen unvermutheter Anblick mein Herz erschüttern

tern könnte, als meinen Vater, antwortete Luitgard. Hier mich zu verstellen würde in der That schwer für mich seyn; doch ist zwanglose Aeusserung kindlicher Liebe wider die Sitten eures Hofes, so muß ich auch hierin mich zu schicken suchen, und ich hoffe, es soll mir gelingen.

Ihr habt vielleicht nicht falsch gerathen, mein Kind, erwiederte die Kaiserin, bemüht euch nach euren Versprechen zu handeln, und seyd versichert, daß ein kurzer Zwang euch desto lebhaftere, ungetrübtere Freude bringen wird.

Luitgards Gehorsam, gegen die Dame, welche sie nicht ohne Ursach kindlich ehrte, mußte sich in den Zubereitungen auf die morgenden Feierlichkeiten auch durch namlose Geduld beym Putztisch äussern. Die Toilette hatte vielleicht damals ein anderes Ceremoniel und andere Verzierungen als heut zu Tage, aber sie war für eine junge Person, welche nichts weiter braucht, um schön und geschmückt zu seyn, als eigene Reize, nicht weniger ermüdend. Die einfache Mode aus den Zeiten Karls des Grossen war längst von andern gekünsteltern verdrängt worden, und Theophanie hatte Trachten aus Griechenland mit herüber gebracht, welche so durchgängig beliebt worden waren, daß selbst

Theophaniens Antagonistin, die Kaiserin Adelheit, sich nicht entziehen konnte, sie unter ihren Damen zu dulden; hieher gehörten besonders die in mancher langen Stunde mühsam gelockten Haare, und eine gewisse Art von Mänteln, welche in der That einer ohnedem schönen Gestalt ein herrliches majestätisches Ansehen gaben, aber eben den Fehler der vorerwehnten künstlichen Frisur hatten, daß sie anzupassen unendliche Zeit und Mühe kostete. Was für eine ängstliche Musterung jeder Falte, welche zahllose Menge von goldnen oder diamantnen Agraffen, um zu machen, daß dieses Meer von Seide, die Reize der Brust, der Taille, der Arme und der niedlichen Füsse, nicht so wohl versteckte als vielmehr heraushübe! Die Damen des Hofs trugen diese Zierde von Scharlachfarbe, Luitgarden, welche man auf alle Art auszeichnen wollte, ward die Farbe der Kaiserin, Purpur mit einer Perlenkante erlaubt. Unbeschreiblich schön war das junge Fräulein in ihrer königlichen Tracht, aber auch unbeschreibliche Geduld war ihr nöthig gewesen, um der Künstlerin *), welche sie ihr anlegte, bis auf

*) Man hatte zur damaligen Zeit einige Frauen, welche unter dem Titel der Mantelträgerinnen, das schwere, hier beschriebene Toilettengeschäft verwalteten, sich ein Ansehen zu geben, brüsteten sie sich meistens mit griechischen Namen, so wie unsere Putzhändlerinnen mit französischen.

die lezt aus zu halten, und am Ende machte doch der immer näher kommende Schall der kriegerischen Musik, welche den Einzug der Helden verkündigte, daß das schwere Werk bis auf einige Kleinigkeiten, die etwa noch eine Stunde Zeit gekostet haben würden, unvollendet blieb.

Luitgard, welche den gestrigen Wink, daß sie vielleicht heute ihren Vater zu sehen bekommen könne, nicht vergessen hatte, eilte in das Gemach der Kaiserin, welche eben nach ihr schicken wollte, denn es war hohe Zeit, sich auf den Balcon zu begeben, wenn nicht die Heldenschaar, um deren willen all diese großen Zubereitungen gemacht worden waren, ungesehen vorüber passiren sollte.

Gedräng und Getümmel war unglaublich. Luitgard hatte nie so viele Menschen beysammen gesehen, nie den kriegerischen Pomp erblickt, welcher hier erschien, ihre Augen verschlangen das Ganze, ohne sich bey einzelnen Theilen aufzuhalten, und die Kaiserin, welche Luitgarden dicht zu sich gezogen hatte, und ihre Hand fest in der ihrigen hielt, hätte vielleicht nicht nöthig gehabt, ihr unablässig zuzuflüstern, sie möchte sich fassen, und der gestern erhaltenen Lehren eingedenk seyn, wenn nicht auf einmal sich die Stimme des Volks erhoben

hätte; Heil unserm König Otto, und den Schützern seines Throns, Herzog Konraden von Schwaben, und dem tapfern Marggrafen Eccard von Meißen!

Mein Vater? stammelte Luitgard zu Adelheit, ist mein Vater wirklich unter diesen Helden?

Warum sollte er hier seyn, mein Kind? versetzte die Kaiserin, weil sein Name genannt wird? — Ottos Name wird ja auch genannt, ungeachtet dieser weit von hier, im fernen Italien ist. Doch tröste dich, du wirst deinen Vater wirklich sehen. Kennst du dort jenes Panier, das Wappen deines Hauses? siehst du jenen Ritter im blanken Harnisch auf dem stolzen schwarzen Rosse? wenn er näher kommt, so wird er den Helm abziehen und zu uns heraufblicken, dann fasse dich so gut du kannst, denn du wirst ein Gesicht sehen, das dir mit Recht sehr ehrwürdig seyn muß, wenn du es noch kennst.

Es war sehr gut, daß man das junge Fräulein so auf die Erscheinung ihres Vaters vorbereitet hatte, sie würde sich sonst bey seinem Anblick ihren Empfindungen so gut überlassen haben, als jenesmal, da sie beym Einzuge aufs Schloß zu Meißen zu ihm aufs Pferd gehoben wurde, um den väterlichen Kuß so

schnell als möglich zu geniessen, eine Sache, die nicht in Adelheits Plan getaugt hätte, da sie sich ein Fest daraus machte, Eccarden die Freude des Wiedersehens nicht auf einmal, sondern Tropfenweis schmecken zu lassen.

Luitgard kannte ihren Vater nur gar zu gut; die Veränderung der Züge in seinem Alter ist in mehreren Jahren nicht so gar merklich; aber er kannte seine Tochter nicht, die, seit er sie zuletzt sah, vom Kinde zur Jungfrau herangewachsen war.

Adelheit sah den innern Kampf des jungen Mädchens, und eilte mit ihr, die Stelle zu verlassen, wo sie dem allgemeinen Anschauen ausgesetzt war, sie gönnte ihr eine kleine Erholung im Nebenzimmer, und einigen kindlichen Freudenthränen Luft zu machen, aber schnell ward sie zurückgerufen, um bey dem Empfang der Helden gegenwärtig zu seyn.

Marggraf Eccard führte das Wort bey der Relation von den letzten kriegerischen Vorgängen, sein Anstand war ernst und voll Majestät, seine Worte kurz und voll Nachdruck, er war nicht allzu bedenklich in der Wahl derselben, und viele seiner Ausdrücke rechtfertigten die Furcht, welche man in den Herzen der Kaiserin seinetwegen zu nähren bemüht war; er bediente sich derselben ohne böse Absicht, aber er konnte

den Deutungen nicht wehren, welche man denselben zu geben beliebte, er sprach als ein Mann, der sich seiner Macht und der Kraft seines Heldenarms bewußt ist; daß man ihm heimlich zutraute, wie er sich desselben wohl einst zum Nachtheil Ottos gebrauchen könnte, daran war er unschuldig, denn sein Herz war voll Treue gegen seinen Herrn.

Dreyzehntes Kapitel.

Graf Werner.

Luitgard hörte und achtete wenig von dem, was ihr Vater sagte, sie spiegelte sich nur in seinen Augen, und durch die Gewohnheit, ihn zu sehen, und ungestört mit seinem Anblick all die Gedanken zu verbinden, die ihr ihr kindliches Herz eingab, kam sie endlich zu einer Fassung, welche sie nur in dem Augenblick ein wenig verließ, als sie ihm von der Kaiserin unter dem Namen ihrer Tochter vorgestellt wurde, und von ihm eine Verbeugung erhielt, welche freylich für einen Vater gegen sein Kind ein wenig zu tief war. O wie gern hätte Luitgard in diesem Augenblick seine Knie umfaßt, oder sich mit dem Worte, Vater! an seinen Nacken

geschmiegt, doch sie dachte an den ihr so ernstlich empfohlnen fürstlichen Wohlstand, und hielt sich fest.

Bey der Tafel ward Luitgard an Marggraf Eccards Seite gesetzt, und es war natürlich, daß sie bey einer solchen Nachbarschaft mehr dachte und fühlte als speißte oder sprach. Eccard sah sich oft nach seiner schönen Besitzerin um, und vermehrte dadurch ihre Verwirrung.

Gnädige Frau, sagte er gegen das Ende der Mahlzeit nach der treuherzigen Sitte der damaligen Zeit, darf ich fragen, wer das junge Fräulein ist, welche ihr mit dem Tochternamen beehrt? Unser König hat, so viel ich weis, keine Schwester, welche mir noch unbekannt wär.

Sollte der Marggraf von Meißen all meine Kinder, auch die angenommenen kennen? lächelte Adelheit, sind mir doch auch die seinigen unbekannt!

Ich habe nur eine Tochter, gnädige Frau, erwiederte der Marggraf mit einem unterdrückten Seufzer; sie hat sich, wie mir meine Gemahlin schreibt, zum Kloster bestimmt, und ich denke ihren Ruf nicht zu hindern.

Die Marggräfin, versetzte Adelheit, ist wie ich höre, Stiefmutter des Fräuleins, könnte dieses einem besorgten Vater nicht einige Zweifel

wider die Rechtmäßigkeit des Berufs zum Klosterleben einflößen?

Braucht meine Gemahlin fremdes Zeugniß, so hat sie das der Gräfin von Nordheim auf ihrer Seite; auch war Luitgard von Anfang ein stilles Kind, ohne sonderliche Anlagen, welches besser zum Kloster als zum Weltleben taugen wird.

Anlagen lassen sich in zarter Kindheit schlecht beurtheilen, und es wär wohl möglich, daß in eurer Luitgard eine Blume abgeknickt worden wär, welche auch ausser der feindseligen Klosterluft zum herrlichen Kranze hätte heranblühen können. Verzeihet, Herr Marggraf, daß ich euch die Wahrheit sage; Kinder, vornehmlich Töchter, sind für euch Helden eine Gabe des Himmels, welche ihr nicht zu schätzen wißt. Von eurer verlassenen Gemahlin will ich gar nichts gedenken, aber Gott, eine Luitgard, vielleicht ein edles liebenswürdiges Geschöpf, wie eure Beysitzerin, daheim haben, und sie neun Jahr lang der Willkühr Fremder, oder sich selbst zu überlassen, nichts von ihr zu wissen, als was man durch andere erfahren hat! —

Und wem habe ich die neun Jahre, die mir so schmerzlich aufgerückt werden, und die

ich füglich meinem Hause entzog, wem habe ich sie aufgeopfert, als euch und eurem Sohne?

Ihr habt recht, aber warum vergeßt ihr, daß mir es aus Dankbarkeit obliegen würde, indessen eure Stelle zu vertreten, und die Mutter eurer verlassenen Tochter zu seyn? Sprich mein Kind, auch du bist eine elterlose Waise, sage dem Marggrafen, was du in deinem Vater vermißt hast, und zeige ihm, daß er hätte anders handeln sollen!

O Gott, schrie Luitgard, indem sie aufsprang und sich zu Eccards Füssen warf, ich kann, ich kann nicht mehr! mein Herz will mir zerspringen! O mein Vater! sehet hier eure glückliche, glückliche Tochter, sie hat keinen Vorwurf für euch, nur Freude über eure Gegenwart! Sie litt nicht durch eure lange Vergessenheit, da ihr euer Verlust durch zwey Mütter ersetzt wurde, durch die edle Gräfin von Nordheim, und durch die Kaiserin, die mich jetzt euren Armen wieder giebt!

Ein allgemeiner Aufstand erfolgte. Adelheit drohte lächelnd mit dem Finger, und wiederholte verschiedene mal das Wort, zu zeitig, gegen Luitgarden, welche sie aber nicht hörte, denn sie hatte für nichts Gefühl, als für ihren Vater, der sie sprachlos für Entzücken an seinen Busen drückte. Er allein saß unter der

ganzen Gesellschaft, Luitgard kniete vor ihm, und die andern standen um ihn, Adelheit zunächst seinem Stuhle.

O gnädige Frau, rief er, als er wieder Worte hatte, indem er ihre Hand an seine Lippen zog, und dankend zu ihr aufsah. Welche Ueberraschung! Dieses Kind, die schönste, edelste aller Fürstinnen, eure eigenen nicht ausgenommen, mein? Mein, durch eure Vorsorge? Ja diese Blume kann wirklich zum herrlichen Kranze für mich heran wachsen, und ihr habt sie gepflegt! Gott, wenn ich dies je vergesse, wenn ich nicht ewig der theuern Hand danke, die ein Geschöpf, das zu gut für dumpfe Klostermauern war, in seine eigene Sphäre brachte! und mir es nun so! so! wieder giebt!

Mäßiget euch, Herr Marggraf, erwiederte die Kaiserin lächelnd. Ich war ja wohl dem Helden, der sein Blut für mich und die Meinen vergoß, einen Dank schuldig, ist nun meine Mutterliebe für Luitgarden Dank, ist meine Sorge auch für ihr künftiges Schicksal Dank, so nehmet ihn an, und glaubt, daß kein Loos so glänzend ist, das ich nicht eurer Tochter um euretwillen gönnen, und so weit es in meinen Kräften ist, zutheilen will.

Luitgard ward nun den neuangekommenen Helden allgemein als Marggraf Eccards

Tochter bekannt, und alle drängten sich um sie, ihr unter diesem Namen ihre Ehrfurcht zu bezeugen; es ist nicht zu leugnen, daß ihr derselbe Ehre machte, und sie den Augen der meisten noch achtenswürdiger darstellte, als wär sie wirklich die Tochter der Kaiserin gewesen; aber die allgemeine Aufmerksamkeit galt gewiß nicht dem Vorzug allein, welcher ihr die Abkunft von einem solchen Vater gab, sondern noch mehr den Reizen, die sie schmückten, und die durch die sittsame Verlegenheit, in welcher sie unter der allgemeinen Bewunderung dastand, noch vermehrt wurden. Aller Augen waren auf sie gerichtet, und besonders der jüngere Theil der anwesenden Ritter schien ganz in ihren Anschaun verlohren zu seyn. Zweye von ihnen nahten sich ihr mit mehrerer Kühnheit als die andern, machten sich ihr als die Grafen von Nordheim bekannt, und gründeten auf die Ehre, eine Zeitlang mit ihr erzogen worden zu seyn, ein gewisses zutrauliches Wesen, welches Luitgards Sittsamkeit beleidigte, sie waren noch ganz die Alten, wilde Jünglinge, die durch den Zuwachs von Jahren und ausgebildetern Wuchs nichts gewonnen hatten, als rauheres Betragen und widrigeres Ansehen. Luitgard wandte sich so schnell als möglich von ihnen hinweg, denn von der andern Seite nahte sich

ein Mann, dessen Gesicht ihr noch völlig bekannt war, und den sie aus mehr als einem Grunde zu schätzen Ursach hatte.

Es war Graf Luther von Bernburg, der alte Freund Marggraf Eccards, der Vater Werners, ihres Jugendgespielen. An seiner Seite stand ein schlanker, bleicher Jüngling, den Luitgard nicht kannte, und der erst, als er die furchtsam niedergeschlagenen Augen ein wenig nach ihr erhub, eine Ahndung von seinem Namen in ihr erregte.

Wie hätte Luitgard Wernern noch kennen sollen, welcher sich in den vier Jahren der Trennung so gewaltig geändert hatte! seine Größe und die ganz fremd gewordenen Züge waren noch das wenigste, was ihr ihn unbekannt machen mußte, sein schüchternes in sich selbst gekehrtes Betragen entstellte ihn mehr als alles, und es ist gewiß, daß Luitgard, hätte sie ihn nicht an der Seite ihres Vaters gesehen, hätten seine Augen, die sanftesten, die je in einem Jünglingsgesicht standen, ihren Blick nicht so ziemlich beybehalten, sie nie auf seinen Namen gefallen seyn würde. Aenderungen dieser Art sind bey jungen Personen in den Jahren des stärksten Wachsthums und der völligen Ausbildung des Charakters nichts seltnes, doch hatte bey Wernern die Lebensart, welche er

bisher geführt hatte, viel beygetragen, ihn ganz zu dem zu machen, der er jetzo war. Hang zum stillen Nachdenken und brennende Wißbegierde waren von dem zartesten Alter an die Grundlinien seiner Gemüthsart gewesen, sie waren es, die ihn in seinem dreyzehnten Jahre nach Hildesheim brachten; er fand dort ganz was er suchte, Anleitung zu allem, wonach seine Seele dürstete, aber auch nur Anleitung; im achtzehnten oder zwanzigsten Jahrhunderte möchten seine Wünsche vielleicht ehe Befriedigung gefunden haben, als im zehenden. Sein tiefsinniger Forschungsgeist fand in den Lehren der Weisen seines Zeitalters wohl Nahrung, aber bey weitem keine Sättigung, das ruhlose Streben des Jünglings nach Licht in der Dunkelheit, trieb ihn von einer Wissenschaft zur andern, es fehlte ihm an einen Leiter, eine Menge Begriffe, die er hier und da sammelte, zu ordnen, und diesem Mangel war um desto weniger abzuhelfen, da er einen großen Theil seiner Studien insgeheim trieb, und treiben mußte; man durfte damals noch nicht aus allen Quellen des Wissens unverholen schöpfen, wenn man den Namen Ketzer und Irrgeist entgehen wollte, mit welchen die seynsollenden Priester der Weisheit, die Mönche, nur gar zu freygebig waren. Werners Gesundheit und sein froher Muth

litten offenbar unter seinen mühsamen, größtentheils fruchtlosen Arbeiten, und er würde vielleicht gänzlich erlegen seyn, wenn ihn nicht ein zufälliges Gerücht von dem gelehrten Scholastikus zu Rheims, Gerbert, gerettet, und zu dem Führer gebracht hätte, der ihm allein den Weg aus seinen Irrgängen zeigen konnte.

Werner, der bey seinem Vater alles erlangen konnte, erhielt leicht Erlaubniß, nach Rheims zu gehen, und Gerberts Schüler zu werden. Dieser heitere, hellsehende Gelehrte, der schon lang auf einer sonnigten Anhöhe stand, da die übrigen Denker noch im dunkeln Thale tappten, war es, dem Werner deutlichere und wohlgeordnetere Begriffe zu danken hatte; er entriß ihn dem düstern Grübeln in unnöthigen Dingen, zeichnete ihm den Pfad des Wissens vor, der seinen Kräften angemessen war, und machte das aus ihm, was er jetzt war, zwar noch immer ein stiller blöder Jüngling, aber doch bey weitem nicht mehr die finstere, lichtscheue Creatur, die er unter seinen ersten pedantischen Lehrern ward.

Gerbert ward zum jungen Otto berufen, sein Lehrer in der Arithmetik zu werden, und er hatte Wernern zu lieb gewonnen, um ihn zurück zu lassen; auf diese Art war Werner das letzte Jahr bey Hofe gewesen, hatte Gnade

vor dem jungen König gefunden, und sich an jenen Erich, dessen wir ehemals gedacht haben und noch oft gedenken werden, einen Freund erworben, ungeachtet die Gemüthsart dieses edeln feurigen Jünglings von der seinigen verschieden war, wie Himmel und Erde.

Erich war der erste, welcher Werners Entschluß, ein Mönch zu werden, mit Ernst bekämpfte, und als Werners Vater, Graf Luther, dem diese Wahl seines einigen Sohns Tod gewesen seyn würde, mit seinen Vorstellungen dazu kam, und selbst Gerberten auf seiner Seite hatte, so überwand sich Werner, entzog den Wissenschaften seine Hand und ergriff das Schwerd.

Da es nicht Wahl war, was ihn zu den Waffen trieb, so läßt sich es denken, daß er sich nie ausserordentlich durch dieselben auszeichnete, aber eben so wenig verdiente er den Namen eines unwürdigen und verzagten Kriegsmannes; wie hätte er, der jede Tugend aus Grundsätzen liebte, Mangel an Tapferkeit oder Großmuth zeigen können? Sein Muth verließ ihn nur denn, wenn er fühlte, daß das Recht nicht auf der Seite seines Schwerds war, und wie oft mußte dieses in der damaligen Epoche häufiger und unnöthiger Kriege der Fall seyn! Zum Glück war derjenige, bey welchem er diesesmal

die erste Waffenprobe abgelegt hatte, keiner von denen, wo die Gerechtigkeit der Sache zweifelhaft war, und Werner hatte sich daher auf eine Art betragen, die ihm Ehre machte, und ihm den Platz unter den siegenden Helden, den er behauptete, nicht mit Unrecht einnehmen ließ.

Luitgard sah in dem Jünglinge, der ihr jetzt von seinem Vater vorgestellt wurde, freylich nicht den Helden, sein Gesicht konnte die Züge des düstern Denkers nie ganz verlieren, auch war hier eine Ursach vorhanden, sich schüchterner und blöder zu betragen, als er vielleicht in jedem andern Fall gethan haben würde, eine Ursach, welche meine Leser vielleicht errathen werden.

Liebe weis sich Zugang in jedes Herz zu verschaffen, und bey allem düstern Ernst hatte vielleicht keins mehr Empfänglichkeit für die glühendste schwärmerischste Leidenschaft als Werners. Ohne Luitgarden zu kennen, hatte er von dem Augenblick dieses Tages an, da er sie hier zuerst sahe, bis auf die Bekanntmachung ihres Namens, fast den Blick nicht von ihr verwendet, seine Empfindung bey ihrem ersten Gewahrwerden, war eine Art von ahndenden freudigen Erschrecken, die zweyte bewundernde Anbetung gewesen, die nur gar zu schnell einer Regung Platz machte,

welche er auf keine Art zu nennen wußte. Alles was er bisher empfunden hatte, vereinigte sich in dem Augenblick, da er erfuhr, dieses außerordentliche Mädchen sey die Tochter Marggraf Eccards, in ein einiges großes Gefühl, welches ihm fast die Besinnungskraft raubte, und in diesem Erstaunen, in dieser unnennbaren Verwirrung stand er jetzt Luitgarden gegenüber, welche einst seine zärtliche Jugendfreundin, seine Schwester war, ihr, die er schon damals so heiß, so innig liebte, als nur Kinder lieben können, und die nun in einer Person das Anziehende einer alten Gespielin mit allen Reizen einer ganz neuen, noch nie gesehenen Schönheit verband.

Eine seltsame Mischung von Ideen mußte hier in Werners ohnedem nur gar zu ideenreichen Gehirn entstehen, und es war nicht zu verwundern, daß er das Fräulein, als es der Wohlstand erforderte, weder anzureden, noch ihre Anrede zu beantworten wußte.

Graf Luther nannte nicht sobald Werners Namen, als sie sein Gesicht nicht mehr unkenntlich fand, und auf dem ihrigen all die Freude zeigte, welche das Wiedersehen einer geliebten Person hervorzubringen pflegt. Werner? — rief Luitgard, mein Bruder? — er, dessen Rath ich das zu danken habe, was ich jetzo bin?

O die herzlichste, herzlichste Bewillkommung euch, dem ich so viel schuldig bin, und mit derselben, die volle Erneuerung der alten Freundschaft! — Luitgard streckte ihre Hand nach Wernern aus, aber sie mußte sie wieder zurückziehen, ohne daß ihr die seinige entgegen kam, denn er war so ganz außer sich, daß ihn erst die Ermahnung seines Vaters, sich zu besinnen, wie aus einem tiefen Traume weckte. Die Grafen von Nordheim standen seitwärts und lachten; sie meynten, sie würden sich bey ähnlicher Begünstigung nicht so blöde finden lassen, wie der allzuglückliche Werner.

Luitgard, welche etwas von ihren Anmerkungen vernahm, erröthete; das ihr so tief eingeprägte Wort: fürstlicher Wohlstand kam ihr in den Sinn, sie glaubte bey ihrer Bewillkommung eines alten Freundes gefehlt zu haben, hätte gern das, was sie gethan hatte, zurückgenommen, und konnte es doch auch nicht über ihr Herz bringen, den schüchternen Jüngling dem Spotte seiner alten Widersacher Preis zu geben. Sie wand sich, wie Mädchen immer pflegen, sehr gut aus der Sache, indem sie sich von dem immer noch stummen Werner zur herzunahenden Kaiserin kehrte.

Gnädige Frau, sagte sie, ihr wußtet wohl noch nicht, daß ich einen Bruder habe; erlaubt

mir, ihn euch in diesem jungen Ritter vorzustellen. —

Einen Bruder? Wiederholte Adelheit, die Luitgarden nicht ganz begriff, und Marggraf Eccard nebst Graf Luthern erklärten ihr ihre Worte, indem sie ihr eine kurze Erzählung von der gemeinschaftlichen Erziehung der jungen Leute machten, welcher Luitgard noch den Umstand hinzuthat, daß Werner der erste gewesen sey, der ihr Gandersheim genannt, und ihr dadurch den Weg zu ihrem gegenwärtigen Glück gebahnt hätte.

Werner hatte sich jetzt vor der Kaiserin auf ein Knie niedergelassen, und stammelte einige Worte, welche zu undeutlich gesprochen wurden, um verstanden zu werden. Es war eben so gut, denn wahrscheinlich galten sie so wohl als die demüthige Stellung, Luitgarden, und wurden nur in der Verwirrung an die unrechte Person addressirt.

Adelheit lächelte, hub Wernern empor, und versicherte ihn aller kaiserlichen Gnade, auf welche er sowohl wegen eigener Verdienste als wegen derjenigen, die sich seine Schwester nannte, Anspruch machen könne.

Vierzehentes Kapitel.

Sehr verschiedene Scenen.

Werner war in den folgenden Tagen bey besserer Fassung, weniger schüchtern gegen Luitgarden, und sie weniger zuvorkommend. Die Freude des Wiedersehens hatte sie übereilt, der Anblick des Gespielens ihrer Kindheit konnte ihr nicht gleichgültig seyn, und daher eine Bewillkommung, welche Wernern so viele Neider zuzog, und die zugleich den Funken, welchen die Reize des Fräuleins in sein Herz geworfen hatten, zur Flamme machte. Luitgard merkte das nicht, sie glaubte, seine Zuneigung sey von eben der kühlen ruhigen Gattung als die ihrige, und sie wünschte, daß sie nie stärker werden möchte. Werner war ihr als Bruder sehr lieb, aber wenn ihr zuweilen Waldburgs Träume, daß er ihr einst mehr werden könnte, und ihre noch zuletzt gegebenen sehr freygebigen Versprechungen einfielen, so wars, als wenn sich ihr Herz von ihm zurückzog, und als wenn sie ihm wegen der Einfälle seiner Base übel wollte, an welchen er doch unschuldig war.

Das Gerücht erhob sich, die Kaiserin Theophanie werde, vermuthlich aus Eifersucht über die Gewalt, welche Adelheit in Deutschland

hatte, Italien verlassen, und ins künftige zu Nimwegen residiren, um ihr daselbst besser die Wage zu halten; Ursach genug für Adelheiten, welche die Reichsgeschäfte in den Händen des Bischofs Willigis und der Aebtißin von Quedlinburg sicher wußte, zu weichen, und ihrer Gegnerin das Feld zu überlassen. Es war ihr unleidlich, Theophanien, die sie nicht ohne Ursach haßte, näher um sich zu wissen, und sich die Möglichkeit zu denken, daß Wohlstand oder gemeinschaftliche Geschäfte sie zusammenbringen könnten. Luitgard erhielt Befehl oder Erlaubniß sie zu begleiten, und sie würde ohne Aufschub gehorcht haben, wenn sie nicht traurige Pflichten nach Gandersheim zurückgerufen hätten, deren Wichtigkeit die Kaiserin selbst einsah, und in den Aufschub willigte.

Die alte Aebtißin Gerberga lag zu sterben, wie hätte Luitgard sie können scheiden lassen, ohne das letzte Lebewohl, den letzten Segen von ihr zu nehmen? besonders, da sie selbst Sehnsucht nach ihr geäußert hatte. Adelheit ließ sich die Reise gefallen, welche das Fräulein unverzüglich in Gesellschaft ihres Vaters antreten mußte, ohne darum die ihrige aufzuschieben, sie ging nach Italien, und Luitgarden wurde der Ort bezeichnet, an welchem sie auf

dem Wege in dieses Land, wo jetzt der lang nicht gesehene Otto lebte, zu ihr treffen sollte.

Graf Luther und sein Sohn wollten Marggraf Eccarden und seine Tochter nach Gandersheim begleiten, sie hatten dort eine geliebte Schwester und eine Base, welche nach vieljähriger Abwesenheit wohl das Recht hatte, einen Besuch von ihnen zu erwarten, und o, wie harrte ihnen Fräulein Waldburg entgegen! wie viel gutes ahndete sie für ihre mehr erwehnten Plane aus der Gesellschaft, in welcher Graf Luther und sein Sohn nach Gandersheim kamen! Sie beyde! Marggraf Eccard und seine Tochter! befanden sich nicht hier alle Personen beysammen, welche nöthig waren, gewisse Verträge zu machen, gewisse Wünsche auszuführen, welche ihr am Herzen lagen?

Luitgard hielt sich bey ihrer Ankunft nicht länger bey Waldburg auf, als ihr den Kuß des Wiedersehens und die Versicherung zu geben, daß sie noch ganz als die alte wiederkehrte: eine Versicherung, welche die Nonne ausdrücklich forderte, um auf dieselbe, während Luitgard bey der sterbenden Gerberga war, ihre Anträge an die drey Grafen zu bauen, die bey ihr unverzüglich zur Audienz gelassen wurden.

Welche Scenen warteten auf das Fräulein in dem Zimmer, das sie jetzt betrat! Das

Sterbelager des Fürsten und des Bettlers sind wenig von einander unterschieden, beyde sind ein Heiligthum, rund umher mit der Stille und der Dämmerung des Todes umgeben. Gleiche Hülflosigkeit, gleiche Hoffnungen und Besorgnisse, alles gleich, bis auf einige Verzierungen, welche bey der Wichtigkeit der Hauptsache übersehen werden.

Luitgard trat leise herein, als ob sie sich scheute, das Schweigen des Grabes zu unterbrechen, das hier schon herrschte, denn niemand schien hier mehr zu athmen, und wem unter den Anwesenden Menschlichkeit oder Neigungen für die Sterbende Seufzer oder Thränen auspreßte, der suchte den entferntesten Winkel des dämmernden Zimmers, um durch die Stimme seines Kummers nicht die das heilige Schweigen zu stören. Luitgarden kam Helena von Roßow, die nicht lang von einer Wallfarth nach Rom zurück war, entgegen, legte den Finger auf den Mund und führte sie zu Gerbergens Lager.

Luitgard kniete nieder, und benetzte die kalte Hand der alten Dame mit stillen Thränen. Sie schien sich wie aus einem schweren Schlummer zu ermuntern; ist das nicht mein Kind? rief sie, ist das nicht Luitgard? — Doch warum so spät! ich hatte dir viel zu sagen! Nun nichts weltliches mehr, nur meinen Seegen!

Gerberga legte die Hand auf die Stirn des Fräuleins, und segnete sie schweigend. Du weist nicht, was ich dir von Gott erfleht habe, sagte sie, aber du wirsts dort erfahren. Ich war dir ihn schuldig diesen Segen, du hast mich sehr geliebt!

Luitgard dankte mit gebrochenen Worten, und die schwache Gerberga antwortete mit nichts als mit einem Handdruck. Und doch, fuhr sie nach einem langen Stillschweigen fort, doch ists gut, daß du spät gekommen bist; vor wenig Stunden würde ich dich anders, aber gewiß nicht besser gesegnet haben! Je näher der Ewigkeit, je heller lernen wir sehen, o was wirds erst dort seyn, dort, wo auch diesen schon so lang geschlossenen leiblichen Augen das Licht wieder aufgehen wird!

Ihr ermüdet euch, ehrwürdige Mutter, mit vielem Sprechen, sagte jetzt Helena von Roßow, die sich über Gerbergens Lager beugte, wollt ihr, so will ich dem Fräulein in eurer Gegenwart sagen, was ihr mir an sie aufgetragen habt.

Sage ihr nichts, versetzte sie, das sind alles Kleinigkeiten! Gott weis, wie die Lebenden sich mit solchen Dingen abgeben können!

Kleinigkeiten, ehrwürdige Frau?

Kleinigkeiten, und vielleicht vergeblich!

Luitgard hatte sich entfernt, um hinter einer Gardine ruhig zu weinen, weil sie gemerkt hatte, daß die Stimme ihrer Thränen der Kranken lästig war.

Ist die Prinzeßin gekommen? fragte Gerberga das Fräulein von Roßow nach einer Weile.

Schon vor drey Stunden; ihr ist alles bekannt gemacht worden, was ihr von ihr, als eurer Nachfolgerin erwartet, und ihr habt nicht nöthig, mehr als einige Worte mit ihr zu wechseln.

Gerberga winkte dankend, und gab ein Zeichen, daß man die künftige Aebtißin einführen sollte. Es war Sophie, eine ältere Schwester des jungen Königs Otto. Eine junge etwas stolze Dame, welche ihren Eintritt in das Zimmer ihrer sterbenden Verwandtin mit mehrerm Prunk machte, als hier nöthig gewesen wär. Die alte Dame empfing den Handkuß von ihrer Nachfolgerin, und befahl, nachdem sie einige wenige segnende und ermahnende Worte zu ihr gesprochen hatte, Luitgarden herbey zu rufen. Eine plötzliche Schwäche, welche sie überfiel, hinderte sie das zu sagen, was sie vielleicht im Sinne hatte, sie legte die Hand des jungen Fräuleins in Sophiens Hände, und drückte beyde fest zusammen.

Sie will sie euch empfehlen, sprach Helena von Roßow.

Ist das Fräulein willens hier den Schleyer zu nehmen? fragte Sophie.

So viel ich weis, nein, erwiederte die andere, indessen Luitgard vor Thränen nicht für sich selbst zu antworten vermochte. — Sophie zog ihre Hand kaltsinnig zurück, und machte eine Miene, als wisse sie nicht, wozu diese Umstände dienlich wären.

Aber Gerberga lag jetzt gänzlich ohne Besinnung, und Luitgard kniete wieder bey ihrem Bette, bis man für gut hielt, sie hinweg zu bringen, da ihre Gegenwart für die Entschlummerte ohne Nutzen, und für ihr eignes zartes Gefühl gefährlich war.

Die Nachricht von dem Tode der Domina, welche sich bald darauf ausbreitete, störte das Gespräch zwischen Fräulein Waldburg und den Grafen, das nun schon einige Stunden gedauert hatte. Man hatte Gerbergen nicht dem Tode so nahe vermuthet, als sie war. Waldburg, die sie wirklich geliebt hatte, obgleich Helena von Roßow sie immer von ihrer Seite zu drängen wußte, bedauerte, ihre letzten Augenblicke nicht lieber zu frommen Gebeten für sie, als zu irdischen Berathschlagungen genützt zu haben, welche hätten aufgeschoben werden können; es geht

mehrern guten Seelen so, daß sie sich in Kleinigkeiten verwickeln, und darüber die Zeit zum Wichtigern versäumen.

Waldburg hatte indessen große Ursach mit dem Erfolg ihrer Verhandlungen mit den Grafen zufrieden zu seyn. Daß Luitgard der Gegenstand derselben gewesen war, werden meine Leser wohl errathen, und durch Hülfe der verständigen Nonne waren Dinge ins Licht gesetzt worden, die ohne sie vielleicht noch lange, vielleicht noch ewig verborgen geblieben wären. Werner wußte kaum selbst, daß er Luitgarden liebte, Waldburgs Vortrag an den Marggrafen und an seinen Vater öffnete ihm erst die Augen. Seine Gefühle, wären sie ihm auch endlich deutlich geworden, irgend jemand zu gestehen, dazu würde er wohl nie Muth genug gehabt haben, Waldburg vertrat seine Stelle. Graf Luther hörte hier Dinge erwähnen, die seinen Wünschen nichts weniger als fremd waren, aber auch er würde vielleicht Bedenken getragen haben zu reden, da der Marggraf von Meißen wohl höhere Erwartungen für seine Tochter hegen konnte, als die Verbindung mit seinem Sohne. Jetzt war alles klar, Waldburg machte Vorstellungen, die Grafen von Bernburg wagten Bitten, die so dringend als be-

scheiden waren, und Eccard war nicht unbeweglich.

Was hätte ich für Ursach, sagte er, dem Sohne meines Freundes, einem jungen, tapfern, redlichen Ritter meine Tochter zu versagen? sie sey euch versprochen, so weit ihre Neigung und die Umstände eurer Liebe es begünstigen. Die Kaiserin, die sich so sehr für das Mädchen interessirt, dürfen wir hiebey freylich nicht ganz vorbeygehen, aber was hätte sie für Ursachen, da Nein zu sagen, wo mir das Ja beliebt? auch würde ich ihr solche Anmassung nicht zugestehen; im Verneinen sind wir ja so ziemlich einig, warum nicht auch im Bejahen? Graf Werner ist nicht der erste Brautwerber meiner Luitgard; gleich den Tag nach ihrer öffentlichen Erscheinung haben Siegfried und Benno von Nordheim bey mir um sie geworben; eine unsinnige fast schimpfliche Werbung! zwey Brüder um ein Fräulein! Luitgardens Wahl, oder das Looß, oder das Schwerd, meynten sie, sollte zwischen ihnen entscheiden! Ich denke, ich habe ihnen geantwortet, wie sie verdienten! Mit der Kaiserin sprach ich davon, und sie war so ganz meiner Meynung, daß die Grafen von Nordheim noch aus ihrem eigenen Munde eine Vorhaltung wegen ihrer Kühnheit bekamen. Was die Absichten der Grafen von Bernburg

anbelangt, so will ich, daß sie Luitgarden jetzt so wohl ein Geheimniß bleibe, als jene; die ganze Sache beruht auf der Zukunft, und ich will nicht, daß die Ruhe des Mädchens, und ihr unschuldiger Frohsinn zu zeitig durch Liebessorgen gestört werde. Bleibt Ritter Werner gut und brav, und kann ihn Luitgard leiden, so hat es bey dem, was ich gesagt habe, sein Verbleiben, ohne daß wir jetzt schon weitere Schritte thun.

Die letzte Klausul war Fräulein Waldburg nicht ganz angenehm; all ihre Unternehmungen hatten Eil, und sie hätte wenigstens gewünscht, mit Luitgarden schon heute von diesen Dingen sprechen zu können; nun war ihr der Mund geschlossen, und der Gedanke, die Gegenwart des Fräuleins hier im Kloster nicht lang zu geniessen, da Eccard von dem Verlangen der Kaiserin sprach, sie mit nach Italien zu nehmen, machte ihr um so viel weniger Schmerzen, weil sie doch sich die Unterhaltung mit ihr hätte versagen müssen, welche ihr die angenehmste gewesen seyn würde, die Unterhaltung von dem geliebten Werner, und der Hoffnung, sie bald unter ihre Verwandtinnen zu zählen.

Funfzehntes Kapitel.

Unwissenheit.

Sobald die ernsten Eindrücke, welche Scenen des Todes auf eine junge Person zu machen pflegen, Luitgarden Gedanken an minder wichtige Gegenstände gestatteten, so lag sie dem Fräulein von Roßow unablässig an, ihr die Aufträge mitzutheilen, welche sie von der verstorbenen Aebtißin für sie erhalten hätte. Helena schützte sich mit Gerbergens letzten Verbot, ihr nichts von Dingen zu sagen, welche Kleinigkeiten und vergeblich wären.

Mich dünkt, erwiederte Luitgard, ihr wiederholtet das Wort Kleinigkeiten damals in einem Tone, in welchem auch ich es jetzt wiederholen möchte. — Daß einer Sterbenden die höchsten irdischen Dinge klein sind, das glaube ich wohl, **ihr** aber schien von der Wichtigkeit dessen, was ich erfahren sollte, stark genug überzeugt, und daß ich es noch vielmehr bin, brauche ich euch nicht zu sagen, da mich die Sache zunächst angeht.

Helena hätte nicht so gelehrt seyn müssen, als sie war, um ein Mädchen, wie Luitgard, nicht schnell zum Schweigen zu bringen. Das junge Fräulein hatte ihren Gründen nichts

entgegen zu setzen, und erfuhr endlich doch so viel: Gerbergens Auftrag habe vornehmlich in der Bitte bestanden, sich nie ohne Einwilligung der Kaiserin Adelheit zu vermählen. Luitgard, die gewiß in diesem Augenblick an nichts weniger dachte, als an den Brautkranz, warf den Kopf ein wenig zurück, schien dem, was man ihr sagte, nur halb zu glauben, und meynte, am Rande des Grabes sollte man billig wichtigere Aufträge an die Ueberlebenden zurücklassen.

Dies wars, versetzte Helena, was Gerberga selbst fühlte, und was ihr den Ausdruck Kleinigkeit abnöthigte.

Gerbergens Auftrag war indessen doch nicht so gar unwichtig gewesen; das was das Fräulein von Roßow Luitgarden davon mitgetheilt hatte, war nur der Eingang, und das Ganze betraf nichts geringeres, als die Enthüllung von den Absichten der Kaiserin Adelheit, sie einst zur Gemahlin ihres Sohns zu machen, nebst einigen Lehren über ihr Betragen in ihrem künftigen hohen Stande. Sonderbar, daß die Sterbende diese Dinge nicht allein klein, sondern auch vergeblich nannte, gleich als ob sie voraussäh, daß sie nie zur Wirklichkeit kommen würden.

Das Fräulein von Roßow war vielleicht nicht gegen jedermann so zurückhaltend, wie ge-

gen Luitgarden. Die neue Aebtißin, deren Gunst sich nicht durch bloße Gelehrsamkeit gewinnen ließ, wußte wahrscheinlich bald mehr von der Sache als diejenige, welche es unmittelbar anging. Luitgard ward schnell ein Gegenstand ihres Hasses, es war Sophien unleidlich, sich das junge Mädchen, das so weit unter ihr stand, dereinst als Schwester und als Kaiserin zu denken. Luitgard merkte indessen wohl, daß man ihr nicht gewogen war, aber auf die Ursach konnte sie unmöglich fallen. Sie hatte in der demüthigen Meynung von sich selbst, die bey zunehmenden Vollkommenheiten wiederkehrte, keinen Gedanken davon, daß ihre Person ein Kleinod sey, nach welchem so manche trachteten, und mit welchem man sogar den kaiserlichen Thron zu schmücken dachte.

Die Anstalten zur Reise nach Italien wurden ernstlich gemacht, aber Luitgard dachte das Kloster nicht ehe zu verlassen, bis sie noch einen Brief an die Gräfin von Nordheim ausgefertiget hatte, den wir den Lesern nicht mittheilen, weil er weit weniger enthält als sie bereits wissen. Er war nicht so ganz künstlich geschrieben, nicht ganz so reich verziert, denn Luitgard schrieb ihn nicht, damit er nothfalls zur Tapezerey dienen könnte, schrieb ihn nicht in

Rücksicht auf hundertjährigen Nachruhm, sondern blos um einer Person Nachricht von sich zu geben, für welche sie die heisseste Liebe und Dankbarkeit hegte.

Marggraf Eccard begleitete seine Tochter bis in die Gegend, wo sich der Weg scheidete, denn ließ er sie unter der Geleitschaft der Grafen von Bernburg und ihrer Ritter weiter ziehen, er aber wandte sich nach seinen Landen, um sein Schloß und seine Gemahlin einst wieder zu sehen.

Luitgard fühlte sich Graf Wernern und seinem Vater unendlich verbunden, daß sie ihre Begleitung über sich genommen hatten, sie wußte nicht, was für einen Werth ihre Person in ihren Augen hatte, und wie viel Recht sie sich auf dieselbe zu haben einbildeten. — Werner hatte indessen nicht Ursach es zu bereuen, daß Luitgarden ihr künftiges Verhältniß mit ihm unbekannt war, diese Unwissenheit gewährte ihm den süssesten zwanglosesten Umgang mit derjenigen, welche er anbetete, und o wie viel neue Vollkommenheiten entdeckte er in denselben an ihr! ihre Schönheit war ihr kleinster Vorzug, ihr edles Herz, ihre rege Tugendliebe, ihr heller ausgebildeter Verstand, welche Schätze für einen Jüngling wie Werner! Er prieß sich

selig, in der Hoffnung, ein solches Mädchen einst sein zu nennen, und nichts machte ihm Kummer als die Vorstellung, daß die Verbindung mit ihm ein zu kleines Glück für sie sey, daß sie ihr den Weg zu größern Glanz, zu ausgedehntern Würkungskreisen für ihre immer thätige Tugend verschliesse. Die Absichten, welche man in Ansehung des jungen Otto für sie hegte, waren ihm so wie jedermann unbekannt, aber wenn er zuweilen seiner Phantasie über das Glück, welches Luitgardens Verdiensten angemessen wär, den Zügel schiessen ließ, so trafen seine Gedanken ziemlich mit dem zusammen, was man ihr wirklich bestimmt hatte. Er dachte hierin nicht unphilosophisch, er sah nicht allein auf den Glanz der Kaiserkrone, sondern eben so wohl auf denjenigen, welcher ihr sie aufsetzen könnte, auf den liebenswürdigen, den tugendhaften, den edlen Otto, den er genug kannte, um seine Hand für die beste Fürstin für Glück zu halten.

Sechzehntes Kapitel.

Ein seltsames Gespräch.

Wer einen Begriff von den schnellen Aenderungen menschlicher Schicksale hat, wer weis, welchem Mondähnlichen Wechsel besonders Fürstengunst unterworfen ist, der bereite sich zu den Dingen, welche folgen werden.

Erst an den Grenzen von Italien war es, wo Luitgard mit den letzten des kaiserlichen Gefolgs zusammentraf; man sagte ihr, die Kaiserin halte sich in einer benachbarten Stadt auf, um wichtige Unterhandlungen mit einem Arragonischen Gesandten zu treffen, in welchen sie zu stören niemand erlaubt sey. Luitgard konnte nicht begreifen, was ihre Gegenwart Staatsgeschäften für Hinderung bringen könnte, da sie gewiß die Kaiserin nur in solchen Stunden sahe, wo sie müßig war; sie fragte, ob sie namentlich von denen, welche Zutritt bey der Kaiserin hatten, ausgenommen sey, und man antwortete ja; eine Sache, welche Luitgarden befremdete, aber bey weitem nicht so sehr beunruhigte, als geschehen seyn würde, wenn sie zwanzig Jahr älter gewesen wär. Sie dankte den Grafen von Bernburg, ihren bisherigen Be-

gleitern, und entließ sie, richtete sich zu Alvula mit ihrem kleinen Gefolge so gut als möglich ein, und sah dem Befehl der Kaiserin entgegen, was sie weiter zu thun haben würde.

Endlich nach langem Warten erschien er, sie bekam Erlaubniß zu folgen, und sahe Adelheiten wieder, aber Gott! welch ein Wiedersehen! Die Kaiserin trug die Miene, welche die Großen so gern annehmen, wenn sie sich bewußt sind, daß sie gegen Geringere unbillig gehandelt haben, die Mienen, als wären sie selbst beleidigt, und einer solchen Handlung war sich Adelheit gegen Luitgarden würklich bewußt, wiewohl das Unrecht, das ihr von ihr wiederfuhr, von solcher Art war, daß es das junge Mädchen auf keine Art fühlen, oder sich unglücklicher durch dasselbe achten konnte. Luitgard wußte ja nicht, was man für große Absichten ihrentwegen gehabt hatte, sie wußte ja nicht, daß all die überspannte Gnade, die sie bisher genoß, nicht eben der Tochter Marggraf Eccards von Meißen, sondern der künftigen Kaiserin gegolten hatte. Diese herrlichen, für Luitgarden so glorreichen Entwürfe waren seit letztem Mondwechsel gescheitert, weil sich Gelegenheit zu einer Verbindung für den jungen Otto zeigte, welche mehr Staatsvortheile ver-

sprach als die Vermählung mit einer deutschen Fürstin.

König Sanktus von Arragonien hatte eine Tochter; die Kaiserin Adelheit einen Enkel, dieser war König des deutschen Reichs und jene war eine reiche und mächtige Prinzessin; was war hier natürlicher als der Gedanke, daß beyde für einander geschaffen waren! an den Gränzen von Italien wartete ein Arragonischer Gesandter, Ottos Großmutter eine Heyrath zwischen ihm und der jungen Marie vorzutragen; seine Vorschläge waren glänzend, seine Beredsamkeit unwiderstehlich; Abschlag würde thöricht, würde kaum möglich gewesen seyn. Adelheit ward gewonnen, und weg waren alle Projekte in Ansehung Luitgardens! Hätten sie doch in der Luft zerstäuben mögen, diese Anschläge, welche vielleicht ehe der Grund ihres Elends als ihres Glücks werden konnten, wenn nur nicht mit ihnen auch ein großer Theil der Zuneigung zu dem unschuldigen, unwissenden Mädchen verschwunden wär. Luitgard hatte ja nicht nach dem Glück gerungen, das man ihr nun entzog, wie konnte man auf sie zürnen? Sie wußte ja nicht einmal etwas von den hochfliegenden Entwürfen, die man für sie im Sinne gehabt hatte, wie konnte man Vorwürfe von ihr besorgen? Gleichwohl war der Empfang,

den sie fand, ganz so, als könnte das eine oder das andere statt haben.

Voll Erstaunen stand Luitgard der Kaiserin gegen über, bey welcher sie ein ganz anderes Betragen gewohnt war. Thränen füllten ihre Augen, und ihre Sache ward dadurch nicht gebessert. Ihr weint, Fräulein, sagte Adelheit, sind diese Thränen Verweise für mich? worüber habt ihr euch zu beklagen? —

Verweise, gnädige Frau? Klagen? Klagen gegen meine Wohlthäterin?

Gleichwohl lese ich so etwas in euren Augen; wozu sonst diese Thränen?

Ich sehe, daß ihr zürnt; ich glaube in irgend etwas gefehlt zu haben; an mir liegt die Schuld gewiß, daß diese Blicke nicht so huldreich auf mich fallen wie sonst, an mir allein, nicht an euch. Sollte vielleicht die Verzögerung meiner Ankunft? — Aber ich ward zu Gandersheim aufgehalten, und ein Abentheuer auf der letzten Hälfte meiner Reise. —

Nichts kann wohl mehr beschämen, als wenn derjenige, gegen welchen wir Entschuldigungen zu machen haben, sich derselben gegen uns bedient. Adelheit war zu edel, um hier nichts zu fühlen, und das unschuldsvolle bekümmerte Wesen des jungen Mädchens war zu einnehmend, um sie nicht mit derjenigen auszusöh-

nen, mit welcher sie zürnte, sie wußte nicht warum, vor welcher sie sich scheute, ohne zu wissen, ob sie es Ursach hätte.

Luitgard bekam eine gnädigere Miene und einen von den liebkosenden Namen, mit welchen sie sonst häufig beehrt wurde. Sie durfte Platz an der Seite der Kaiserin nehmen, die sich in tiefen Nachdenken verlohr, weil sie nicht wußte, wie sie ein Gespräch beginnen sollte, das wichtiger war, als das junge Mädchen meynte. Alles kam hier darauf an, ob Luitgard etwas von den Absichten wußte, die man mit ihr gehabt hatte, und ob es also nöthig sey, sie von der Aenderung derselben und ihren Ursachen zu benachrichtigen. Luitgard war an Gerbergens Sterbebette gewesen, Gerberga war diejenige, welche den Wunsch, das edle Mädchen, das sie liebte, einst auf dem Throne zu sehen, zuerst geäußert, und seine Erfüllung am meisten betrieben hatte. Nicht nur möglich, wahrscheinlich war es, daß sie mit Luitgarden in ihren letzten Stunden von diesen Dingen gesprochen hatte, und ob dieses wirklich geschehen sey, suchte man jetzt durch allerley verschränkte Fragen zu erfahren, die eben darum, weil sie dieses waren, von den geradsinnigen Mädchen nicht anders als unzulänglich beantwortet werden konnten.

Adelheit ward ungeduldig, und Luitgard wußte nicht mehr, was sie antworten sollte. Wär es nicht besser, gnädige Frau, sagte sie endlich, euch alles, was mir zu Gandersheim begegnete, der Ordnung nach zu erzählen? vielleicht daß ich denn euren Wünschen, die auf etwas abzielen, das ich nicht begreifen kann, besser Gnüge leisten werde.

Thue das, thue es, liebe Luitgard! rief die Kaiserin, und das Fräulein begann eine Erzählung, deren Inhalt unsre Leser aus dem Vorhergehenden wissen, und die, weil sie die Wahrheit zur Richtschnur hatte, so leicht und ungekünstelt ausfiel, daß aller Verdacht von verschwiegenen oder verkleideten Umständen unmöglich war.

Und die Aebtißin, fragte Adelheit am Ende, sagte euch also nichts von dem, was sie für euch auf dem Herzen hatte?

Nichts, gnädige Frau, als ihren Segen. Er ist mir theuer, aber demohngeachtet muß ich gestehen, daß ich gewaltig neugierig nach dem Uebrigen bin.

Was wirds eben gewesen seyn! du mußt nicht weiter daran denken!

Wenigstens glaube ich, daß ich es eben so wohl hätte wissen können, als Helena von Roßow.

O hierin bin ich völlig deiner Meynung, hat man einmal Geheimnisse, so thut man am besten, sie vor jedem zu verbergen; aber diese gelehrte Nonne, ist eine gefährliche Person, die wohl das Grab um seine Verborgenheiten betrügen könnte, und du wirst wohl thun, wenn du dich vor ihr hütest, und nie etwas von dem glaubst, was sie dich etwa noch hinten nach bereden könnte, um dich auszulocken.

Mich auslocken, gnädige Frau? das lohnte wohl der Mühe nicht! ich habe keine Geheimnisse; aber jene Helene halte ich in der That für gefährlich und betrüglich, und von dem, was sie mir am Ende dennoch sagte, glaube ich kein Wort.

Wie? sie sagte dir dennoch etwas, und du hast mir es noch verschwiegen?

Ich war mit meiner Erzählung noch nicht so weit, auch könnte es würklich seyn, daß ich es nicht gegen euch erwehnt hätte, weil ich nicht weis, wie Gerberga eben gerade darauf gekommen seyn könnte, in ihren letzten Stunden an meine Verheirathung zu denken; viel glaublicher würde es mir gewesen seyn, wenn sie mir den Schleyer hätte empfehlen lassen.

Deine Verheyrathung? o rede! rede!

Sie ließ mich ermahnen, nie meine Hand ohne eure Einwilligung zu vergeben.

Würklich? würklich? und dies wars alles?

Alles! — Meinen Gedanken nach eine sehr unnöthige Sache, die sich ja von selbst versteht.

In der That, mein Kind, du wirst wohl thun, wenn du auch hierin nichts ohne mich thust; ich werde für dich sorgen, das kannst du mir zutrauen, und ich muß dir sagen, daß ich seit einiger Zeit sehr ernstlich an deine Verheyrathung denke.

An meine Verheyrathung? jetzt, da ich kaum das vierzehnde Jahr zurückgelegt habe?

Hohe Personen heyrathen früh; die arragonische Prinzessin, die ich, wie ich dir im höchsten Vertrauen melde, für meinen Sohn bestimmt habe, ist nicht älter als ihr junger Bräutigam, hat erst das dreyzehende Jahr angetreten? und was dich anbelangt, mein Kind, so bist du schön genug, um ohne dein Wissen schon mehrere Augen auf dich gezogen zu haben. Die Grafen von Nordheim, die vornehmsten unter deinen Brautwerbern, wurden vielleicht zu voreilig abgewiesen, und ich wollte wohl wünschen — —

Die Grafen von Nordheim? o gnädige Frau, nun geht mir auf einmal ein schreckliches Licht auf. Ich sagte euch von einem Aben-

theuer, welches meine Ankunft verzögerte, hört, worin es bestand:

Die Grafen von Bernburg, meine Begleiter, brauchten von Anfang unserer Reise Umwege und andre vorsichtige Maaßregeln, weil sie, wie sie sagten, einen Auffsatz von den Grafen von Nordheim besorgten, endlich an den Gränzen von Tyrol wurden wir würklich von einer zahlreichen Reuterschaar überfallen, welcher wir schwerlich entgangen seyn würden, wenn nicht in dasiger Gegend die Leute eures Sohns gelegen hätten, die meinen Beschützern beytraten, und mich, da ich schon in der Gewalt eines der Ritter war, davon brachten.

Du, gerettet durch die Leute meines Sohns? vielleicht durch ihn selbst? —

Schwerlich! der junge König wird sich wohl noch nicht unter den Waffen finden lassen.

Sage das nicht! Otto weis bereits das Schwerd zu führen! Kennst du ihn?

O ja, ich sahe einst sein Bild! ein wunderschönes Kind!

Kind? närrisches Mädchen! was bist denn du, die du kaum zwey Jahr vor ihm voraus hast?

Knabe, hätte ich sagen sollen, und verzeihet, gnädige Frau, wenn etwa auch dieses

wider die Ehrfurcht ist, welche ich meinem König schuldig bin. Um indessen wieder auf meine Erzählung zu kommen, so weis ich wohl, daß ich meine Rettung nicht ihm, sondern einem jungen Ritter schuldig bin, welchen — welchen euch zu schildern — euch zu beschreiben — ich will sagen —

Nun Luitgard, was bedeutet diese Verwirrung? — Hättest du mir nicht gesagt, daß du erst vierzehn Jahr wärst, und noch nicht ans Heyrathen denken dürftest, ich würde dich für verliebt halten.

O nein, gnädige Frau, verliebt gar nicht, aber — aber — so viel ist gewiß, daß ich nie einen herrlichern schönern Ritter gesehen habe, als diesen, nicht viel älter vielleicht als Graf Werner, aber o Gott wie verschieden! dieser ein verkleidetes Mädchen, jener ein verkleideter Engel! und so tapfer! so verbindlich!! Graf Werner, der ihn kannte, bat mich, ihm zum Dank für meine Rettung einen Kuß auf meine Wange zu gestatten, aber er schwur, daß ihm mein Schleier heilig sey, und daß er keine andere Belohnung verlange, als das Bewußtseyn, Graf Eccards Tochter gerettet zu haben. Denket, gnädige Frau, wie mir dieses gefallen mußte! Mir ists lieb, daß ich seinen

Namen weis, um ihm ewig, ewig danken zu können!

Und dieser Name ist? — doch nicht Graf Erich, der Freund, der ungetrennte Begleiter meines Sohns? — Du schweigst? — Kind! Kind! mit deinem Herzen siehts bedenklich aus, doch beunruhige dich nicht! liebst du Graf Erichen, der deiner Liebe so ganz würdig ist, liebt er dich, so ist er dein!

Adelheit lächelte bey diesen Worten, und Luitgard erröthete, sie waren im Scherz geredet, und im Grunde ziemlich ernstlich gemeynt. Die Kaiserin war so entzückt, bey dem jungen Fräulein auch nicht eine Spur von dem, was sie besorgte, vielmehr das Gegentheil zu finden, all' ihre Liebe zu ihr kehrte so mächtig wieder, sie fühlte, sie sey ihr Entschädigung für die aufgegebenen Plane schuldig, wünschte ihr Liebe um verlorne Liebe zu geben, sie bald, sie vortheilhaft zu versorgen, wie viel Ursachen die Idee von einer Verbindung mit Graf Erichen, den sie ungemein schätzte, zu erweitern, und Entwürfe zu ihrer Ausführung zu machen, die sie aber Luitgarden, um ihre Verwirrung nicht zu vermehren, freylich nicht mittheilen konnte.

Das Fräulein ward ganz mit der alten Zärtlichkeit entlassen, und die Kaiserin verschloß sich in ihr Zimmer, um dem guten Ausgang

einer verdrüßlichen Sache und seinen weitern Folgen nachzudenken. Luitgard wußte also gar nichts von jenen verborgenen Dingen, ahndete es nicht einmal, daß man bereits Anschläge auf ihre Hand machen könnte, kannte Otto, ohne ihn zu lieben, hielt ihn noch für ein Kind, fühlte angehende Leidenschaft für einen andern; was für herrliche Entdeckungen! Zwar wenn all dieses gleich anders gewesen wär, würde es doch der arragonischen Heyrath keine Hinderung haben bringen können, aber so war es doch besser, Adelheit blieb der Unannehmlichkeit überhoben, einer jungen Person, welche sie würklich schätzte, in einem falschen Lichte zu erscheinen, und sich für die Ursach ihres Unglücks halten zu müssen, blieb der Unannehmlichkeit überhoben, wenn Luitgardens Klagen laut würden, auch vor der Welt des Wankelmuths und der Undankbarkeit beschuldigt zu werden, weil sie den Entschluß, die Tochter der meißnischen Helden auf den Thron zu heben, so leicht um neuer Vortheile willen aufgeben könnte.

Ein Zweifel blieb ihr bey all diesen gehobenen Schwierigkeiten doch noch immer übrig, der, was mit Luitgarden zu beginnen wär. Sollte sie sie nach Deutschland zurückschicken? Wie hatte das edle Fräulein diese Beschimpfung verdient, und wie ließ sich dieselbe vor ihren Va-

ter verantworten, welcher die italiänische Reise zur Ausbildung des jungen Mädchens, ohne Ahndung anderer Dinge, gern gesehen hatte. Sollte sie Luitgarden mit all dem Glanz an dem Hofe ihres Sohns aufführen, dessen sie gewohnt worden war? Luitgard war sehr schön, und Otto war in mancher Betrachtung nicht ganz so sehr ein Kind, als sein Alter glauben ließ. Gefährliche Eindrücke waren hier möglich, und wär auch von dieser Seite nichts zu besorgen gewesen, so hätten ihre Vorzüge wenigstens bey der jungen Braut, oder bey denen, welche für sie dachten und fühlten, Eifersucht erregen können. Es gab einen dritten Weg, und dieser wurde eingeschlagen.

Mein Kind, sagte die Kaiserin des andern Tages zu dem Fräulein, wir verlassen künftige Woche Madruzzo, aber wir müssen uns trennen. Ich gehe nach Verona, und du nach einem anmuthigen Schloß am Garda-See, wo du besser und ruhiger leben wirst, als im Geräusch des Hofs. Ich muß dir sagen, so vollkommen du auch für einen deutschen Hof gebildet bist, so fehlt dir doch noch verschiedenes, um hier zu glänzen. In einem Jahre läßt sich viel nachholen, und ich werde dir es nicht an Mitteln fehlen lassen, vollkommen zu werden.

Und muß ich denn glänzen, wo ich erscheine? fragte die bekümmerte Luitgard, mir wär es ja genug, von niemand bemerkt zu werden, als von der, welche mich bereits kennt, und zu ertragen weis; aber von euch getrennt, vielleicht vergessen zu leben, — nein, Kaiserin, das halte ich nicht aus!

Vergessen? getrennt? Nein Luitgard, das sollst du nicht, ich bleibe dir nahe genug, um dich oft zu sehen, und ich bin versichert, daß ich meine seligen Stunden in den Armen der Unschuld und Tugend, in deinen Armen verleben werde. Weigre dich nicht, mein Kind, du übersiehst nicht den ganzen Umfang der Sache. Die Gründe zu stiller Verborgenheit, welche ich dir angab, sind vielleicht nur die geringsten. Ich sehe gewisse Unruhen, gewisse Verdrüßlichkeiten voraus, von welchen ich dich gern entfernt halten möchte. Mache dir über nichts Gedanken, sollte auch deine Eingezogenheit länger dauern als ich gesagt habe. Indessen sind die Wendungen des Schicksals wunderlich, und eine glückliche Verheyrathung könnte dich vielleicht ehe in die Welt zurückbringen, als du selbst meyntest.

Die arglose Luitgard sah in diesem Vortrag nichts als Güte der Kaiserin, sie erklärte, wie sie gelernt habe einsam zu seyn, und bequemte

LB Coburg

quemte sich in alles, was man verlangte, selbst darinn, daß die meisten von ihren Leuten nach Deutschland zurückgeschickt, und ihre Stellen aus dem Gefolg der Kaiserin ersetzt wurden. Deine Duegnas und deine Zofen, sagte Adelheit, verstehen weder die Sprache dieses Landes noch seine Sitten, ich muß dich in eine ganz neue Sphäre bringen, wenn ich dich für die grosse Welt bilden will.

Siebenzehntes Kapitel.

Das Gardaschloß.

Die Kaiserin blieb absichtlich so lang zu Madruzzo, bis Graf Erich mit der Nachricht eintraf, daß der König in wenig Tagen folgen werde. Ihm sollte aus Ursachen, welche die Leser leicht errathen können, das Geschäft aufgetragen werden, Luitgarden nach dem Gardaschloß zu bringen, bey Adelheit konnte eine hingeworfne Idee leicht Feuer fangen, der Gedanke, welchen ihr die Erzählung des Fräuleins in den Sinn brachte, sie und Erich könnten durch einander glücklich, er ihr Schadloshaltung für Otto, und sie ihm Belohnung für so man-

che Edelthat werden, war ihr geläufig, war ihr lieb geworden, und sie wollte nichts unterlassen, das Mögliche wirklich zu machen.

Hier ganz unbefangen und absichtlos zu Werke zu gehen, besaß sie hinlängliche Weltklugheit. Graf Erich ward um die Begleitung des Fräuleins als um eine ganz gleichgültige Gefälligkeit ersucht, und sie erfuhr nicht einmal den Namen ihres Schützers, als bis in dem Augenblicke, da er ihr als derselbe vorgestellt wurde. Luitgard erröthete, und bebte zurück, als sie denjenigen sahe, dessen Namen und Gestalt ihr so gut im Gedächtniß geblieben war, und er erfuhr zu Adelheits großer Belustigung beynahe die nämliche Regung, die er, so sehr er auch Hofmann war, doch nicht allzuwohl zu verhelen wußte.

Wie? rief Adelheit, mich dünkt, ihr kennt euch bereits!

Nur der Name des Fräuleins, erwiederte Erich, nicht ihre himmlische Gestalt ist mir bekannt, die ich heute zum erstenmal entschleyert sehe.

Habe ich meiner Kaiserin nicht schon den Namen Graf Erichs genannt? stammelte Luitgard.

Seinen Namen habe ich gar oft gehört, mein Kind, ob aus deinem Munde, das ist mir entfallen, doch ist mirs lieb, daß auch du diesen jungen Helden kennst, der sich in der Geschichte

meines Sohns von Kindheit an so vortheilhaft ausgezeichnet hat. Ist er etwa der Ritter, welcher dich aus den Händen der Räuber befreyte?

Aus den Händen der Grafen von Nordheim! rief Erich, indem sich sein Gesicht bey den Namen der Verwegenen mit zorniger Röthe färbte, Graf Werner und ich siegten ihnen ob, ohne so glücklich zu seyn, uns ihrer Person bemächtigen zu können, wahrscheilich lauern sie noch in diesen Gegenden auf ihre schöne Beute, und mir ists lieb, daß ihr meiner Sorgfalt anvertraut werdet. Ich weis, wie ich euch sicher führen soll, auch fehlt mirs nicht an tapfern Leuten, unsern Zug zu decken.

Luitgard hatte eine Antwort, hatte einen Dank für das Vergangene und für das Gegenwärtige auf der Zunge, aber in dem seltsamen, ihr ganz neuem Drang von Empfindungen, verwandelte er sich in eine blosse Verbeugung, die so schlecht und kurz abgebrochen war, daß Adelheit in ihrem Herzen die seltsame Art unerfahrner Unschuld, Liebe zu äußern, innig belachte.

Die Kaiserin umarmte das Fräulein, empfahl sie ihrem Hüter auf das angelegentlichste, und eilte auf den Balkon, ihrer Abreise zuzusehen; sie sah, daß Erich seine Dame sehr langsam nach dem Wagen führte, und sie mit mehr

Zärtlichkeit als Gallanterie hinein hob, aber die Worte, welche er ihr im Gehen zuflüsterte konnte sie doch nicht vernehmen. — O Fräulein, sagte er, was soll ich davon denken, daß euch das Schicksal nun schon zum zweytenmal mir ganz unerwartet entgegen führt!

Was hätte Luitgard hierauf antworten sollen? — auch antwortete sie nicht, sondern sie erwiederte, ohne es zu wissen, ganz leise den Druck seiner Hand.

Werdet ihr lang auf dem Schloß am Garda-See bleiben, und werde ich nie dieses Schloß besuchen dürfen? fuhr er etwas kühner fort.

Ich stehe unter dem Befehl der Kaiserin, versetzte Luitgard, wer Aufträge von ihr hat, darf nicht von mir zurückgewiesen werden.

O Liebe, welch eine Lehrerin bist du! Hätte wohl die klügste Weltdame einem Liebhaber das Mittel, Zutritt zu ihr zu erlangen, kürzer und deutlicher nennen können, als diese einfältige, unerfahrne Schülerin in deinen Geheimnissen?

Das Gardaschloß, in welches Luitgard von ihrem Ritter sicher und ohne Gefährde gebracht wurde, hatte die angenehmste Lage, die sich denken läßt, ein lachendes Gefilde von Maulbeerbäumen, Olivenheynen, kleinen Dörfern und

Nebenhügeln abgeändert. Langsam wandelt der schilfreiche Mincio durch die liebliche Ebene und blaue Gebürge endeten hier die weite Aussicht, so wie dort die Thürme des nahen Verona, indeß auf der andern Seite am spiegelglatten See sich ein zierliches Gebäude ausdehnte, welches zu schön, zu modern war, um mehr als zehn Jahre gesehen zu haben; auch hatte die Kaiserin, welcher diese Gegend aus Ursachen wichtig war, die in ihrer Geschichte liegen, daßelbe würklich erst ohngefähr vor so langer Zeit geendigt, und dadurch einigen benachbarten alten Ruinen, deren Bild die klare Fluth zurück warf, ein herrliches Gegenstück gegeben.

Das Schloß war nicht minder fest als schön, aber Erich, welcher sehr lebhaft von der Kostbarkeit des Schatzes überzeugt zu seyn schien, den er dorthin lieferte, hatte hier viel auszusetzen, und kam nach einigen vorläufig getroffenen Anstalten zu mehrerer Sicherheit, in wenig Tagen mit Aufträgen von der Kaiserin zurück, bessere Einrichtungen zu machen. Sie kosteten Zeit, und machten dem guten Erich viel Wege, Luitgard hatte zu viel Ehrfurcht für Adelheit, ihren Gesandten nicht allemal vorzulassen, und ob bey öfterer Gelegenheit sich zu sehen, nicht Zuneigung wachsen, Zurückhaltung

fliehen, und jedes des Eindrucks gewiß werden mußte, den es auf das andere gemacht hatte; das läßt sich errathen.

Achtzehentes Kapitel.

Ränke.

Und wer ist dieser Erich eigentlich, der uns so oft besucht, fragte Luitgard eine ihrer Damen mit der möglichsten Kaltsinnigkeit, die sie erkünsteln konnte.

Ein junger Held, war die Antwort, welcher, wenn seine Geburt seinen Thaten gleicht, einen viel höhern Namen verdient, als er öffentlich führt. Niemand kennt seinen Ursprung, aber auch niemand zweifelt, daß er ihn vielleicht Königen an die Seite setzen könnte. Alles ist wundervoll an diesem Jüngling, selbst dieses, daß er, ganz eine Kreatur der Kaiserin Theophanie, von ihr nach Europa gebracht, von ihr bis in sein zehntes Jahr erzogen, von ihr noch immer bis zur Abgötterey geliebt, von unserer Kaiserin, welche jene nicht ohne Ursach haßt, eben so geliebt und hervorgezogen wird; aber wie sollte er auch nicht, da Theophaniens böse Zucht ihn nie verderben konnte, da er Proben

früher Tugend und eines Heldenmuths ablegte, welche einen so großen Einfluß auf das Schicksal unsers Königs hatten! In seinem neunten Jahre rettete er bereits den dreyjährigen Otto aus Räuberhänden mit Gefahr seines eigenen Lebens. Mit einer Klugheit und Entschlossenheit, welche seine Jahre weit übertraf, führte er bald darauf einen Anschlag aus, welcher die Kaiserin in Stand setzte, den jungen König aus der Gewalt des Herzogs von Bayern loszumachen. Theophanie wollte ihn nach der Zeit von ihrem Sohne trennen, aber sein Herz hatte sich bereits zu fest mit seinem kleinen Freunde verbunden, um ohne ihn leben zu können. Erich zog gern die strenge Zucht des Erzbischofs von Maynz der weichlichen Lebensart vor, welche seiner an Theophaniens Hofe wartete, und welch ein Mann unter Willigis, Bernwards und Gerberts Aufsicht aus ihm geworden ist, das giebt der Augenschein.

Zum Helden zwar hätten ihn die frommen Mönche nicht bilden können; sie nährten nur in seinem Herzen den Grund wahrer Tapferkeit, die Frömmigkeit, Tugend und Großmuth. Mehr that in diesem Stück der muthige Adelbert, ein junger Mann, bey einem Heldenherzen vom Schicksal ins Klosterleben geschleudert, und den ersten Versuch, das auszu=

üben, was ihn Adelbert gelehrt hatte, machte er unter der Anführung des deutschen Siegers, Marggraf Eccards von Meißen.

Meines Vaters? rief Luitgard mit zusammengeschlagenen Händen, wie, daß er mir nie, nie Erichs Namen nannte!

Der Marggraf wußte vermuthlich nicht, lächelte die schlaue Italiänerin, daß euch dieser Name interessiren würde, auch ich habe mich vielleicht zu lange bey demselben aufgehalten und will daher abbrechen.

Nein nein! fiel Luitgard ein, redet nur weiter, ich höre euch gern!

Die Siege, fuhr die Dame fort, welche Graf Erich unter eurem Vater erfocht, der Einfluß seines Beyspiels auf den jungen König, der Muth, mit welchem er ihn in Gefahren schützte, wenn Otto sich zu kühn wagte, welche Aufgaben zu weitläuftigen Erzählungen, die euch lästig fallen würden! Meine Kaiserin hat mich gelehrt, den Werth jedes Geschöpfs nach dem Nutzen zu beurtheilen, welchen es für andre hat, wie soll ich denn diesen Jüngling schätzen, dessen kurzes Leben schon so manchen Hülfe und Rettung brachte, ihm, dessen Exempel tode Steine zu beleben schien! der stille Mönchhafte Graf von Bernburg, der junge Werner, wurde durch ihn, er wußte selbst nicht wie, mit zu Thaten hinge-

rissen, welche ohne diesen Führer wohl von ihm ungethan geblieben seyn würden.

Schmähet Wernern nicht, fiel Luitgard ein, er ist ein edler junger Mensch, ist halb und halb mein Bruder, da er mit mir erzogen wurde.

Ja fürwahr, erwiederte die andere, man merkt ihm die Erziehung an, welche er mit einem Fräulein gemeinschaftlich genossen haben kann, denn nur wenig fehlt ihm, ganz ein gutes, schwaches, schwärmerisch tugendhaftes Mädchen zu seyn, er gönnt ehe andern gutes als sich selbst, und ich habe nur noch neulich für gewiß erzählen gehört, daß er einst einem Freunde einen Kuß von einer Dame erfleht hat, welche für sich selbst, um diese Gnade zu bitten, er wohl nicht Muth genug gehabt haben möchte.

Luitgard erröthete, denn sie war sich der Begebenheit, auf welche Olympie anspielte, nur gar zu gut bewußt, und sie konnte sich nicht enthalten, noch in diesem Augenblicke über Werners Betragen, das ihr schon damals wie eine kleine gutherzige Impertinenz vorkam, ein wenig zu zürnen.

Dem sey wie ihm wolle, fuhr die Italiänerin fort, so wird Werner doch zärtlich von Erich geliebt; Er, der überall gutes sieht, glaubt

tausend Vortreflichkeiten in dem jungen blöden Menschen zu entdecken.

Die er auch wirklich hat, fiel Luitgard ein, tadelt Graf Wernern nicht, ihr kennt ihn nicht so wie ich, sonst würdet ihr seine gute Seite nicht übersehen.

Kann wohl seyn, aber so viel wüßte ich, wenn ich Graf Erichen und Graf Wernern kennte, und sie vernünftig zu vergleichen wüßte, so würde ich wohl keinen Augenblick zweifeln, welchem ich den Vorzug zu geben hätte.

Während Luitgarden bey Gesprächen dieser Art, bey Erichs Andenken und seinen oftmaligen Besuchen, bey Spaziergängen und Arbeiten, bey Ausbildung alter, und Erwerbung neuer Vollkommenheiten die Zeit wie ein süsser Traum verging, beschäftigte man sich z. Verona mit andern Dingen, welche so wichtig, so dringend waren, daß die Kaiserin noch nicht einmal Muße gefunden hatte, das Schloß am Garda-See zu besuchen.

Die Vermählung des jungen Otto mit der arragonischen Prinzessin war der Mittelpunkt, in welchen sich gegenwärtig Adelheits ganzes Bestreben vereinigte; eine Sache, welche nicht so leicht auszuführen war, als sie gewähnt hatte. Der junge König hatte das nicht geschmeichelte Bild seiner schönen Braut gesehen,

und eine Freude darüber geäußert, welche ganz seinen Jahren angemessen war; einen noch stärkern Eindruck hatte das seinige auf Marien gemacht, Adelheit und Sanktus hatten bald darauf ihre Kinder auf den Gränzen von Italien zusammen gebracht, und Verträge unterschrieben, welche das ganze deutsche Reich billigte, und wegen ihrer Vortheile billigen mußte; aber war hiemit alles gethan? Ach leider lebte noch zu Nimwegen eine Person, welche hierüber zu urtheilen hatte, und die nie gewohnt gewesen war, irgend einen Anschlag Adelheits zu billigen, oder zu seiner Ausführung die Hand zu bieten, wie viel weniger diesen, wider den sie noch ihre besondern Einwendungen hatte.

Theophanien bey einer so wichtigen Sache, als die Vermählung ihres Sohns war, zu übergehen, wär Thorheit gewesen, und hätte bey der Macht, die sie im Reiche hatte, die erste Hinderung in die gewünschte Sache bringen können. Man hatte Widersprüche von ihr besorgt, wie sie gern allem widersprach, was gut war, und hatte sich sehr gewundert, sie nicht zu finden.

Theophanie war mit allem zufrieden, was die Stände für gut fanden, sie schickte Gesandten nach Arragonien, um förmlich um Marien zu werben, sandte ihr königliche Geschenke, und

bedauerte nichts mehr, als daß sie nicht persönlich bey der Vermählung seyn konnte, deren Beschleunigung sie auf alle Art anrieth. Sonderbar wars indessen doch, daß bey all diesen günstigen Aussichten sich überall Hinderungen der Ausführung entgegen setzten, welche gleichsam vom Himmel fielen, und davon weder der eine noch der andere Theil begreifen konnte, wie sie entstanden wären. Zwistigkeiten Wortklaubereyen, Mißverständnisse hielten die Sache hin, bis bald ein Jahr vorüber war, und am Ende desselben sahe man, daß die ganze Verhandlung von neuem angefangen, und alle Artikel des Vertrags umgeschmolzen werden mußten, wenn er zum beyderseitigen Vortheil gereichen sollte.

Niemand argwöhnte hier auf die verborgene Hand einer Unholdin, die in den Künsten griechischer Arglist erfahren genug war, überall Maschienen anzulegen, welche zu ihren Entzwecken mitwürken mußten.

Theophanie hatte nie daran gedacht, ihrem Sohne eine adere Gemahlin als eine griechische Prinzessin zu geben, ihre Vorliebe für ihr Vaterland und ihre Verachtung gegen jede andere Gegend der Welt war unglaublich. Sie liebte ihren Sohn zu sehr, um ihm zu erlauben, nach einer andern als ihrer eigenen Weise

glücklich zu seyn; für ihn wuchs seit ihrem zwyten Jahre die Nichte des griechischen Kaisers, die Prinzessin Helena, heran, seit dieser Zeit waren ungeheure Summen nach Griechenland gegangen, die Erziehung der künftigen deutschen Kaiserin zu bestreiten, und eben so große waren angewendet worden, da Verschweigung weit aussehender Plane zu erkaufen, wo Theophanie einsahe, daß ihre Bekanntmachung alles zerstören würde. Die Deutschen hatten ein oder etliche mal ihre Kaiserinnen aus Konstantinopel geholt, sie sehnten sich nicht, es nochmals zu versuchen, sie wünschten keine zweyte Theophanie auf ihren Thron zu heben, und da Ottos Mutter dieses wußte, so läßt sich wohl denken, daß sie nichts sparte, ihre Plane heimlich zu halten, bis auf den Augenblick, da sie zur Ausführung kommen mußten.

Jetzt war dieser so mühsam herangearbeitete Augenblick erschienen, jetzt hatten Otto und Helena das Alter erreicht, wo man allenfalls an ihre Verbindung denken konnte, und eben jetzt mußten Hindernisse erscheinen, welche sich der Ausführung der verborgenen Plane in den Weg legten. Die arragonische Heyrath, welch ein Strich durch Theophaniens Rechnung! Wie war es möglich, etwas zu hintertreiben, welches so allgemein beliebt wurde, und mit

dem Namen einer Griechin hervor zu treten, welche niemand gefallen konnte, eben weil sie eine Griechin war.

Kein Mittel, alles widrigen Anscheins ungeachtet, dennoch zu siegen, war hier übrig, als scheinbare Einwilligung in das, was die Gegenparthie wünschte, und Fortsetzung heimlicher Machinationen. Gesandte von Theophanien waren bereits nach Griechenland, um dort alles bey Guten zu erhalten, und eben so heimliche Abgeschickte an die Höfe von Italien und Arragonien, welche den Auftrag hatten, das Geschäft der Verwirrung zu treiben, und nichts zur Ausführung kommen zu lassen, was Adelheits und Sanktus Staatsklugheit angelegt hatte.

Sehr gut war das, was Theophanie wünschte, geglückt, aber doch nicht vollkommen, sie hatte gänzliche Trennung des arragonischen Bündnisses gewünscht, und nur Aufschub war bisher zu erlangen gewesen. An Ottos Hof lebte einer und der andere, welcher hellsehend genug war, und es mit dem jungen König treulich genug meynte, um immer den völligen Bruch zu verhüten. Adelbert, dessen Namen wir auf den vorigen Seiten einmal genannt haben, einer von Ottos Lehrern, ein junger edler Mann, voll Muth und hoher Gefühle,

glaubte zu sehen, daß die Verbindung mit Marien seinem königlichen Schüler Glück seyn würde; Marie hatte gleichfalls seinen Unterricht genossen, und er wußte, welchen Schatz ihr künftiger Gemahl an ihr erhalten würde. Auf Adelberts Seite stand fest und unerschütterlich, wie er gewohnt war, der junge Erich; auch er meynte es ehrlich mit dem Wohl des Königs, dessen Lebensretter er so oft gewesen war. Er hatte vor Adelberten den Vorzug einer tiefen Staatsklugheit, er sahe da heimliche Kabalen, wo jener nichts als sonderbare göttliche Schickungen zu finden meynte, er kam auf die Spur, daß den bisherigen Unterhändlern in Adelheits und Sanktus Traktaten nicht zu trauen gewesen sey, und er erbot sich, die letzte Hand selbst ans Werk zu legen; ein Erbieten, wider welches Adelheit, die den jungen Mann mit so inniger Werthschätzung beehrte, gewiß nichts einzuwenden haben konnte.

Alles würde durch Erichs Vermittelung gut gegangen seyn, wenn man schleuniger zu Werke gegangen wär, wenn man nicht zu viel Zeit auf die Ausrüstung eines Gesandten, wie er, gewandt hätte. Theophaniens Augen und Ohren waren überall, sie erfuhr, was man vor hatte, sie wußte die Talente, welche Erich hatte, alles durchzusetzen, kannte seine Klugheit und

Redlichkeit, und das einige Stratagem, das ihr zu Hinderung des Guten noch übrig blieb, war Erichs Entfernung.

Schon fast auf dem Punkt abzureisen, trat Erich mit der Miene der höchsten Bestürzung in das Zimmer der Kaiserin Adelheit, und trug einen Brief von Theophanien in der Hand, welchen er ihr überreichte. Leset selbst, sagte er, was mir meine erste Wohlthäterin, meine Erzieherin, was mir die Kaiserin Theophanie schreibt, und urtheilt, was ich thun soll; ich werde eurem Ausspruch blindlings folgen.

Ich beneide Theophanien um das Glück euch dieses gewesen zu seyn, rief Adelheit mit verdrüßlichen Ton, es giebt euch Vorwände auf ihrer Seite zu seyn, die ich nie ganz entkräften kann, giebt euch das Recht, mit der im Einverständniß zu leben, mit welcher ich außer diesem Fall nie einen gemeinschaftlichen Freund zu haben wünschte.

Ich bin zu wenig, euer Urtheil über Ottos Mutter zu berichtigen, erwiederte Erich, schon habe ich zu oft vergebliche Versuche gemacht, euch zu überzeugen, daß es in den meisten Fällen zu hart ist. Aber dies gehört nicht für die Eil der gegenwärtigen Sache; ich bitte, leset, leset nur, und sagt mir eure Meynung.

Adel-

Adelheit las einen mit zitternder Hand geschriebenen Zettel.

„O Erich, du bist im Begriff eine Reise zum Besten meines Sohns zu thun, die dich um dein eigenes Glück bringen würde, das nur noch an einem Faden hängt, überlaß die arragonischen Geschäfte einem andern, und eile zu mir; so sehr sie mir am Herzen liegen, so kann ich doch nicht zugeben, daß du dich in allen für Otto aufopferst. Ich bin krank, sehr krank, werde also wahrscheinlich die Vermählung meines Sohns, die ich so innig wünsche, nicht erleben, komm eilig, mich zu sehen, noch ist das Geheimniß deiner Geburt unbekannt, niemand weis es als ich, ich kann es nicht mit ins Grab nehmen, und eben so wenig kann ich es einem andern als dir vertrauen, eile, eile, jeder Verzug bringt dir Gefahr."

Adelheit gab den Brief voll Unmuth zurück. Was soll ich sagen? rief sie. Jeder Argwohn gegen eure Wohlthäterin ist für euch Beleidigung, sonst hätte ich hier Stoff genug zu vielleicht nicht ungegründeten Muthmassungen. Was die Reise nach Arragonien anbelangt, so kann sie füglich auch ein anderer verrichten, ob aber eben so gut als ihr, das gebe ich euch zu bedenken. Ihr müßt doch wohl bisher das Ge-

gentheil geglaubt haben, sonst hättet ihr euch nicht selbst zu derselben angeboten.

Erich, der sich sonst aus allem zu finden wußte, fand sich hier in einer Verlegenheit, welche selbst Adelheits Theilnahme erregte, sie schlug vor, mehrere zu Rathe zu ziehen; die Weisesten und Getreuesten des Hofes wurden versammelt, und alle kamen darin überein, daß die Kenntniß seiner Geburt für Erichen eine zu wichtige Sache sey, um ihn um dieselbe zu bringen, daß dasjenige, was er an König Sanktus Hofe auszurichten habe hoffen können, eben so wohl Adelberten anzuvertrauen sey, und daß er also so eilig nach Nimwegen reisen könne, als er wünsche.

Erich entfernte sich mit einer Art, welche zeigte, daß die Entscheidung seinen Wünschen gemäß sey. Wie hätte er, der so oft über die Dunkelheit seiner Herkunft getrauert, hier so oft vergebens nach Licht geforscht hatte, gegen die Auflösung dieses wichtigen Räthsels gleichgültig seyn können, und noch mehr, wie hätte er, dessen Herz würklich voll Liebe und Dank gegen Theophanien war, nicht für Verlangen brennen sollen, die Knie derjenigen, welche ihm so frühzeitig entrissen wurde, noch einmal zu umfassen. Erich kannte und sahe in Theophanien nie etwas anders als die edelmüthige Ver-

sorgerin seiner frühen Kindheit, konnte nichts anders in ihr sehen, da er den gemeinen Gerüchten nie Gehör gab, da Wenige Muth genug hatten, sie vor seine Ohren zu bringen, und sich dadurch seiner Ahndung auszusetzen, und da auch würklich alles, wessen man Theophanien deutlich überweisen konnte, nur Stolz, Leichtsinn und Unverträglichkeit mit Adelheit war, die ja wohl an den gegenseitigen Zwistigkeiten auch nicht ganz ausser Schuld seyn mochte. Theophanie hatte sich seit ihres Gemahls Tode, hatte sich vornehmlich in den letzten Jahren so betragen, daß sie noch jetzt von der Geschichte als eine weise und verständige Prinzessin gerühmt wird.

Erich hatte Theophaniens Brief in den Händen Adelheits und ihrer Räthe gelassen, er gab Stoff zu neuen Rathschlagungen über ihn, über Erichen selbst, an die Hand; niemand war auf seiner Seite, als die Kaiserin, der junge Otto und Adelbert, die andern alle behaupteten, er sey ein gefährlicher, wenigstens ein verdächtiger Freund, und man thue übel, ihm so viel zu vertrauen. Theophaniens Liebling könne es nie mit Adelheits Besten ganz ehrlich meynen, seine unbekannte Herkunft sollte schon Zweifel wider ihn erregen, wie nicht weniger der

Umstand, daß Theophanie immer so wohl von dem unterrichtet sey, was in Adelheits Kabinet vorgehe. Wie wußte sie, sagten Erichs Feinde, zum Beyspiel nur dieses, daß Erich reisen, nach Arragonien reisen würde? und konnte sie diesen Umstand wohl von einem andern als ihm selbst erfahren haben? Zwar Kleinigkeit ist dieses oder scheints zu seyn, keine Ursach war vorhanden, es zu verhelen, aber da man nicht für nöthig hielt es nach Nimwegen zu überschreiben, so ists immer sonderbar, daß man es dort dennoch, daß man es so schnell erfuhr.

So redeten Erichs Feinde, und so unrecht sie hatten, so ist doch nicht zu leugnen, daß die Wahrscheinlichkeit auf der Seite ihrer Muthmassungen war. Adelheit, entweder selbst zweifelhaft gemacht, oder müde, länger Erichs Partie zu nehmen, machte den Schluß, daß es auf diese Art gut sey, daß Adelbert, in welchen niemand einen Verdacht setzen könne, die Sache übernehme, und daß sie nicht nöthig zu haben glaube, ihm Ernst, Vorsichtigkeit und Nachgiebigkeit zu empfehlen, weil nach diesem letzten Schritte zu der gewünschten Verbindung mit Arragonien keiner mehr gethan werden könne.

Neunzehntes Kapitel.

Gesandtschaft nach Dännemark.

Erich hatte vor seiner Abreise kein nöthigeres Geschäft, als nach dem Schloß am Garda-See zu eilen, und von Luitgarden Abschied zu nehmen, von Luitgarden, die ihm durch öftern Umgang so unendlich theuer geworden war, von ihr, welche vom Augenblick jäher Trennung zu überrascht, zu bestürzt gemacht war, um das Geheimniß ihres unschuldigen Herzens, Liebe für Erichen, jetzt nicht zu verrathen.

Auch er sprach heute weniger als sonst durch Blicke und durch Seufzer, mehr durch Worte und noch deutlicher würde er geredet haben, wenn die Kostbarkeit jeder Minute nicht sein Geständniß abgekürzt hätte. Wir sehen uns wieder! rief er, indem er Luitgardens Hand zuletzt an seine Lippen drückte, wir sehen uns wieder! rief sie, als sie ihn weinend begleitete; Worte, welche für jeden andern ohne besondern Nachdruck gewesen seyn würden, in welchen aber sie beyde das gegenseitige Versprechen fühlten, daß denn alles ganz anders seyn, daß denn die Liebe völlig aus ihrem Schleier hervortreten, und der

Wunsch nach ewiger Verbindung, den beyde ins Geheim hegten, öffentlich geäussert werden sollte.

Fräulein! Fräulein! sagte Olympie, die bey der ganzen Scene gegenwärtig war, ihr habt euch heute sehr aus eurem Vortheil gegeben.

Und was habe ich gethan?

Graf Erichen mit klaren Worten Liebe gestanden! Ein Ritter, der einen so tiefen Blick in das Herz seiner Dame gethan hat, kann leicht stolz, nachlässig, und übermüthig durch den erlangten Vortheil werden!

Laßt mich! Ich bin eine Deutsche, kann die Wahrheit nicht verheelen!

Zu wünschen ists, daß Graf Erich auch ein Deutscher seyn mag, um seines Glücks nicht mißzubrauchen; für einen Griechen oder Italiäner wärt ihr viel zu weit gegangen.

Luitgard, welche wußte, daß Erich der Entdeckung seiner Herkunft entgegen reiste, wünschte von ganzem Herzen, daß es sich finden möge, wie er nicht Theophaniens oder Olympiens Landsmann, sondern der ihrige sey, wär es auch nur darum gewesen, daß ihre deutsche Offenherzigkeit nicht an einen Unrechten verschwendet worden wär. Sie hatte mit Olympien, die jetzt ganz ihre Vertraute geworden war, hierüber viel Gespräche, und rechnete bereits Tag und

Stunden aus, wenn er die Auflösung des Räthsels seiner Geburt erhalten, wie nicht weniger die Zeit des Wiedersehens, da er ihr sie mittheilen könnte.

Wie unzuverlässig sind unsere Berechnungen künftiger Dinge, und wie sehr irrte Luitgard in den ihrigen! Erich kam zwar würklich zu der Zeit, die sie ihm in Gedanken bestimmte, zu Nimwegen an, aber er fand nichts von all dem, was er erwartet hatte; so wohl seine Besorgnisse als seine Hoffnungen waren vergeblich gewesen. Er fand die Kaiserin Theophanie zwar kränklich, aber nicht dem Tode nahe; sein Entzücken über die Hoffnung seiner geliebten Wohlthäterin noch lange Jahre Glück und Leben verdanken zu können, würde freylich noch höher gestiegen seyn, wenn sie gefälliger gegen ihn gewesen, und ihm das, warum er eigentlich hieher berufen worden war, nicht hartnäckig vorenthalten hätte. Es fehlte ihr nicht an Vorwand zu dieser Härte; Erich hatte ihr gestanden, daß er ihren Brief der Kaiserin Adelheit gezeigt, und ihn in ihren Händen gelassen habe, ihr Zorn über diese Unvorsichtigkeit, wie sie es nannte, hatte keine Gränzen, sein Fehler mußte fühlbar bestraft werden, und Verschweigung dessen, was er wissen wollte, sollte seine Züchtigung seyn.

Nein, Herr Graf, sagte sie mit fremdern Ton, als sie sonst gegen ihn zu brauchen gewohnt war, nein, bey all eurer gerühmten Staatsklugheit, welche euch die Ehre erwirbt, von eurer Kaiserin in den wichtigsten Aufträgen gebraucht zu werden, seyd ihr doch immer noch ein unmündiges Kind, welches nicht weis, wem es sich vertrauen soll. Wüßtet ihr, was bald nach eurem Abschied von euch in Adelheits Kabinet gesprochen wurde, und was man auf meinen vernachlässigten Brief für Lästerungen wider euch gründete, ihr würdet einsehen lernen, daß ihr dort unter Feinden, und nur bey mir in Sicherheit lebt. Bis ihr dieses begreifen lernt, kein Wort mehr von geheimen Dingen! kein Wort mehr von eurer Geburt, die ihr, wenn ich sie euch unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraute, euren Adelheiten, euren Adelberten, und wie eure Vertrauten alle heißen, ohne Bedenken Preis geben würdet! Ueberhaupt wünschte ich, daß ihr euch nun bald entschlößet, auf welche Seite ihr euch ausschließend halten wolltet, auf meine oder Adelheits. Doppelherzigkeit wird mir nach gerade verdrüßlich.

Erich, von jeher an tiefe Ehrfurcht gegen Theophanien gewöhnt, nahm den strengen Verweis geduldig an, und rechtfertigte sich so gut

er konnte. Theophaniens Erbitterung gegen diejenige, welche sie spottend seine Kaiserin nannte, konnte er so wenig billigen, als versprechen, der Ergebenheit gegen sie zu entsagen, etwas bereitwilliger war er zur Zusage, mehrere Zurückhaltung in Dingen, die ihr gleichgültig seyn könnten, aber auch hierin traute man ihm nicht, und er mußte sich, die völlige Verzeihung des Vergangenen, und die Rückkehr der alten Huld endlich auf eine Art erkaufen, die so schmerzlich als unvermeidlich für ihn war.

Es ist gut! sagte Theophanie, ich will es vergessen, daß ihr mich dieser Adelheit aufgeofert habt, wenn ihr euch entschließt, auch mir ein kleines Opfer zu bringen. Ich weis, man erwartet euch zu Verona mit Ungeduld, laßt sie einmal vergeblich warten, und gönnt euch mir auf einige Zeit. Ich habe wichtige Geschäfte in Dännemark, niemand kann sie besser ausrichten als ihr, auch könnten sie dereinst mehr Einfluß in euer eigenes Glück haben, als ihr vor der Hand begreifen könnt. Zieht hin, man wird euch sagen, was ihr dort zu thun habt, nur laßt euch nicht einfallen, ehe zurückzukehren, bis alles, was ich wünsche, beendigt ist, und rechnet dann auf meine Dankbarkeit. Die genauste Nachricht von eurer Geburt und von

Ansprüchen, welche grösser sind, als ihr gegenwärtig denken möget, ist das erste, was ihr beym Widersehen von mir zu gewarten habt.

O Luitgard! o Otto! o Adelheit! seufzte Erich; aber Theophaniens Worte hatten zu vielen Nachdruck, um ihm Weigerung möglich zu machen, und er reiste ohne weitere Aufträge als einen Brief an den Dähnenkönig nebst ernstlicher Weisung, seinen Forderungen den unumschränktesten Gehorsam zu leisten.

Ob Theophanie je im Ernste willens gewesen war, Erichen das zu gewähren, was sie ihm in ihrem betrüglichen Brief versprochen hatte, wissen wir nicht; wahrscheinlich suchte sie mit all dem nichts mehr, als ihn aus Italien zu entfernen, wo seine Gegenwart ihren Anschlägen hinderlich war; sie hatte ihren Entzweck vollkommen erreicht: Erich war nun weiter, und auf längere Zeit von der Gegend losgerissen, in welcher er mit all seinen Gedanken lebte, als er je geglaubt hätte. Adelheit und Otto hofften vergeblich auf seine Wiederkunft, seine Feinde hatten Raum, ihn einen Verräther zu schelten, und Luitgard weinte ihre schönen Augen roth, weil das Versprechen: Wir sehen uns wieder! so gar nicht in Erfüllung gehen wollte.

Zwanzigstes Kapitel.

Römhild.

Ach das ists, sagte Luitgard zu Olympien, das ists, was ihr mich am Abschiedstage fürchten liesset! Ich verhüllte meine Gesinnungen gegen ihn zu wenig, um seine volle Achtung zu behalten! er verläßt, er vergißt mich! er wird nie wiederkehren! — Und ists nicht verdiente Strafe, was mir begegnet? Hatte ich auch ein Recht, mein Herz an Erichen zu verschenken? — O ihr wißt nicht alles, Olympie, was mir auf dem Herzem liegt! meine Wahl war frühzeitig gebunden, ich versprach einst für Wernern zu leben, wenn er es wünschen sollte, versprach es seiner traurenden Base, die durch mich das Glück ihres Lieblings zu gründen dachte, die gestorben wär, hätte ich ihren Wünschen nicht entsprochen, und die den Bruch meines Angelöbnisses nicht überleben wird. — Olympie erstaunte, und bat um umständliche Mittheilung der ganzen Sache. Sie erfuhr jene nonnenhaften Tändeleyen, welche zwischen Waldburg und Luitgard vorgefallen waren, da die letztere fast noch ein Kind war. Nur Schwermuth und anscheinendes Mißgeschick konnten über solche Dinge Gewissenszweifel in der Seele des

jungen Mädchens rege machen. Olympie belachte sie, und wußte sie zu zernichten, aber ihre Tröstungen wirkten nicht mit Dauer, und Luitgards Grillen kamen mit doppelter Stärke zurück, wenn sie sich wenige Neigung für Werner und ihre Leidenschaft für den undankbaren Erich, mit jenen lästigen abgedrungenen Zusagen zusammen dachte. Den besten Nachdruck hatten noch die Gründe, welche Olympie aus den Bedingungen jenes Gelübdes hernahm. Ihr habt versprochen, sagte sie, Wernern eure Hand nicht zu versagen, wenn er sie fordern würde; so viel ich weis, ist dies noch nicht geschehen, und wird auch nie geschehen, wenn ich anders die Natur des blöden Jünglings recht kenne, der ja schon oft eure Gesellschaft genossen, schon große Reisen mit euch gethan hat, ohne euch nur den geringsten Wink von einer Partheylichkeit für euch zu geben, der sogar durch jene seltsame Fürbitte für Erich meines Erachtens ehe das Gegentheil zu verstehen gab.

Luitgards Herz bejahte das, was Olympie sagte, und sie ward ein wenig ruhiger. Ein Unglück wars für sie, daß sie auf ihrem einsamen Schlosse so viel Muße zum Nachdenken hatte; — daß es einsam sey, hatte sie im ersten Jahr ihres dasigen Aufenthalts bey der Neuheit der Gegenstände, bey Erichs Umgang

und den öftern Nachrichten von der Kaiserin Adelheit die er brachte, nicht gefühlt, jetzt ward sie es auf einmal gewahr, ohne jedoch den Wunsch zu haben, die dasige Stille mit dem muntern, geräuschvollen Hofe von Verona zu vertauschen. Alles war ihr widrig geworden, selbst das Gerücht von den dort veranstalteten Lustbarkeiten, welche der jungen königlichen Braut, welche Adelberts Beredsamkeit endlich ersiegt hatte, zu Ehren angestellt wurden. Man sahe ihrer Ankunft in den nächsten Tagen entgegen, und alles bereitete sich zu ihrem Empfange. Die Kaiserin Adelheit war ausser sich, daß ihre Wünsche endlich erfüllt waren. Ein Gedanke, etwas zu thun, das sie so unverantwortlich lange vernachläßigt hatte, kam ihr in der Freude ihres Herzens in den Sinn, sie wollte Luitgarden besuchen, sie von ihrer dauernden Liebe versichern, und ihr Nachricht von den festlichen Tagen geben, welchen sie und das ganze Reich entgegen sahen. Eine Einladung für das Fräulein, an den Hochzeitfeyerlichkeiten Theil zu nehmen, wär hier wohl sehr natürlich, wär für die Achtung gegen Marggraf Eccards Tochter beynahe nöthig gewesen, aber dieses taugte nicht in Adelheits Plan; wo Marie glänzen sollte, durfte Luitgard nicht erscheinen.

Mit Entzücken ward die Kaiserin von dem Fräulein empfangen, und auch sie hegte noch Liebe genug für Luitgarden, um ihre zärtlichen Liebkosungen mit Wärme zu erwiedern. Sie fand sie sehr verändert; Luitgard war in einer Zeit von anderthalb Jahren gewachsen, ihre Reize hatten sich besser entwickelt, und selbst die ernste schwermüthige Miene, die sich auf ihrem Gesicht zeigte, und die den Zug jugendlichen Frohsinns sehr vertrieben hatte, verhinderte nicht, daß man gestehen mußte, sie sey schöner geworden.

Adelheit fragte nach dem, was das Herz ihrer jungen Freundin bekümmerte, und dieses Herz war zu offen, zu truglos, um hier Verstellung zu kennen. Die Kaiserin erfuhr nicht ohne Vergnügen, daß ihre ehemaligen Plane Luitgarden und Erich für einander einzunehmen geglückt seyen, und sie versprach dem Fräulein von neuem, wenn er zurückkehren und ihrer Liebe noch würdig seyn würde, an ihrem beyderseitigen Glück zu arbeiten.

O welche schwere Bedingungen, an deren Erfüllung die zagende Luitgard so sehr zu zweifeln Ursach hatte!

Die Kaiserin schied von dem Fräulein, ohne sie allzusehr mit dem unterhalten zu haben,

woran sie jetzt am meisten dachte, mit der Verheyrathung ihres Enkels. Der Gedanke, daß die Prinzessin von Arragonien jetzt eine Rolle spiele, welche Luitgarden ehemals zugedacht war, das Unrecht, das dem jungen Mädchen hierin widerfuhr, war im Stande, jedes Wort von diesen Dingen, das auf Adelheits Lippen schwebte, stark zurückzuscheuchen. Luitgard ihrer Seits war zu sehr mit andern Gedanken beschäftigt, um hier an Fragen zu denken, welche andre ihres Geschlechts bey einer solchen Gelegenheit vorgebracht haben würden, ihr war es gleichgültig, ob die Braut schön, ob der Bräutigam zärtlich, wie der Hochzeitschmuck, und wie der Plan zu den Lustbarkeiten beschaffen war; nicht einmal nahm es sie wunder, daß man ihrer so gar nicht dabey bedurfte, gar nicht auf den Einfall kam, daß ein Fräulein ihres Alters Lust zur Theilnahme an solchen Dingen haben könne.

Die niedergeschlagene Luitgard fühlte würklich keinen Wunsch nach den arragonischen Herrlichkeiten, sie kehrte, als die Kaiserin sie mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen, verlassen hatte, zu ihren gewöhnlichen Beschäftigungen zurück, mit welchen sie Zeit und Kummer zu tödten pflegte; allein man konnte nicht immer spinnen und weben, nicht immer bald

an Fräulein Waldburg, bald an die Gräfin von Nordheim schreiben, welche überdem gar nicht, oder sehr sparsam antworteten, auch ergötzten und trösteten Olympiens Gespräche nicht immer, und es war nöthig, sich zuweilen andere Beschäftigung zu suchen, oder wenigstens dem Unmuth freyen Lauf zu lassen, daß sich keiner fand.

An einem Sommerabende, da Luitgard schlechterdings zu keinem der eben gemeldeten Zeitvertreibe Lust hatte, trieb sie Unmuth und Langeweile hinab in den großen Garten, welcher ihr Schloß umzog, und an dessen Ufer die Wellen des Gardasees spielten. Luitgard pflegte hier oft zu angeln, wahrscheinlich weniger um ihre Tafel mit leckerhaften Fischen zu versorgen, weniger um die herrliche Aussicht der dasigen Gegend zu geniessen, als unter der Hülle der langweiligsten, undankbarsten Beschäftigung auf Erden, ihren Gedanken desto ungestörter nachzuhängen; es ist bekannt, daß die Angel von jeher eins von den Attributen war, durch welches sich die Gemälde der Muße und des verliebten Tiefsinnes kenntlich machten.

Luitgard saß am Ufer ihres Sees, nicht weit von dem alten Gemäuer, dessen wir in der anfänglichen Schilderung dieser Gegend gedacht haben, ihre Augen senkten sich dem Hamen nach in die Fluth, die der Abendstrahl röthete, sie schien auf

nichts

nichts bedacht, als auf den armseligen kleinen Fisch, welcher jetzt anbeißen wollte, indeß ihre Phantasie einen kühnen Flug über halbe Welttheile nahm, um die Gegend auszuspähen, in welcher Erich gegenwärtig leben möchte, da alle eingezogene Nachrichten sagten, er sey nicht zu Nimwegen, nicht zu Regenspurg, nicht zu Quedlinburg, nicht an allen den Orten, wo man nach ihm geforscht hatte.

In der gänzlichen Abwesenheit der Gedanken, in welcher sie sich befand, nahm sie nichts von dem wahr, was sie umgab, nahm nicht wahr, daß bald anfangs aus jenem alten Thurme, der ihr zur Seite lag, eine zierliche weibliche Gestalt heraus trat, welche sie mit Aufmerksamkeit beobachtete, und jetzt näher kam, sie mit einem sanften Schlag auf die Schultern aus ihrem Traum zu wecken.

Luitgard fuhr auf, ließ ihre Angel sinken, und sahe sich erschrocken um. Die Gestalt, welche sie erblickte, war gleichwohl kein Gegenstand des Entsetzens, ein reizendes Geschöpf, an Jahren und Schönheit wenig von Luitgarden unterschieden.

Wer seyd ihr? und was verlangt ihr von mir? fragte das Fräulein mit einer Stimme, welche noch immer die Erschütterung verrieth,

die wir erfahren, wenn wir schnell aus der Welt der Ideen in die wirkliche zurück gerufen werden. — Wer ich bin? lächelte die Fremde, — eine alte Bekannte, welcher es wohl erlaubt ist, Marggraf Eccards Tochter auf die kühne Art zu begrüßen, die ich mir erlaubt habe.

Eine alte Bekannte? Mein Gedächtniß versagt mir euren Namen; und gleichwohl sehe ich in diesen Zügen, besonders in diesen schönen feuervollen Augen etwas, das mir bekannt ist!

O ich bitte euch! Die Bekanntschaft mit schönen feuervollen Augen habt ihr eurem Spiegel zu danken, die meinigen sind durch das, was ich in den letzten Tagen gelitten habe, merklich gesunken.

Aber Fräulein, unsere Augen beyseit gesetzt, wer seyd ihr, und was bringt euch in diese Gegend, da ich nie ein fremdes Geschöpf sah, als die Fischer?

Eben diesen Fischern hab' ich meine Rettung zu danken. — Meine Geschichte ist so kurz als traurig, ihr sollt sie in wenig Worten hören, vielleicht, daß euch dieselbe auf meinen Namen bringt, der euch so unverantwortlich entfallen ist, da wir doch durch das Schicksal so nahe verbunden sind,

Verbunden? — O redet, redet, Liebe! ich werde meinen Fehler erkennen, und ihn zu verbessern, wird mir nicht schwer seyn.

Ich bin die Tochter einer deutschen Fürstin, kam in meinem zwölften Jahre an den Hof der Kaiserin Theophanie, genoß eine Zeitlang ihre Gunst im vollen Maaß, fiel in Ungnade, und mußte fliehen. Meine Flucht stürzte mich in neue Gefahr. Ich gerieth in die Hände eines Ritters, den ich so sehr haßte, als ich von ihm mit Liebe verfolgt wurde, ein Sprung ins Wasser mußte mich retten, mein Leben war nichts in meinen Augen, und es wär verlohren gewesen, wenn mich nicht eure Fischer gefunden und hieher gebracht hätten. Urtheilt von meinem freudigen Erstaunen, als ich erfuhr, Luitgard von Meißen lebe in jenem Schlosse, Luitgard, welche in sechs Jahren ihre Schwester Römhild so ganz vergessen hat, daß —

Römhild? unterbrach Luitgard die Sprecherin mit dem Tone der lebhaftesten Verwunderung, Römhild hier? auf diese Art hieher geschleudert? sie, die ich im Schooße des Glücks glaubte? O verzeiht, verzeiht! daß ich euer Unglück dadurch vermehrte, daß ich euch verkennen konnte! Jetzt kommt mir euer Bild, obwohl es die Jahre sehr verändert haben, mit

der deutlichsten Erinnerung zurück, und ihr seyd mir herzlich willkommen!

Ihr seyd sehr gütig, Luitgard! So viel ich mich erinnere, war unser Einverständniß auf Marggraf Eccards Schloß nie so innig, um jetzt eine herzliche Bewillkommung möglich zu machen.

Schwester! Römhild! rief Luitgard, indem sie ihre Arme um ihren Hals schlang, ists möglich, daß ihr noch an jene Kinderstreitigkeiten denkt? — Noch einmal, ihr seyd mir herzlich, herzlich willkommen, ich freue mich, daß ich euch Ruhe in jenem Schlosse anbieten, und euch, dafern ihr das Hofleben nicht verredet habt, an der Kaiserin Adelheit eine bessere Gebieterin versprechen kann, als ihr in Theophanien verlohren habt.

Römhild sahe ihre Schwester mit einem sonderbaren lächelnden Blicke an, als wenn sie in ihren Reden irgend etwas unstatthaftes fänd. — Zweifelt ihr an dem, was ich sage? fragte Luitgard.

Nicht an euren Willen, nur an der Möglichkeit, ihn auszuführen? — Glaubt ihr, daß es euch erlaubt seyn wird, in euer Gefängniß eine Gefärthin einzuführen? und noch mehr, glaubt ihr, daß ich dasselbe mit meiner kaum

erlangten Freyheit vertauschen, oder mich nach Adelheits Diensten sehnen würde?

Gefängniß? Römhild, was meynt ihr?

Sonderbar ists freylich, gute Luitgard, daß Marggraf Eccards Töchter nach einer Trennung von einigen Jahren sich so wiederfinden müssen! Ich als eine Verstossene, Heimlose, ihr als eine Gefangene. — Armes Kind, das Hofglück ist euch nicht günstiger gewesen als mir, ich verlange sehr eure Geschichte zu hören.

Luitgard, welche in Römhilds Art zu sprechen etwas fand, das ihr misfiel, antwortete ihr im Ton des Unwillens, und erwies ihr sehr gründlich, daß sie nicht die Gefangene, sondern die freye Gebieterin des Gardaschlosses, unumschränkte Meisterin ihres Willens sey.

Wohl euch, erwiederte Römhild, wenn ihr das glauben könnt! bleibt bey eurem Wahn, welchen gleichwohl wenige Proben zernichten könnten.

Was für Proben! schrie Luitgard, nennt sie mir, und ihr sollt von eurem Irrthum überführt werden.

Was gebe ich euch doch auf, das unter allen leichten Dingen das leichtste ist? sagte Römhild, die lächelnd nachsann, und davon ich gleichwohl behaupte, daß ihr es nicht ins Werk richten werdet! Verzeiht, mir kommt ein Gedanke! —

Ihr erbotet euch vor einem Augenblicke, mir Aufenthalt in eurem goldnen Keffig zu verschaffen, ich nehme es an, weil ich weis, daß es euch unmöglich seyn wird, euer Versprechen zu erfüllen. Saget, daß es eure Schwester, daß es Römhild ist, für welche ihr bittet, machet mich so elend und hülfsbedürftig als ihr sehet, daß ich nicht bin, und wir wollen denn sehen — —

Bitten, Schwester? dies würde unnöthig seyn. ihr braucht mir nur zu folgen, um zu sehen, wie man diejenige aufnehmen wird, welche ich einführe. Ueber dies wird es auch nöthig seyn, daß wir uns von dieser Stelle entfernen; es wird dunkel, und ihr könnt wohl denken, daß ich euch nicht verstatten werde, in euer altes Gemäuer zurückzukehren.

Glaubt denn Luitgard, daß ich in jenen scheuslichen Ruinen häuse? Nein, mein Kind, ich versteckte mich nur hier, um euch zu überraschen. Eine armselige aber reinliche Fischerhütte in der Nachbarschaft ist meine Wohnung, aus welcher ich in den nächsten Tagen abgeholt werde, um in dem Hause meiner Mutter, der ich von meinem Unglück geschrieben habe, zu leben. Euch jetzt gleich zu folgen, und auf gerade wohl zu erwarten, was man mit mir beginnen würde, dies verbietet mir Stolz und

Vorsichtigkeit. Gehet nur hin und macht eure Versuche, morgen um diese Zeit sehen wir uns wieder auf dieser Stelle.

Und verspricht Römhild mir denn ihren Umgang auf einige Tage in meinem Schlosse, wenn alles so geht, wie ich weis, daß es gehen wird?

Ich bin so überzeugt, daß man euch meine Aufnahme nicht gestatten wird, daß ich kühnlich ja sagen kann.

Römhild entfernte sich, und Luitgard kehrte tiefdenkend auf das Schloß zurück. Sie glaubte bey weitem nicht alles, was ihr Hatteburgens Tochter gesagt hatte, gleichwohl hatten ihre Reden ein gewisses Mißtrauen über ihre Seele verbreitet, daß sie sich nicht überwinden konnte, Olympien den ganzen Vorgang am Gardasee umständlich mit zu theilen, sie erklärte, als diese Dame etwas außerordentliches auf ihrer Stirne las, blos so viel, daß sie auf ihrem heutigen Spaziergang Nachricht von einer Unglücklichen erhalten habe, welche sich in einer benachbarten Fischerhütte aufhalte, und welcher sie Aufenthalt auf dem Schlosse zu geben gesonnen sey.

Die bloße Vorstellung, man könne uns widersprechen, oder Einwendungen gegen unsern Willen haben, giebt unsern Worten einen ge-

wissen gebieterischen Ton, den wir im entgegengesetzten Fall nie anzunehmen pflegen. Olympie erstaunte über das Betragen des Fräuleins, das ihr ganz neu an ihr war.

Ist es nicht zu viel, fragte sie nach einem kurzen Stillschweigen, eine Hülfsbedürftige, welche vielleicht bey einiger Unterstützung in ihrer Fischerhütte ganz wohl versorgt ist, ohne weitere Ueberlegung auf das Schloß zu bringen, welches die Kaiserin nur euch zum Aufenthalte verstattete, und wo sie ungern Fremde allerley Gattung bewirthen würde?

Und wenn ich euch sage, daß die, von welcher ich spreche, keine gemeine Person, daß sie meine Bekannte, daß sie meine Stiefschwester Römhild ist?

Römhild? die Favorittin der Kaiserin Theophanie? Sie hier, und in der Gestalt einer Hülfsbedürftigen? — Ich erstaune, Fräulein! hierunter liegt mehr verborgen als ihr meynet! — ich bitte euch um genaue Erzählung dessen, was euch begegnet ist, damit ich in Stand gesetzt werde, das Ganze zu beurtheilen.

Braucht ein so unschuldiger Wunsch vorher Beurtheilung, ehe er erfüllt wird? — Ich wünsche meine Schwester bey mir zu haben,

und hiezu ist nichts weiter nöthig, als daß man Befehl gebe, ihr einige Zimmer zu bereiten.

Römhild? Theophaniens Vertraute? — Was wird unsere Kaiserin sagen?

Römhild ist bey Theophanien in Ungnade, dies giebt ihr ein Recht auf Adelheits Schutz, und auf den meinigen, hört ihre kurze Geschichte, und dann urtheilt!

Olympie erwies Luitgarden, daß Römhilds so schnelle Verstossung eine Unmöglichkeit sey, erwies ihr, daß zwischen der Zeit, da sich all die erzählten Umstände zugetragen haben sollten, Römhild noch zu Nimwegen im höchsten Glanz der kaiserlichen Gnade gesehen worden sey. Sie that noch mehr, sie erzählte ihr Römhilds ganze Geschichte, aber weit anders als Luitgard sie von ihr selbst erfahren hatte, enthüllte ihr die ganze hassenswürdige Rolle, welche sie bisher an Theophaniens Hofe gespielt hatte. Wie sie die Tochter der Herzogin von Sachsen, in deren Gesellschaft sie zuerst dieser Kaiserin vorgestellt ward, zu verdrängen, und unglücklich zu machen gewußt habe, wie sie Theophaniens Gunst durch tausend zweydeutige Handlungen errungen, durch ihre verrätherische Schönheit Liebesbündnisse und Freundschaften gestört, Herzen mit Füssen getreten, die sich ihr weihten, und nach Eroberungen gerungen habe, die ihr

nur Stolz und Sucht nach Größe als erreichbar vorstellen konnten, und wie sie nun durch tausend Ränke, durch tausend strafbare Gefälligkeiten gegen ihre Gebieterin wirklich auf einem Posten stehe, von dem nichts so leicht sie würde herabstürzen können.

Aber mein Gott, rief Luitgard am Ende, was konnte Römhild für Ursach haben, hier eine Rolle zu spielen, die dem allen, was ihr mir von ihr sagt, so unähnlich ist?

Das weis Gott, versetzte Olympie. Daß sie nur eine Rolle spielt, daß sie das nicht wirklich ist, was sie vorstellt, nur davon bin ich gewiß, und ich argwöhne hierunter Ränke, vor welchen ihr auf eurer Hut seyn mögt.

Ich weis nicht, was ich von ihr und von euch denken soll, indessen bleibt es bey meinem Wunsche, und ich bitte euch, macht Anstalt zu ihrer Aufnahme, wär es auch nur darum, damit wir, wenn wir sie in der Nähe haben, im Stande sind, sie besser zu beurtheilen.

Verzeihet, Fräulein, versetzte Olympie mit einem etwas ernstern Ton, ich kann hierin nichts ohne Vorwissen der Kaiserin thun.

Und wenn ich mich nun erbiete, alles bey ihr zu verantworten?

Die, welche über alles, was hier vorgeht, zur Verantwortung gezogen wird, bin ich, da

ihr und das ganze Schloß meiner Aufsicht an-vertraut seyd.

Eurer Aufsicht, Olympie? Ich hielt euch für meine Freundin, für meine Vertraute, nicht für meine Hofmeisterin!

Ich bin das erste, und wünsche es ewig zu bleiben, von dem andern habt ihr, denke ich, in länger als anderthalb Jahren nichts geahndet, und es würde euch, ohne die wunderliche Laune, in welcher ich euch heute zum ersten mal in meinem Leben sehe, ewig verborgen geblieben seyn. —

Luitgard ging weinend auf ihr Zimmer; das, was sie noch am wenigsten bekümmerte, war die Versagung ihrer Bitte; aber die Entdeckung, daß Römhild Recht habe, und daß sie hier bey weitem nicht so frey sey, als sie wähnte, drang ihr näher zu Herzen, und sie verweinte darüber eine ganze Nacht, brachte den ganzen folgenden Tag in Unmuth und Mißverständniß mit Olympien zu, und erholte sich nicht ehe, bis die Stunde erschien, da sie Römhilden am Garda-See wieder sehen sollte.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Die Versucherin flieht.

Es würde schwer fallen, Luitgards Gemüthszustand genau zu schildern, sie kannte ihn selbst nicht recht. Sie war unzufrieden mit Olympien und der Kaiserin, und doch auch weit entfernt, Römhilden in allen zu trauen. Unter einer gewissen Aufsicht zu stehen, würde ihrer sanften biegsamen Gemüthsart nicht lästig gewesen seyn, wenn sie nicht all diese Zeit über sich ganz frey gewähnt hätte; ein Wahn, der bey ihren eingeschränkten Wünschen, und der gelinden Art, mit welcher ein solches Gemüth behandelt zu werden brauchte, leicht möglich war, und aus welchem sie ohne Römhilds giftiges Einhauchen nie gekommen wär. Sie schämte sich, es ihr gestehen zu müssen, daß die Wahrheit auf ihrer Seite sey, sie fürchtete sich beynahe, diejenige zu sehen, welche sie auf dieser Stelle wieder zu finden versprochen hatte, und welche ihr schon in der Ferne sichtbar war.

Nun Schwester, rief ihr Römhild entgegen, sind die Zimmer bereit, welche ihr mir versprochen habt? wird man uns erlauben, die Vertraulichkeit zu stiften, auf welche uns die nahe Verwandtschaft ein Recht giebt? — Ihr

schweigt? — Armes Kind! nicht wahr, ihr seyd nicht die Meisterin eures Willens, für die ihr euch hieltet? nicht wahr, man gönnt euch nicht einmal das erlaubte Vergnügen, einer hülfsbedürftigen Schwester unter die Arme zu greifen? Wohl mir, daß ich eurer Hülfe in der That nicht bedarf, wie übel wär mir sonst gerathen!

Römhild hätte wohl noch länger sprechen können, ohne unterbrochen zu werden. Schwester, fing Luitgard endlich an, alles wohl erwogen, so habe ich über nichts zu klagen. Man thut im Grunde nichts, als daß man mich vor dem Umgang einer Person hütet, die man für gefährlich hält?

Ich gefährlich, Luitgard? o erklärt euch, was bedeuten diese räthselhaften Worte?

Luitgard entwarf ihr, nur mit etwas gemilderten Farben, das Bild, das man ihr des vorigen Abends von ihr gemacht hatte, und Römhild antwortete, statt entrüstet zu werden, mit einem Gelächter.

Es lohnt nicht die Mühe, mein Kind, sagte sie, diese Dinge zu widerlegen, glaubt davon was ihr wollt, mir ists genug, daß ich euch einen wesentlichen Dienst erzeigt, und euch die Augen über euren Zustand ein wenig geöffnet habe, ihr seyd, wie ihr seht, bey weitem noch nicht die freye Gebieterin des Gardaschlosses,

welche Hülfsbedürftigen die Arme entgegen breiten kann.

Aber auch die Gefangene nicht, für die ihr mich haltet!

Wir wollen sehen! Soll ich euch noch eine Probe geben? — Gebt Achtung, ob man euch nicht nächstens die Spaziergänge am See verbieten wird, weil man muthmassen kann, daß ihr hier die gefährliche Römhild findet. Ist dies die Art ein freyes Mädchen zu behandeln? — Gute Schwester, wir müssen Abschied nehmen, lieber heute schon Abschied nehmen, weil wir nicht wissen, ob wir uns morgen wiedersehen werden.

Wüßte ich genau, was ich von euch zu halten habe, nichts sollte mich hindern, euch überall aufzusuchen, aber — —

Bleibt bey eurem Aber! Die Unschuld rechtfertigt sich nicht! — Mir wirds schmerzlich seyn, so manches, das ich euch noch zu eurem Besten zu sagen hätte, verschweigen zu müssen, schmerzlich, eure Geschichte nicht zu hören, nach welcher ich so begierig bin. — Aber könnte man sich nicht am dritten Orte sehen? — Ich bin gesonnen in verstellter Tracht an den Vermählungsfeyerlichkeiten zu Verona theil zu nehmen; ohne Zweifel werdet ihr dort eine vorzügliche Rolle spielen, dort können wir

uns ohne Verdacht und so lang wir wollen, sprechen.

Luitgard gestand, daß sie nicht eingeladen wär, war aber gewiß, daß sie nur einen Wunsch äußern dürfte, um hier alles zu erhalten.

Ihr habt recht, sagte Römhild, so hart werden eure Kerkermeister ja nicht gegen euch seyn, euch auch dieses zu versagen!

Luitgard wiederholte das Wort Kerkermeister mit Unwillen, und fragte, wen Römhild mit demselben meyne. Olympien und Adelheit meyne ich, versetzte sie, und vielleicht noch andere, von denen ihr, ohne es zu wissen, beherrscht werdet.

Adelheit? schrie Luitgard, sie, die mich wie eine Freundin behandelt, die mich noch kürzlich mit einem Besuch beehrt hat?

Wie oft ist euch diese Ehre wohl wiederfahren, seit ihr hier seyd? fragte Römhild.

Luitgard schwieg, denn sie schämte sich zu sagen, daß sie die Kaiserin in anderthalb Jahren nicht öfter als einmal gesehen hätte.

Ich will nicht in euch dringen, fuhr die andere fort, so viel ist gewiß, ihr seyd betrogen, wie und warum ihr betrogen seyd, wie ihr euch retten und rächen könnt, davon ein andermal, jetzt eilet, nach Hause zu kommen, damit man euch nicht das bisgen Freyheit, das ihr noch genießt, um des langen Aussenbleibens willen noch mehr

verkürze. Daß man bereits aufmerksam auf unsere Unterhaltungen ist, beweise euch dieses, daß man heute alle Fischerhütten der Gegend untersucht hat; zum Glück ohne mich zu finden, weil ich zu gut verborgen war.

Luitgard mußte, zu ihrem größten Verdruß, als sie des andern Tages wieder nach dem See spazieren wollte, sich Olympiens Begleitung gefallen lassen, und am dritten eine liebreiche Einrede hören, warum sie sich doch so kühn in jene schlecht verwahrten Gegenden wage? ob sie schon die Nachstellungen der Grafen von Nordheim vergessen habe, vor welchen Erich und Adelheit sie nie genug zu verwahren geglaubt hätten?

Ich weis nicht, sagte das Fräulein, ob hier mir irgend jemand nachstellt, aber so viel ist gewiß, daß ich wie eine Gefangene behandelt werde, und daß ich mir auf diese Art das Leben nicht wünschen wollte!

Alle Bemühungen Luitgards in den folgenden Tagen allein an den Garda-See zu kommen, waren vergeblich; gleichwohl wußte bie verständige Olympie, diesem Zwang ein lachendes Ansehen zu geben; und das sanfte Gemüth des Fräuleins wieder zu gewinnen, da sie jetzt die Stimme jener Unholdin nicht mehr hörte, war keine so gar schwere Sache.

Röm-

Römhild war und blieb indessen Luitgards Hauptgedanke; die Hinderungen, die man dem Umgang mit ihr in den Weg legte, machten ihr denselben noch wünschenswerther, denn so gut und edel sie seyn mochte, so war sie doch bey weitem nicht von den gewöhnlichen Schwachheiten ihres Geschlechts ganz frey. Ihre ganze Hoffnung setzte sie noch auf das Wiedersehen bey den veronesischen Lustbarkeiten, und sie äußerte ihren Wunsch bey denselben zu erscheinen, ohne Furcht vor abschläglicher Antwort.

Olympie, müde, sich durch immerwährendes Wiedersehen dem Fräulein verhaßt zu machen, verwies sie auf die Kaiserin. Adelheit hatte Luitgarden baldige Wiederholung ihres Besuchs versprochen, und sie sah demselben mit Verlangen entgegen. Ein Tag nach dem andern verging, und er erfolgte nicht. Luitgard wagte, ihr Verlangen schriftlich zu melden, und es erfolgte keine Antwort. — Fräulein, sagte Olympie, ich bedaure euch, ich kann euch nicht so durch vergebliche Wünsche leiden sehen, ohne euch zu Hülfe zu kommen. Ihr werdet diesesmal nicht bey Hofe erscheinen, ich sehe es voraus. Es ist wider den Plan der Kaiserin, euch vor einer bestimmten Zeit öffentlich erscheinen zu lassen und ich bin durch langen Umgang

von eurer gesetzten, bescheidenen Denkungsart so überzeugt worden, daß ich weis, ihr werdet euch gern in den Willen einer Dame fügen, die es gut mit euch meynt, und in nichts ohne Plan und Absicht handelt.

Und verdiene ich nicht wenigstens so viel, sagte Luitgard, welche mit Mühe die Thränen unterdrückte, daß man mir einige Winke von ihren Absichten gebe?

Sie sind mir selbst unbekannt, erwiederte Olympie, aber ich bin gewiß, daß sie zu eurem Vortheil gereichen.

Luitgard verschloß sich in ihr Zimmer, und kam nicht ehe wieder zu einiger Ruhe, bis eine ihrer Zofen, die den ganzen Kummer ihrer jungen Herrschaft wußte, und, wie man denken kann, ganz auf ihrer Seite war, Rath zu schaffen versprach. Luitgard sehnte sich aus keiner Ursach so gewaltig nach Verona, als weil sie dort Römhilden, ihrem Versprechen nach, zu sehen hoffte, und es kam also hier nur darauf an, ihr Römhilds Umgang ohne diese Weitläuftigkeiten zu verschaffen.

Die Ausgänge nach dem See, welche des Tages so sorgfältig verschlossen wurden, blieben des Nachts durch Unvorsichtigkeit der Fischer zuweilen offen, Römhild, welche die Zofe zu finden wußte, war durch diesen Weg leicht herein, und in

Luitgards Zimmer gebracht, da diese aus Furcht vor den Grafen von Nordheim, mit welchen sie Olimpie von Zeit zu Zeit zu schrecken wußte, sich nicht hinaus getraute.

Ist Luitgard nun überzeugt, daß sie eine Gefangene ist? fragte Römhild, als sie an der Seite ihrer Schwester saß.

O Gott! schrie diese, ich bins und werde es immer mehr!

Ich höre, man geht noch weiter als ich gedacht hatte. Nicht allein eure Spaziergänge schränkt man ein, sondern man versagt euch auch die Stelle, welche euch bey Hofe zukommt. In wenig Tagen wird die königliche Heyrath die ganze Gegend mit Lust und Lachen erfüllen, und ihr —

Ich kümmre mich wenig um die veronesischen Feste, welche ich nur um euretwillen zu besuchen gedachte.

Gütiger Gott! welche unschuldige Einfalt! Sie bekümmert sich nicht um Dinge, die sie so nahe angehn, um Dinge, durch welche sie so sehr beleidigt wird!

Ich durch Ottos Vermählungsfeyer!

Himmel! Soll ich dem armen Geschöpf die Augen öffnen? Soll ich ihr sagen, wie heimtückisch man mit ihr umgegangen ist? O Luit=

gard, wie wird euch zu Sinne, wenn ihr hört, daß die Stelle, welche Marie von Arragonien nächstens einnehmen wird, die eurige ist, daß ihr zur königlichen Braut bestimmt waret, und daß das Gefängniß, in welchem man euch nun so lang verschlossen hält, ein Gefängniß, das wahrscheinlich ewig dauern wird, die einige Entschädigung ist, die man euch zu geben gedenkt?

Luitgard begriff nichts von dem, was sie hörte, und Römhild mußte es ihr mehr als einmal wiederholen, daß man einst die Absicht gehabt habe, sie neben Otto auf den Thron zu heben, ehe sie es glauben konnte. Erst als sie anfing, die Vorgänge ihres eigenen Lebens zu mustern, als sie sich Adelheits zuweilen so widersprechendes Betragen dachte, ward ihr Römhilds Vortrag wahrscheinlich, und die volle Gewißheit erhielt sie, als jene mit ein paar Briefen hervortrat, welche ehemals zwischen Adelheit und Gerbergen über diesen Gegenstand gewechselt worden waren; Dokumente, welche nach Gerbergens Tode, als Theophaniens Tochter, Sophie, Aebtissin zu Gandersheim ward, leicht hatten abhändig gemacht worden seyn können.

Luitgard schwieg, sie vernahm zu viel neues, ihre Empfindungen stürmten zu heftig wider einander, als daß sie hätte Worte finden können, und Römhild, die ihr Schweigen für

den Ausdruck des höchsten Gefühls der Beleidigung hielt, eilte auf den gelegten Grund fortzubauen, und das vollends auszuführen, warum sie wahrscheinlich von einer Macht, die hier im Verborgenen wirkte, ausgeschickt worden war.

O Luitgard, rief sie mit strömenden Augen, arme bedauernswürdige Schwester! du, die ich so gern Kaiserin gewußt hätte, was wird nun dein Loos seyn? Kennst du die alte Geschichte des Gardaschlosses? In seinen Kerkern, in jenem scheuslichen Thurm am See schmachtete einst *) Adelheit unter der Hand ihrer Tyrannen, sie kennt die Festigkeit seiner unterirdischen Gewölbe sehr wohl, und wird nicht ermangeln, einst dort die Stimme auch deiner Klagen zu verschliessen.

Gott! Gott! schrie Luitgard mit gerungenen Händen, erst der Thron, dann ewiges Gefängniß! Nein, so wird Adelheit nicht an mir handeln, ich klage ja nicht! Ich mache ihr ja keine Verweise über den Verlust eines Glücks, welches — —

Sie wird, sie wird so handeln! fiel ihr Römhild ins Wort, nur ein einiger Weg zur

*) Eine der schönsten Geschichten des Alterthums, welche ich nicht so leicht berühren würde, wenn sie nicht von der Meisterhand des Herrn von Helem schon romantisch beschrieben worden wär. S. deutsches Musäum VI. St. 1784.

Rettung ist dir übrig: Fluch und Rache, ehe dich selbst der Arm unverschuldeter Rache ergreift! Folge deiner treuen Rathgeberin, folge deiner Schwester, der Plan ist gemacht, und du brauchst nur zu seiner Ausführung die Hand zu bieten. Fliehe zu deinem Vater, welcher kürzlich zu Madruzzo angekommen ist, klage ihm deine Schmach und flehe um seine Rache! Ich indessen öffne der unglücklichen Prinzessin Marie, bey welcher ich, wie ich dir nunmehr, da alle Verstellung unter uns ein Ende, gestehen muß, als Hofdame lebe, die Augen, zeige ihr Adelheits und Gerbergens Briefe vor, behaupte deine ältern Rechte auf Ottos Hand, und störe eine Heyrath, welche nie rechtmäßig seyn kann, so lange du lebst. Otto ist dann frey, Eccards Waffen behaupten deine Rechte, Adelheit muß nachgeben, deine Schönheit, welche die der Arragonierin so weit übertrift, wird das Herz des jungen Königs leicht fesseln, und du ersteigst den Thron, der dir vor allen andern zukommt! —

Luitgard, welche bisher mit verhülltem Gesicht an ihren Stuhl zurückgelehnt gesessen, und geweint hatte, richtete sich jetzt hastig auf, und sahe Römhilden mit einem durchdrungenen Blick in die Augen. — Abscheulich! Abscheulich! rief sie nach einem kurzen Stillschweigen. Ich, die nie einen Gedanken an den Thron hatte, ich,

die durch ihn und den, der mich auf denselben setzen sollte, unglücklich geworden wär, ich soll statt des Danks gegen die Vorsehung, daß sie mich vor diesen glänzenden Elend bewahrte, es durch Verbrechen an mich zu reißen suchen? soll Otto und Marien, edle unschuldige Seelen, welche mich nie beleidigten, trennen? soll Adelheit, meine Wohlthäterin, kränken, die ja wohl auch das Recht aller Menschen hat, einmal gefaßte Gedanken bey besserer Ueberlegung zu ändern? Nein, viel lieber die Gefängnisse des Gardathurms, vor welchen mich doch Gerechtigkeit und Menschlichkeit wohl schützen sollen! Ich will mich zu Adelheits Füssen werfen, will ihr sagen, wie sehr ich ihr danke, daß sie Marien und nicht mich zur Gemahlin Ottos machte; dies wird alle meine Bande lösen, selbst die, welche Römhild mich erst fühlen lehrte, ich werde frey seyn, und zu meinem Vater eilen, nicht ihn zur Rache, sondern zur Treue gegen seinen Herrn zu ermahnen.

Römhild stand bey dem so unerwarteten Ausgang ihrer bösen Anschläge ganz starr vor Erstaunen, ihr war es anfangs unmöglich, ein Wort zwischen Luitgardens dahinströmenden Rede einzuschieben, am Ende verzog sich ihr Mund zum höhnischen Lächeln, und eine Antwort schwebte auf ihren Lippen, welche Luitgard mit wach-

sendem Eifer unterdrückte. Schweig! schrie sie, schweige, Verrätherin! du schmiedest boshafte Anschläge wider Marien, die du selbst deine Gebieterin nennst, wie soll ich dir trauen, ich, von welcher du — —

Ein Geräusch im Nebenzimmer unterbrach die Rednerin, und machte, daß Römhild ohne Antwort entfloh. — Es war Olympie, welche in dem Zimmer des Fräuleins etwas arges vernommen, und bey der Besorgniß, in welcher sie seit den letzten Auftritten seyn mußte, schnell ihr Lager verlassen hatte, um sich zu unterrichten. — Luitgard, von heftigen Gemüthsbewegungen, und der eben so heftigen Aeusserung derselben übermocht, breitete ihr die Arme Hülfesuchend entgegen und ward ohnmächtig.

Zwey und Zwanzigstes Kapitel.

Fragmente aus der Geschichte der Kaiserin Adelheit.

Olympie blieb diese ganze Nacht bey dem kranken Fräulein. Ihre Beunruhigung, ihre Thränen sagten ihr, daß etwas außerordentliches vorgegangen sey, aber sie hütete sich zu fragen, und Luitgard, so voll auch ihr Herz war, fühlte keine Lust, sich Olympien zu

vertrauen. Die Dinge, von welchen sie Römhild benachrichtigt hatte, waren ihres Erachtens zu wichtig, um anders als mit der höchsten Vorsichtigkeit über ihre Lippen zu gehen, noch war sie zweifelhaft, ob sie je derselben auch gegen die Kaiserin gedenken würde. Eine Sache machte ihrem guten Herzen Sorge, der Zutritt, welchen die verrätherische Römhild bey der Prinzessin von Arragonien hatte; ihr Kopf schwärmte von Planen, wie sie zu warnen wär, ohne daß diejenige, welcher sie ihrer Falschheit ungeachtet nichts böses gönnte, dabey ins Gedränge käm; eine Schwachheit, welche gutherzigen Seelen eigen ist: sie wollen gern Gutes thun und Böses verhindern, nur niemand, selbst der Verbrecher soll nicht darunter leiden, und auf diese Art unterbleibt manches, dessen Ausführung gut und löblich gewesen wär. Hier war indessen nichts versäumt; das was Mariens unbekannter Freundin Sorge machte, das hatte bereits auch die Aufmerksamkeit anderer erregt. Es war der Kaiserin Adelheit nicht gleichgültig gewesen, unter der Hofstatt der jungen Braut eine Person zu sehen, deren Geschichte sie noch vollkommner wußte, als Luitgard sie von Olympien vernommen hatte. Man erkundigte sich, wie Römhild hieher gekommen sey, und der Vorwand, sie sey bey Theophanien in Ungnade gefallen, und habe

hier Schutz suchen müssen, that niemand genug. Die Prinzessin von Arragonien ward gebeten, lieber eine Person zu entlassen, welche hier in schlechtem Ansehen sey; aber man hatte der jungen Dame, deren Sanftmuth und Nachgiebigkeit man kannte, beym Abschied vom Hofe ihres Vaters zu sehr eingeprägt, sich nicht unterjochen zu lassen, und der Kaiserin Adelheit, welche überall als herrschsüchtig verschrieen war, nicht zu viel Gewalt über sich einzuräumen, als daß sie nicht hier hätte den Anfang machen sollen, ihren eigenen Willen zu behaupten. Ach sie behauptete ihn, und legte dadurch den Grund zu künftigem Unglück! sie weigerte sich, eine schöne Schlange von sich zu jagen, deren Gift andern besser bekannt war als ihr, und deren Stich ihr den Tod drohte.

Luitgard lebte indessen auf dem Gardaschlosse still aber traurig, die einige Epoche in ihrem Leben, in welcher sie ihrer Aufseherin durch kleine Anwandlungen von Widerspenstigkeit Noth gemacht hatte, war vorüber, dagegen machte sie ihr jetzt durch ihr in sich gekehrtes niedergeschlagenes Wesen Kummer. Die Gesinnungen, welche Luitgard gegen Römhilden über die zerstörten großen Absichten, die man ehedem für sie hegte, geäußert hatte, waren wahr und unverstellt, wie ihr ganzer Charakter; sie dankte

der Vorsicht das, was geschehen war, da ihr Herz für keinen Otto nur für Erichen schlug, aber darum war sie nicht ohne Gefühl, daß man ein wenig falsch, wenigstens verdeckt gegen sie gehandelt hatte, auch gab es noch Stunden genug, wo die Furcht vor dem Gardathurm in ihrem Herzen erwachte.

In dieser Zeit war es, da Luitgard, theils um Kummer zu zerstreuen, theils um den Charakter der Kaiserin genauer kennen zu lernen, Olympien Adelheits Jugendgeschichte abfragte. Olympie konnte sich der genausten Kenntniß dieser zum Theil verborgenen Dinge rühmen, da sie von den ersten Jahren ihres Lebens dieser großen unglücklichen Dame, von welcher hier die Rede ist, unzertrennliche Gefärthin gewesen war. Die Kümmernisse ihres jungfräulichen Standes, die Leiden einer unglücklichen, gezwungenen Heyrath, selbst die Schrecknisse des Gardathurms hatte Olympie mit Adelheit getheilt, oder sie ihr durch die Tröstungen der Freundschaft erleichtert. Luitgard erfuhr hier, wie Adelheit durch die klägliche Ermordung ihres Vaters, durch die Beraubung des burgundischen Throns, so frühzeitig das Unglück kennen lernte; Gehorsam gegen eine geliebte Mutter, welche kein Bedenken trug, dem Erberer Hugo die Hand zu geben, nöthigte sie, die Gemahlin sei-

nes Sohns, jenes Lothars, zu werden, welcher sich weder durch geistige noch körperliche Vorzüge die Liebe einer so vollkommenen Prinzessin, wie Adelheit, verschaffen konnte. Olympie hatte die heldenmüthige Ueberwindung ihrer selbst, hatte ihr standhaftes Dulden, und ihre unnennbaren Gefälligkeiten gegen einen Gemahl gesehen, den sie weder lieben noch schätzen konnte. Lothar war nicht undankbar, und es kam endlich dahin, daß Adelheit eine Art von Zuneigung zu ihm gewann, welche ihr die Erfüllung ihrer Pflichten minder schwer machte.

Diesen Zeitpunkt schien das Schicksal erwartet zu haben, um die unglückliche Königin durch Lothars Ermordung zum zweytenmal zu verwunden, er und Hugo mußten dem Eroberer Berengar weichen, so wie ihnen ehedem Adelheits Vater, der König von Burgund, weichen mußte. Auch ihre Mutter, auch die Königin Berthe mußte sterben, und Adelheits Leben schonte man nur darum, weil man es zur Bevestigung des Throns für nöthig hielt. Adelheit sollte zum zweyten mal genöthigt werden, sich mit dem Urheber ihres Unglücks zu verbinden. Lothars Gemahlin zu werden, nöthigte sie ehemals blinder Gehorsam gegen eine Mutter, aber nichts konnte sie bewegen, Adalberten die Hand zu geben. Adalberts Vater, der Eroberer Be-

tengar, drohte; Willa, seine Mutter, brauchte List und Schmeicheleyen; Adelheit wählte den Tod für ein solches Bündniß. Tod wär Glück für sie gewesen, da sie in ihrem achtzehenden Jahre bereits alles überlebt hatte, was ihr nur einigermaßen lieb war; aber diese Gunst ward ihr nicht gewährt, man stieß sie in die unterirdischen Gewölber des Gardathurms hinab, wo sie zwey Jahr lang auf tausendfältige Art den Tod litt, ohne dadurch der Befreyung von Leiden theilhaftig zu werden, oder eine andere Linderung zu kennen als den traurigen Trost, an Olympien eine Gefärthin ihres Elends zu haben, welcher es bey gleichen Leiden nie an aufmunternden Worten, nicht an Anschlägen zur Rettung fehlte. Einer derselben glückte, Olympie stellte sich schwächer, als sie war, und flehte ihren Kerkermeister, der nur wöchentlich einmal in die feuchte, scheusliche Gruft hinab steigen mochte, ihr in ihren letzten Stunden die Tröstungen der Religion nicht zu versagen, sie bat zur ewigen Ruhe, bat, wo möglich, von keinem andern als dem Kapellan der Königin eingesegnet zu werden.

Dieser Mann war einer von denen in Klöstern so gewöhnlichen Charaktern, welche Schwachheit und Einfalt auf der Stirne, und Muth und Scharfsinn im Herzen tragen. We-

nige Winke waren genug, ihm zu sagen, was er zu thun habe. Die Hüter der Gefangnen verliessen sie keinen Augenblick, drängten sich sogar in die Geheimnisse von Olympiens Beichte, aber der kluge Mönch brauchte ja nur zu sehen, wo die Kranke war, um auf ihre Rettung zu denken, brauchte nur den Namen Adelheit in sein Ohr flüstern zu hören, um zu wissen, auch sie, die lang Vermißte, für tod gehaltene sey hier. Zu sehen bekam er sie nicht, da man viel zu vorsichtig war, um sie die Zeit über, da Olympie sich mit ihrem Beichtiger unterhielt, nicht in einen andern Winkel ihrer Hölle gebracht zu haben.

Olympie hatte ein Körngen auf Hoffnung ausgesät, an dessen Fortkommen sie fast zweifelte, aber sie und Adelheit sollten schnell die Früchte desselben sehen. Der Bischof von Ravenna, in dessen Stadt Adelheit vor ein und zwanzig Jahren das Licht erblickt, und von ihm die Taufe erhalten hatte, von dem hülfreichen Mönch aufgemahnt, kam des Nachts mit seinen Leuten, und zerbrach vom See her die Mauern des Gardathurms, man brachte Adelheit und Olympien, welche der mildern obern Luft ganz entwehnt waren, halb ohnmächtig in das wartende Fahrzeug, und führte die bedrängte Königin heitereren Tagen entgegen. Der Arm

Otto des Großen war zwar noch nöthig, sie gänzlich zu retten, ihre Feinde völlig zu demüthigen, aber auch dann Jahre lang nichts mehr von Gefahr und Leiden, dann nichts als Ruhe, Ehre und Glück in den Armen des Helden, welchem Adelheit von ihren frühsten Jahren an bestimmt gewesen war, und dem sie aller Widerwärtigkeiten ungeachtet, doch endlich zu Theil werden mußte.

Und glaubt ihr wohl, fragte Luitgard, daß sie, die so viel gelitten hat, andern könne Leiden verursachen? daß die, welche einst selbst gefangen war, die Unschuld könne im Kerker schmachten lassen?

Was für eine Frage, Fräulein! Unsere Kaiserin haßt nichts so innig, als Bedrückung der Menschheit, nichts so sehr, als die Grausamkeit, Elende im Kerker langsam verschmachten zu lassen. Auch den Verbrecher, wenn die Gerechtigkeit Lebensrettung möglich machte, wollte sie lieber bessern als strafen. — Sie, die von Otto alles erhalten konnte, ließ ihre erste Bitte als Kaiserin, Befreyung aller derjenigen seyn, welche nur einigermassen Befreyung von Ketten verdienten. Diese Gegend, wo wir gegenwärtig leben, und wo sie ehemals dem Tode entgegen schmachtete, war ihr bereits eigen, sie brauchte die arbeitsamen Hände von hundert Begnadigten, hier alles umzuschaffen.

Die scheuslichen Gewölbe jenes Thurms wurden unter Wasser gesetzt, und dadurch auf ewig unbrauchbar gemacht, von ihm selbst blieb nur so viel übrig, als zur Erinnerung dessen, was er ehemals war, dienen, und dem herrlichen Gebäude, das sie aufführen ließ, zum Gegenstück dienen konnte. Dankbarkeit regierte die Hände ihrer Arbeiter; wie durch Zauberwerk stiegen diese Mauern binnen einem Jahre empor, der schlammichte todathmende See ward zum hellen Spiegel, und das mit wildem Gebüsch verwachsene Thal zum Lustgarten. Adelheit lohnte diesen Leuten, welche ganz ihr Leben für ihre Befreyerin hingegeben hätten, mit königlicher Huld; sie schenkte ihnen endlich auf geprüfteres Wohlverhalten eine ansehnliche Strecke Lands, und erlaubte ihnen, sich dort anzubauen. Ein unfruchtbares, von der Natur ganz vergeßnes Thal zwischen den apenischen Gebürgen, ward durch den Fleiß der adelheitischen Kolonie, wie diese Geretteten auf ihre Bitte sich nennen durften, ein kleines Eden. Rebenhügel, Getreidefelder und zierliche Hütten von guten und glücklichen Menschen bewohnt, sind jetzt nach mehr als dreyßig Jahren noch ein Beweis von der Huld und Weisheit unserer Kaiserin, und eine Aufforderung für Fürsten ihr nachzuahmen. Welch Entzücken für sie, wenn sie ihre

kleine

kleine Schöpfung, die sich mit jedem Jahr mehr ausdehnt und verschönert, einmal besucht! Doch thut sie dieses selten, weil der Jubel und die Anbetung, mit welcher man ihr dort entgegen kommt, für ihre Bescheidenheit beschämend und lästig ist. Sonst versuchte sie zuweilen in geringer Tracht und ohne alles Gefolge dort hinzugehen, um Mängel zu beobachten, und ihnen abzuhelfen, oder unerkannt neue Wohlthaten auszuspenden, aber auch die Kinder lernten sie zu bald kennen, und seit sie sich vor einigen Jahren, als sie im Gewand einer gemeinen Frau sich unter einem Haufen von den Abkömmlingen ihrer Geretteten ganz sicher glaubte, auf einmal von ihnen Mutter und Kaiserin begrüßt wurde, seit dem begnügt sie sich ihre Wohlthaten durch treue Leute austheilen zu lassen, unter welchen ich mich rühme, oft eine Stelle behauptet zu haben.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung.

Olympie hatte durch ihre Erzählung mehr Gutes gestiftet als sie glaubte, doch sie wünschte noch mehr zu thun. Fräulein, sagte sie, ich sehe euch seit einiger Zeit so schwermüthig, glaubt ihr nicht, daß mich dieses bekümmert?

Olympie, ich verdiene diese Güte nicht, es war eine Zeit, da ich euch auf andre Art Kummer machte.

Vergangne Dinge! Würkungen eines bösen Geists, welcher nun vertrieben ist! — Aber wenn ihr mir wirklich wieder die alte Zuneigung geschenkt habt, wollt ihr mir nicht einen kleinen Beweis von der Rückkehr dieser guten Gesinnungen geben? wollt ihr mir nicht gestehen, was an diesem Herzen nagt, was diese Wangen bleicht, und diese Augen trübt?

Es giebt Geständnisse, welche uns beschämen, wollt ihr mir nicht dasjenige schenken, das ihr von mir fordert?

Wie, wenn ich rathen könnte, wenn ich schon gerathen und auf Trostmittel gedacht hätte! — Es giebt einen gewissen Erich, von welchem wir mächtig lange nichts gehört haben! —

Ach Olympie!

Man muß Nachricht von ihm zu bekommen suchen, dachte ich, und nun sind es bereits vier Wochen, daß ich meinen Sohn auf Kundschaft ausschickte. Zu Nimwegen ist er bereits angelangt, aber seine Nachforschungen treiben ihn weiter. Ich zweifle nicht an seiner Genauigkeit, seiner Thätigkeit und seiner Eil in Ausrichtung meiner Geschäfte, und ich glaube, wir können seiner Wiederkunft bald entgegen sehen.

Luitgard drückte erröthend Olympiens Hand, und wagte keine andere Antwort, als die Versicherung, daß sie viel Mittel in den Händen habe, ihren Trübsinn zu verjagen, wenn sie dieselben nur nutzen wollte. Zum Beyspiel, sagte sie, wenn ihr mir das Glück verschaffen wolltet, meinen Vater zu sehen; man sagt, er liege mit seinen Völkern wenige Meilen von hier, zu Madruzzo!

Ein Glück, damit ich hoffe, euch unvermuthet überraschen zu können; den Tag vor der königlichen Vermählung sandte er hieher, nach euch zu fragen, und zu melden, daß, wenn er euch zu Verona beym Hochzeitfeste nicht sähe, er euch nächstens hier aufsuchen würde; er ward verhindert. Dringende Geschäfte riefen ihn nach Rom, er hat nicht einmal den wich-

tigen Tag zu Verona abwarten können, und ihr seht, daß die Erfüllung eurer Bitte vor der Hand unmöglich ist; aber er wird wieder kommen, und ihr sollt ihn sehen.

Aber die Kaiserinn? wird nicht wenigstens diese mich in meiner Einsamkeit besuchen?

Bald, Fräulein! Doch ehe dieses geschieht, müßt ihr sie noch besser kennen lernen, ihr wißt, wir haben noch einen kleinen Rückstand von ihrer Geschichte, in deren Erzählung ihr mich neulich durch eine seltsame Frage, deren Grund ich noch jetzt nicht begreifen kann, unterbrachet. — Ihr schweiget? — Gut, wir haben jetzt Muße; auch erwarte ich heute keine dergleichen Unterbrechung in dem, was ihr nun hören werdet.

Ihr habt die Erzählung von den Leiden Adelheits in ihren ersten Frühlingsjahren gehört, und ohne Zweifel glaubt ihr, daß sie in den Armen Ottos, des ersten größten und besten Fürsten seiner Zeit, nun vor weitern Stürmen sicher war; Ihr würdet Recht haben, ich würde euch wenigstens einen vierzehn- bis funfzehnjährigen Stillstand ihres Mißgeschicks einräumen, wenn diese verhältnißmäßig kurze Zeit wirklich leer an großen Leiden gewesen wär. Ach das Glück mit Otto verbunden zu seyn, ward zu oft durch die peinlichsten Besorgnisse für sein Leben, zu oft durch andern Kummer getrübt!

Die zahlreichen Feinde seiner wachsenden Größe gestatteten ihm nicht, ein Jahr lang das Schwerd in der Scheide zu halten. Otto wußte zu gut, daß seine persönliche Gegenwart immer der Hauptgrund seiner Siege war, und der Muth, mit welchem er überall den größten Gefahren entgegen ging, machte, daß Adelheit unaufhörlich für ihn zitterte. Adelheit war in den ersten Jahren ihrer Ehe Mutter eines Prinzen geworden; er war die vornehmste Stütze ihrer Hoheit, auch auf den argsten Fall, der ihr begegnen konnte. Als Mutter des jungen Otto mußte sie immer noch bleiben was sie war, wenn sie auch als Gemahlin des ältern ihre Rolle ausgespielt hatte; Ursach genug für sie, den künftigen Thronerben mit der äussersten Zärtlichkeit und Sorgfalt zu erziehen, wenn er nicht auch ohnedem schon, als Ottos Sohn, ihr Liebling gewesen wär. Ich, die ich Adelheits Charakter kenne, getraue mich zu behaupten, daß das erste wenig, nur das letzte bey ihr in Betrachtung kam.

Nie hat eine Mutter ihr Kind so innig geliebt, als sie den Prinzen, und nie ist die heisseste mütterliche Zärtlichkeit besser erwiedert worden. Otto wuchs heran, das Ebenbild seines großen Vaters, der würdige Zögling seines Oheims, des weisen Bruno. Adelheit hoffte,

unter der Erziehung eines Geistlichen würde das kriegerische Heldenfeuer, welches ihr Sohn mit seinem Vater gemein hatte, ein wenig gemildert werden, aber nur gar zu bald mußte sie merken, daß sein Charakter in diesem Stück für ihre Ruhe noch gefährlicher war. Der junge Otto hatte die Neigung des Aeltern zu großen Thaten ohne den ganzen Umfang seiner Klugheit, seine Tapferkeit, ohne seine Vorsichtigkeit, ein ziemlicher Hang zum frohen Genuß des Lebens, viel Nachgiebigkeit gegen die, welche er liebte, und viel Hartnäckigkeit gegen die, welche sich ihm einmal zuwider gemacht hatten, gaben Grund zu traurigen Ahndungen für die Zukunft.

Adelheit sah voraus, daß ihr Sohn ein unglücklicher Fürst seyn würde, wenn er seinen Vater frühzeitig verlieren, und zum Erbtheil ein ganzes Heer von ungeendigten Kriegen von ihm erhalten würde. Das Reich war ihm sicher, da er bereits zum Nachfolger öffentlich ernannt war, aber wie viel neue Feinde machte ihm nicht selbst dieser Vorzug vor so manchen andern, welche Rechte auf die Krone zu haben glaubten?

Nur wenigstens einige, nur diejenigen Kriege wünschte Adelheit geendigt zu sehen, die sie dem Hause ihres Gemahls als eine traurige Mitgabe zugebracht hatte. Noch regten

sich Berengar, Willa und Adalbert, furchtbar durch die Unterstützung des griechischen Kaisers, den sie auf ihre Seite zu bringen gewußt hatten. Adelheit glaubte alles gethan zu haben, wenn sie ihnen diese mächtige Stütze entriß, und schon hatte ihr scharfsinniger Geist ein Mittel ausgesonnen, wie dieses zu bewürken wär.

Der junge Otto war in dem Alter, da man darauf denken konnte, ihn zu verheirathen, Nicephorus, derjenige, welcher damals die Krone des orientalischen Kaiserthums trug, hatte eine Prinzessin, welche in der halben Welt als ein Wunder von Verstand und Schönheit berühmt war, was für Vortheile konnte man sich aus der Verbindung Ottos mit ihr versprechen! nicht genug, daß ein solches Bündniß Ottos Feinde um einen mächtigen Helfer betrog, da sich Nicephorus freylich lieber auf die Seite des ihm verwandten Kaisers als seiner Gegner schlagen würde, nicht genug, daß sie dem occidentalischen Kaiserthum die gerechtesten Ansprüche auf einige italiänische Provinzen erwarb, welche bis jetzt noch unter griechische Botmäßsigkeit gehört hatten, so machte sie auch den jungen Prinzen zum Gemahl einer Dame, die dem Rufe nach, ganz für ihn geschaffen seyn mußte; schön, um seine Augen und sein Herz zu fesseln, und klug, um ihn da, wo er Lei-

tung bedurfte, und wo der Rath einer Mutter nicht allemal hinlänglich gewesen seyn würde, ihm zur Leiterin zu dienen.

Ach so dachte Adelheit, und sie würde richtig gedacht haben, wenn in der gerühmten Theophanie, so wie in ihr selbst, Schönheit und Klugheit mit Tugend verbunden gewesen wär. Leider fand sich das Gegentheil, und diejenige, welche sie sich so innig zur Schwiegertochter wünschte, ward durch böse Gemüthsart für sie die Urheberin tausendfachen Kummers.

Das Schicksal schien die verblendete Kaiserin vor Ausführung ihres Einfalls warnen zu wollen, indem es derselben tausend Hindernisse in den Weg legte. Ihr Gemahl hatte vorerst nicht die geringste Lust zu der griechischen Verbinduug, nur die wiederholten Vorstellungen Adelheits und ihrer Räthe bewogen ihn endlich, eine Gesandtschaft nach Constantinopel gehen, und um die Prinzessin für seinen Sohn werben zu lassen. Beschimpft und geschmäht kamen sie zurück. Nicephorus, welcher sich ein Recht auf das abendländische Kaiserthum einbildete, das er nicht behaupten konnte, sahe den großen Otto als einen Usurpateur an, welcher sich eines Namens anmaßte, der ihm nicht zukam. Er zürnte über die Kühnheit, mit welcher derjenige, den er kaum des Namens eines Königs

würdigte, eine solche Werbung an ihn könne ergehen lassen. Er wunderte sich, wie es möglich gewesen sey, daß das Meer eine so freventhafte Gesandtschaft auf seinem Rücken herüber getragen habe, ohne sie zu verschlingen, und zeigte viel Lust, sie dem furchtbaren Element, das sie unverdienter Weise verschont hatte, aus kaiserlicher Milde dennoch zum Opfer zu geben.

Theophanie rettete sie, aber ihre Fürbitte war fast noch schlimmer und schimpflicher, als die Drohung des Todes. Die stolze Griechin bat, man möchte diese Unwürdigen ziehen lassen, und sich nicht mit so unedelm Blut besudeln. Mehr der Unverstand ihres Herrn, als ihr eigener sey zu tadeln, ihnen sey nicht zuzumuthen, daß sie in ihrem ungeschlachten Vaterland einen Begriff von der Hoheit des Kaisers haben könnten, unter dessen Scepter sich das abend- und morgenländische Reich beugen müsse.

So zogen also die Gesandten von dannen, hocherfreut, daß sie nicht nach damaliger Sitte ihre Nasen und Ohren zum Lösegeld zurücklassen mußten. Theophanie indessen freute sich nicht minder, daß sie einem Bündnisse entgangen war, das ihr nicht so wohl aus Stolz, sondern auch aus andern Gründen äusserst widerlich war.

An Nicephorus Hofe lebte ein junger Prinz, der so wohl aus denen, von den Grie-

chen verachteten nordischen Ländern abstammte, als Otto, und der sich doch überdem mit diesem jungen Prinzen in anderer Betrachtung gar nicht messen durfte. Otto war ein schon gekrönter römischer und deutscher König, Erich, oder Theoderich, wie man ihn des Wohllaut wegen zu Constantinopel nannte, nur der zweyte Sohn des dähnischen Königs Harald, so lang sein Vater und sein Bruder lebten, ein Fürst ohne alle Hoffnung, ohne alle Ansprüche. — Nichts desto weniger liebte ihn die stolze Theophanie, und hatte sich, wie die lästernde Sage meldet, bereits fester mit ihm verbunden, als ohne Brechung der heiligsten Schwüre an andere Verbindungen denken zu dürfen. Ihm zu Liebe hatte sie sich ein Glück verschlagen, dessen Glanz ihren durch Stolz geblendeten Augen doch nicht ganz entging.

Sie freute sich, daß der Wille des constantinopolitanischen Kaisers auf ihrer Seite war, und sie nicht genöthiget wurde, um Theoderichs willen ihre eigene Abneigung gegen die abendländische Heyrath ans Licht treten zu lassen. Sie brauchte nur den geziemenden Stolz einer griechischen Prinzessin seine Rolle spielen lassen, so war Nicephorus vollkommen mit ihr zufrieden, und argwohnte nicht auf tiefer verborgene Dinge.

Daß nach der zu Constantinopel erlittenen Beschimpfung, der Krieg zwischen den beyden Kaisern wieder losbrach, brauche ich euch nicht zu sagen. Die Gesandten, und in ihnen der, welcher sie sandte, waren zu sehr beleidigt. Der vornehmste von ihnen, der Bischof von Kremona, welcher in den Händen der unbarmherzigen Griechen seinen schönen Bart zum Andenken hatte zurücklassen müssen, war der erbittertste; er schnaubte Rache, und durch sein Anrathen wurden Plane reif, deren Ausführung das Land von neuem mit Blut überschwemmte, und noch manchen Biedermann nicht allein den Bart sondern auch Nasen und Ohren kostete.

Adelheit, die unschuldige Adelheit, nannte sich die Urheberin der erneuten Scenen des Schreckens, ungeachtet sie ihr Herz von den guten Absichten des Anschlags auf die griechische Prinzessin überzeugen mußte. Jeder Gedanke an diese Dinge ward jetzt von ihr aufgegeben, und sie wär glücklich in der Fehlschlagung ihres ehemaligen so heissen Wunsches gewesen, wenn nicht das Schicksal sich eine Freude gemacht hätte, ihn noch hintennach zu ihrem Schaden zu erfüllen.

Das Glück keines Monarchen ist schwankender, als das der griechischen Kaiser; das Elend, in welches so mancher vom Throne ge-

stürzt wurde, ist mit nichts zu vergleichen, als mit ihrem Stolze, so lange sie denselben behaupten. Nicephorus sollte die zahlreichen Beyspiele dieser Art mit den seinigen vermehren. Heimliche Unzufriedenheit über die Strenge, vielleicht auch blos über die Länge seiner Regierung, glimmte schon lang in dem Herzen des Volks und der Großen; endlich kam die Flamme zum Ausbruch. Ein Mann, dessen Namen man bisher nur wenig gehört hatte, ein gewisser Johann Zemisces bestieg den Thron. Nicephorus starb unter den Mordklauen des wüthenden Pöbels, des schrecklichsten Todes, und seine Gemahlin und Kinder wurden zum Kerker verdammt. Theophanien gereichte es zum Vortheil, daß sie nur die Stieftochter des unglücklichen Nicephorus gewesen war, und der neue byzantinische Beherrscher schenkte ihr Leben und Freyheit, doch nur mit der Bedingung, daß sie sich zum Mittel brauchen lassen sollte, mit dem abendländischen Kaiser ein Bündniß zu schliessen, den er bey seinen noch unbefestigten Ansprüchen ungern zum Feinde haben wollte.

Welch ein Vorschlag für Theophanien! So lieb ihr Leben und Freyheit war, so schrecklich dünkte ihr Trennung von ihrem Theoderich. Schon waren Anstalten gemacht, mit ihm nach Dännemark zu fliehen, aber man kam der Aus-

führung zuvor, man verbannte den jungen Dähnen, setzte Theophanien gefangen, und begann nun ohne weitere Rücksprache mit ihr die Heyrathstraktaten zwischen ihr und Otto.

Anstatt daß man vorher auf abendländischer Seite reich an Erbietungen gewesen war, um nur die berühmte griechische Schönheit zu erlangen, so kamen die Erbietungen nun von der andern Partie, und in der That, sie waren so vortheilhaft, daß man sie nicht ausschlagen konnte. Gänzliche Entsagung des Bündnisses mit Adalbert, Abtretung von Kapua und Benevent, was konnte man mehr verlangen? — Gern zwar hätte man auch die griechischen Herrschaften in Apulien und Kalabrien gehabt, aber man scheute sich, die Saiten allzuhoch zu spannen, willigte in die Sache, die man vorher vergeblich gesucht hatte, und die Braut wurde mit kaiserlichem Pomp überbracht und eingeholt; ein armes unglückliches Schlachtopfer der Staatskunst, wie weiland Adelheit bey ihrer Vermählung mit Lothar! In der That, fast möchte ich Theophanien bedauern, wenn ich dieses bedenke; doch nur der ist des Mitleids werth, welcher sein Unglück mit Würde erträgt, und wie weit steht hierin Theophanie unter Adelheit, welcher ich sie hier so widerrechtlich an die Seite setzte!

Der junge Otto hatte ein Bild der griechischen Prinzessin gesehen, und er hätte nicht der seyn müssen, der er war, um von so viel trügerischen Reizen nicht gefesselt zu werden. Ihre persönliche Erscheinung, so weit über das Werk des Mahlers erhaben, vollendete ihren Sieg, da sie hingegen von den Annehmlichkeiten des jungen Prinzen ganz ungerührt blieb. Auf Befragen, was sie von ihm halte, war ihre ganze Antwort: die vollen rothen Wangen, die blonden Haare und die plumpe Figur bezeugten, daß er kein Grieche sey!

Theophanie hielt sich für berechtigt, sich in dem Lande, in welches sie durch Zwang gekommen war, durch gänzliche Zwanglosigkeit schadlos zu halten; sie sagte und that alles, was ihr nur immer einfiel, höhnte ihren Bräutigam, verspottete seine Lieblinge, sah die Kaiserin über die Achsel an, und beugte sich nur vor dem großen Otto ein wenig tiefer als vor den andern, vielleicht weil sie fühlte, daß auf sein Wohlwollen hier alles ankäm, vielleicht auch nur, weil sein Anblick eine Ehrfurcht einflößte, die ihm niemand versagen konnte.

Nie hat sich Kummer und Verdruß auf eine seltsamere und widerwärtigere Art geäußert als bey Theophanien; hätte sie den Unmuth über eine gezwungene Heyrath durch

Thränen oder durch stilles Trauern an den Tag gelegt, man würde Mitleid mit ihr gehabt haben, aber ihr ganzer Charakter schien nur aus boshaften hämischen Muthwillen zusammengesetzt zu seyn, wo andre Verdruß fühlten, da lachte sie, und sie war nicht arm an Erfindungen, Verdrüßlichkeiten von aller Art herbey zu bringen. Alles dünkte ihr lächerlich, und kaum konnte sie sich zwingen, bey den Krönungsfeyerlichkeiten ernsthaft zu seyn. Ihr Gemahl litt am meisten durch ihre boshafte Laune, und doch betete er sie an, es ward ihr leicht, ihm den größten Theil seiner Achtung gegen seine verehrungswürdige Mutter aus dem Herzen zu witzeln, denn ihre boshafte Zunge schonte niemand, ausser den alten Kaiser, vor welchem sie sich fürchtete. Ihre Vorsichtigkeit in diesem Stück war es, was sie unverletzlich machte. Otto der Große liebte seine Schwiegertochter wegen ihrer guten Eigenschaften, die sie ihm unablässig in die Augen spielen ließ, und glaubte nichts von den Klagen über sie, weil er nicht einsehen konnte, wie man über sie klagen könne. Niemand als Adelheit hätte hierin etwas ausrichten können, aber diese war zu stolz, über einer Person Beschwerden zu führen, deren Achtung ihr gleichgültig war. Ich habe Ursach zu glauben, daß meine Kaiserin nicht allemal die Gleichgültigkeit wirklich fühlte, von der

sie sich und andere überreden wollte, ihr Herz litt insgeheim, besonders durch die augenscheinlich verminderte Liebe ihres Sohns.

Um diese Zeit war es, da Zoe, eine alte griechische Dame nach Italien kam, eine Person, der es weder an der Arglist ihres Landes, noch an wirklicher Klugheit und mancher guten Eigenschaft fehlte. Ein Beweis hievon sey auch Graf Erich, welcher seine frühste Erziehung ihr zu danken hat, und der damals als ein Kind nebst ihr zuerst bey Hofe erschien.

Zoe vermochte viel über Theophanien, und durch ihr Einreden geschah es, daß sie wirklich ein ernsteres, ihrem Stande etwas gemäßeres Wesen annahm, auch konnten hier vielleicht einige Jahre, die die junge Kaiserin jetzt mehr hatte, etwas ausrichten. Indessen blieb es doch im Grunde das Alte. Unheil stiften, und sich dessen freuen, war immer noch ihr Hauptgeschäft, und bey allen Gelegenheiten saß lachender Spott auf ihren Lippen, ob sie ihn gleich nicht immer laut werden ließ. Der Tod ihres ehrwürdigen Schwiegervaters, der sie zur regierenden Kaiserin machte, konnte keine ernste Miene von ihr erzwingen, denn der Bischof von Cremona, der bey der ersten Werbung um sie, seinen schönen Bart einbüßte, war der Ueberbringer der Trauerpost. Als der nun-

mehrige

mehrige regierende Kaiser, ihr Gemahl, einst wider die Griechen zu Felde zog, um ihnen Apulien und Kalabrien hinweg zu nehmen, das ihm ungeachtet neuerlich gestifteter Verträge noch immer vorenthalten ward, so fiel es ihr sehr ins Lächerliche, als er bey dem besten Anschein zum Siege dennoch geschlagen ward, und statt der Beute mit Wunden bedeckt widerkehrte, so war es ihr unmöglich, es diesesmal bey blossem Lachen bewenden zu lassen, sie strömte die bittersten beissendsten Spottreden über die Bestreiter ihrer Landsleute aus, und brachte dadurch die Gemüther so unversönlich wider sich auf, daß Adelheit nur eine Deutsche hätte seyn dürfen, um völlig vor ihr den Vorzug behaupten zu können, aber leider war Adelheit immer auch nur eine Ausländerin, und das Vorurtheil der hartnäckigen Deutschen, auch gegen sie, ließ sich nicht ganz ausrotten.

Was Theophaniens Betragen bey dieser Gelegenheit in ein besonders gehässiges Licht setzte, war, daß ihr Gemahl selbst bey der verlohrnen kalabrischen Schlacht die äusserste Lebensgefahr ausgestanden hatte, und mit Noth dadurch entkommen war, daß er sich unerkannt auf einer feindlichen Gallere nach Rosano gerettet hatte. Die bittere Auslegung, welche

Theophanie von diesem Umstand machte, war, daß die Griechen unverständig genug gewesen seyn mußten, die unauslöschlichen Züge von Hoheit, die die Natur auf die Stirne jedes Monarchen gezeichnet hatte, bey Otto nicht lesen zu können, oder daß sie seine Person für zu unbedeutend gehalten haben müßten, um sich ihrer mit Vortheil zu bedienen.

Bald darauf ward Otto vom Dähnenkönig Harald, der kürzlich seinen ältesten Prinzen eingebüßt hatte, mit Krieg überzogen. Theoderich als nunmehriger Thronfolger führte das Heer. Jeder schrieb diesen unvermutheten feindlichen Ueberfall verborgenen Ursachen zu, welche Theophanien, Theoderichs alter Bekannten, vielleicht besser bewußt waren, als irgend jemand. Als Otto den Dähnen empfing, wie er verdiente, als Glück und Ueberlegenheit der Waffen auf seiner Seite waren, und als endlich selbst der dähnische Prinz zum Kriegsgefangenen gemacht ward, da lachte Theophanie freylich nicht. Vielleicht zum ersten mal in ihrem Leben erschien sie jetzt mit bittender Demuth vor ihrem Gemahl, und bat für den Gefangenen um Leben und Freyheit. Sie erhielt das erste aber das letzte nicht. Theophaniens alter Freund blieb lange Jahre als Geißel für die Treue seines Vaters, der um Friede bitten mußte, an Ottos

Hofe, ein angenehmer Gesellschafter für die junge Kaiserin, die man selten ohne ihn, so wie ihn selten ohne sie sahe.

Die innige Vertraulichkeit dieser beyden, nebst einer dunkeln Sage von allen byzantinischen Geschichten hätte leichtlich Verdrüßlichkeiten nach sich ziehen können, wenn nicht glücklicher Weise eben zu dieser Zeit der alte Dähnenkönig, Harald, gestorben, und Theoderich, oder Erich, wie ihn jetzt sein Volk nennt, zum Thron gefordert worden wär.

Solltet ihr wohl glauben, daß in der damaligen Epoche, das Mißverständniß zwischen unserer Kaiserin und ihrem Sohne durch Theophaniens Vorschub so weit gekommen war, daß es einer förmlichen Aussöhnung bedurfte? — Gleichwohl wurde dieselbe immer von Zeit zu Zeit verzögert, und kam endlich nicht anders als durch Vermittelung eines Helden, den Adelheit nicht ohne Ursach schätzt, zur Wirklichkeit.

Wir hatten uns damals längst aus dem gehäßigen Italien, wo Theophanie unumschränkt regierte, entfernt, um in Deutschland zu wohnen; unsre Unbekanntschaft mit dem rauhen Himmelsstriche, den wir Italiänerinnen nie ganz gewöhnen konnten, machte, daß wir oft den Ort unsers Aufenthalts veränderten, um zu

versuchen, ob es uns nicht irgend wo besser gefiel. Unser Unglück wollte es, daß wir einst in Gegenden kamen, welche damals von den rebellischen Wenden beunruhiget wurden. Die Kaiserin hatte den größten Theil ihres Gefolgs in eine Stadt, deren Name mir entfallen ist, vorausgehen lassen, wir selbst konnten sie nun wegen Unsicherheit der Wege nicht erreichen. Wir flohen in das nahe Havelberg, welches noch am nämlichen Tage, da wir es zu unserm Zufluchtsort gewählt hatten, von den Wenden eingeschlossen wurde, und am zweyten in ihre Hände fiel.

Ich hatte in meinem Vaterlande viel von der Wuth der wilden nordischen Völker gehört, aber das, was damals mein Entsetzen in der blossen Erzählung aufs äußerste erregt hatte, ward zehnmal von dem übertroffen, was ich nun mit Augen sah. Ein Volk, dessen gigantische wilde Gestalt fast nichts menschliches an sich hatte, auf eine Art bekleidet, oder entkleidet, welche Abscheu erregte, mit Waffen, welche Plumpheit und Grausamkeit vereint erfunden zu haben schien, mit Augen, die nur an Schauspiele des Mords gewöhnt, Ohren, die für jede klagende Stimme verschlossen zu seyn schienen. Havelberg schwamm im Blute, nicht nur Blut der wehrhaften Männer, die das Schwerd wi-

der sich reitzten, auch Blut unschuldiger Weiber und flehender Kinder, die durch nichts als durch ihr Geschrey und ihre Thränen beleidigen konnten.

Wir hatten nebst andern unsere Zuflucht in der Domkirche gesucht, doch auch hier waren wir nicht sicher. Nachdem das Schwerd eines unmenschlichen Feindes alles verheert und ermordet hatte, was ihm in den Weg kam, wagte er sich auch in die Heiligthümer, und jauchzte dem Raube entgegen, den er auch hier fand, nicht so wohl dem Raube für seine Habsucht, als der Weide für seine Blutgierigkeit. Hier war es, wo sich Adelheit in ihrer ganzen Grösse zeigte. Viele von denen, die um uns waren, und sie kannten, baten sie, nur für sich zu sorgen, und zeigten ihr Mittel zu entkommen, deren sich nur eine einzige Person mit Sicherheit bedienen konnte. Nein, rief Adelheit, ich will euch heute retten, oder mit euch sterben! Wir fielen ihr zu Fuße, und wollten sie zurückhalten, aber sie riß sich los, und trat dem eindringenden Feinde entgegen.

Schon ihr Anblick, so unerwartet in dem düstern Gewölbe, schien auf die Barbaren einen Eindruck zu machen. Denket euch eine Frau, zwar bereits in den höhern Jahren, aber noch schön genug, um Bewunderung zu erre-

gen, und hold und majestätisch wie eine Heilige des Himmels. Ihr Gewand war schwarz, wie sie sich nach dem Tode ihres Gemahls immer zu tragen pflegte; ein breiter goldner Gürtel, eine ähnliche Kette, und der Diamantenschmuck im Haar, Zierden, die sie ihrem Stande schuldig zu seyn glaubte, und die sie daher immer trug, blendeten schon von weitem die Augen der Räuber. Ehe sie noch verwegene Hände nach denselben ausstrecken konnten, hatte schon sie selbst sich derselben beraubt; sie bot sie mit einer Miene der lächelnden Sanftmuth dar, sie verband mit den Geschenken nachdrückliche Worte, ehe im Ton des Befehls als der Bitte ausgesprochen, und sie siegte. Nicht nur sie, wir alle erhielten Vergünst abzuziehen, und so viel von den Havelbergern mit uns zu nehmen, als wir noch lebend finden würden; ein süsses schreckliches Geschäft, das vergönnte auszuführen! Viele von uns flohen schnell aus der zerstörten Stadt, besorgt nur für ihre eigene Sicherheit; aber Adelheit und wenig andere durchflogen noch lang die rauchenden und im Blute schwimmenden Straßen, um das Häuflein um uns her so groß als möglich zu machen. Als wir wieder vor der Domkirche überkamen, stand schon ein Theil derselben in vollen Flammen, und das Toben der Barbaren in dieser Gegend machte,

daß wir den Widerruf des gegebenen Worts besorgten. Wir eilten ins freye Feld, aber unser feindliches Schicksal führte uns hier einem neuen Schwarm der wüthenden Krieger entgegen. Adelheit hatte keine Kostbarkeiten mehr zu verschenken, ihre blossen Worte wurden nicht geachtet, und wir geriethen in eine Gefangenschaft, welche hart genug gewesen seyn möchte, wenn nicht Marggraf Eccards siegreiches Schwerd — —

Wie? unterbrach Luitgard die Erzählerin, mein Vater war so glücklich, sein Leben für die Kaiserin zu wagen?

Ja, Fräulein, das war er, und urtheilt, ob er nicht schon durch diese That seiner Tochter die Liebe verdient hat, die Adelheit für sie hegt!

Aber, Olympie, ich bitte euch, glaubt ihr im Ernst, daß diese Liebe für mich so groß sey? glaubt ihr, daß die Kaiserin nie gegen meinen Vater und mich doppelherzig gehandelt, daß sie mich nicht nach Italien gelockt habe, um mir statt Ehre und Glück Gefängniß zu geben, daß —

Hört auf, Fräulein, dies sind wieder einige von jenen Aeußerungen, die mir das Herz durchbohren. Ueberbleibsel von dem Gift der verfluchten Römhild!

Fahret fort, liebe Olympie, ich habe gefehlt! Endigt eure Geschichte, ich will euch nicht wieder unterbrechen!

Nein, Luitgard, zur Strafe nicht ein Wort weiter! Nichts von den Heldenthaten eures Vaters, nichts von der Reise nach Pisa, und der dort erfolgten Aussöhnung Adelheits mit ihrem Sohne, von der Geburt des jungen Otto, von seiner ersten Erziehung bey unserer Kaiserin, die ihr Theophanie, nur für das Umherjagen nach Vergnügen besorgt, gern überließ! Nichts von Ottos Ernennung zum Reichsnachfolger, von dem frühen Tode seines Vaters, von Theophaniens verneuten Tücken, von der Kindheit unsers jetzigen Königs, und — und seiner Freundschaft mit dem jungen Erich — Nichts von alle dem, denn ihr habt mich durch eure Fragen beleidigt!

Luitgard sah, daß von Olympien heute nichts zu erhalten war, und verschob ihre Neugier vornehmlich in Ansehung des letzterwehnten Punktes, bis auf ein andermal; ob sie befriedigt ward, davon steht nichts in unserer Chronick, und wir brechen also hier ab, und schreiten zu andern Geschichten.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Rückfall.

Mißtrauen und Verdacht sind Gifte, die nach der sorgfältigsten Cur immer noch etwas zurück lassen, welches der Grund zu Krankheit und Tod werden kann. Luitgard hatte von der boshaften Römhild Meynungen eingesogen, die sich ungeachtet der entgegengesetzten bessern Ueberzeugung nicht ganz wollten tilgen lassen. Sie kannte diese Römhild als eine falsche gefährliche Kreatur, sie war von Adelheits gutem und großen Charakter überzeugt, und doch gab es Stunden, die sie über bloße Möglichkeiten verweinte! Daß auch böse Geister zuweilen die Wahrheit reden, das hatte Luitgard oft gehört, und daß auch eine Adelheit zuweilen verdächtig handeln konnte, hatte sie erfahren. Sie dachte an den ersten unfreundlichen Empfang auf den Gränzen von Italien, der ihr damals so unerklärlich war, als ihre seltsamen verschränkten Fragen, und die sie sich jetzt recht gut zu deuten wußte. Was hatte sie Ursach so mit mir zu verfahren? sagte sie zu sich selbst, ein offeneres Betragen würde ihr anständiger und mir zuträglicher gewesen seyn. Offenheit? — Nein, so gar diese hätte ich ihr schenken wollen! Hätte sie zu mir gesagt; Luitgard, ich hatte Absichten mit dir in

Italien, die nun unausführbar, und die nicht noth zu wissen sind; kehre zurück in das Haus deines Vaters, oder in dein Kloster! dies wär doch wohl besser für mich gewesen, als nun fast zweyjähriges Gefängniß auf diesem Schloß. Ja, ja, Gefängniß! Römhild mag so falsch seyn als sie will, so hatte sie wenigstens in diesem Ausdrucke recht! — Ach ich glaube Olympien wohl, daß die Adelheit, die einst selbst gefangen lag, keinen Unschuldigen ähnliches Leiden zuzufügen vermag, ich glaube meinem eigenen Herzen wohl, daß ich die Schrecknisse des Gardathurms von ihr nicht zu fürchten habe; aber gehören nur Kerker dazu, uns zu Gefangenen zu machen? bin ich frey zwischen diesen vergoldeten Wänden? und wer bürgt mir dafür, daß ich sie vor meinem Ende verlassen darf? — Kann und darf ich wohl hingehen, wohin ich will? ward mir nicht die kleine Bitte, Verona zu sehen, hartnäckig versagt? und wer weis denn, was es mit dem Besuche meines Vaters für eine Bewandniß hat? Er soll nach Rom gereist seyn, soll seine Luitgard bey seiner Wiederkehr gewiß sehen? — Eitle Vorspiegelungen! Vielleicht sehe ich ihn nie wieder, vielleicht glaubt er mich tod, oder an einem entfernten Orte! Wer kann all die Ränke der Staatsklugheit fassen?

Luitgard quälte sich sehr durch Vorstellungen dieser Art. — Gab es noch irgend etwas das sie beruhigen konnte, so war es der Gedanke an Erichen, und die Hoffnung, bald von ihm zu hören. Kehrte er wieder, so glaubte sie auf alle Art glücklich zu seyn. Sie war seiner Liebe, seiner Treue, ungeachtet er sie ihr nie zugesagt hatte, so gewiß als die Befreyung durch ihn aus ihrem goldnen Keffig, wie Römhild das Gardaschloß sinnreich und merklich genug für die arme Luitgard genannt hatte.

Ach bald kam es dahin, daß das bekümmerte Mädchen auch ihre einige heitere Aussicht getrübt sehen sollte; das lange Warten auf die Rückkunft des nach Erich ausgesandten Boten war ihr schon peinlich genug, aber was fühlte sie erst, als sie gewiß wußte, er sey zurückgekehrt, habe bey seiner Mutter eine lange heimliche Audienz gehabt, und sie dennoch vergeblich auf Mittheilung des Inhalts derselben wartete. — In den ersten Tagen schmeichelte sie sich, die Zeitungen seyen so gut, daß man sie mit denselben auf eine angenehme Art überraschen wollte, und Erich sey vielleicht selbst vorhanden, ihr selbst Nachricht von seinem Leben und von seiner Treue zu bringen. Weiter hin, als sie keine Erfüllung ihrer süssen Träume sahe, ward sie unruhig und argwöhnisch auf Olympien; ihr

Verdruß gegen sie wuchs so sehr, daß sie sich nunmehr nicht überwinden konnte, ihr Fragen vorzulegen, welche sie vor kurzer Zeit mit so vieler Mühe zurück hielt. Was würde es mir helfen, sagte sie zu sich selbst, wenn **ich** redete, so lang **sie** schweigen will, und was würde ich vornehmen? Ableugnungen oder Erdichtungen! Ach ich bin unter falschen, falschen Leuten! Was wird aus mir werden! Mein Vater, mein Geliebter sind für mich verlohren! meine Freyheit ist dahin! keine Rettung ist möglich! ich bin ganz in ihrer Gewalt, und wer weis, ob nicht doch noch endlich der Gardathurm mein Grab ist!..

Luitgard weinte und rang die Hände, wo sie glaubte allein zu seyn, im Beyseyn anderer war sie still und in sich selbst verschlossen. Sie bemühte sich, ruhig zu scheinen, und merkte nicht, daß sie nichts erkünstelte, als ein gewisses finsteres mürrisches Wesen, das Olympien vollends von aller Vertraulichkeit zurückschreckte. Das Gemüth des armen Mädchens litt unaussprechlich, sie fühlte es selbst, aber daß auch ihr Körper angegriffen wurde, das ward sie nicht ehe gewahr, bis Hülfe fast zu spät war.. Sie sank, ohne zu wissen, daß sie gesunken war. Sie war sich der Tage, die nun folgten, nur wie eines Traums bewußt.

Ihr wars, als ob sie auf ein hartes Lager gefesselt läg, alle Würkungen ihrer Sinne

waren gehemmt, nur die Augen thaten noch einiger maßen ihre Dienste, doch alles was sie sahen, waren nur schwebende Schatten in trüber Dämmerung. Ihr dünkte, Olympie und ihre übrigen Frauen ständen weinend und Händeringend um sie her, sie wollte nach der Ursach ihres Kummers fragen, aber sie vermochte es nicht, sie fühlte, daß sie viel sprach, aber gerade das nicht, was sie wollte. Am beredsten war sie, wenn die schrecklichen Ideen, die Römhild ihr mitgetheilt hatte, ihr zu sichtbaren Gegenständen wurden. Doch sie sah nicht immer nur den Gardathurm und seine Quaalen, auch angenehme Dinge stellten sich ihr vor, ihr dünkte es zuweilen gar eigentlich, Adelheit und Marggraf Eccard ständen an ihrer Seite; sie streckte die Hände weinend und um Hülfe bittend nach ihnen aus, und erhielt nichts als Thränen zur Antwort. Thränen, die ihrem Herzen wohl thaten, weil sie von Mitleid zeugten. Die letzten Vorstellungen wurden bald darauf die hellsten und bleibendsten. Sie verwandelten sich in Würklichkeit. Luitgard erwachte wie aus einem tiefen Schlaf, sah sich auf ihrem Bette nicht von Fesseln, sondern von Krankheit fest gehalten, und die bekümmerte Kaiserin und ihren Vater an ihrer Seite.

Der Unterschied zwischen Wahrheit und Phantasie, wenn sie dicht neben einander stehen, bleibt auch dem geschwächtsten Geiste merklich. Luitgard sahe wohl, daß die Adelheit und der Marggraf, die sie jetzt erblickte, keine Schatten waren, sahe wohl, daß sie sie jetzt mit andern Augen erblickte, als sie sie im Taumel der Krankheit gesehen, und mit ihren verwirrten Gedankenbildern in eine Reihe gesetzt hatte. Sie holte einen tiefen Seufzer, gleich einer Person, die eben einer schweren Last entladen worden, oder nach einem ermüdenden Wege zur Ruhe gekommen ist. Ihre Augen hefteten mit einem besondern Ausdruck von Wohlgefallen vornehmlich auf ihrem Vater, sie streckte die Arme nach ihm aus, sie wollte sich aufrichten, aber noch war sie zu schwach. Kaum vermochte sie die allgemeinen Freudenbezeugungen über die ersten Kennzeichen der wiederkehrenden Besonnenheit, welche von allen Seiten ertönten, mit einem lächelnden Zuge des Mundes, und einigen dankenden Lauten zu erwiedern. Ohne Rücksicht auf die Gegenwart der Kaiserin erhielt ihr Vater das erste Opfer ihrer wieder auflebenden Gefühle. Kranke und Kinder haben das Vorrecht, in allen ihren Aeußerungen der Natur treu zu bleiben, und je mehr sie das sind, was

sie heissen, je kühner bedienen sie sich ihrer Rechte.

Adelheit ward nachher auch nicht vergessen, indessen merkte man doch, daß irgend etwas in Luitgards Gemüthe war, welches dem vortheilhaften Eindruck entgegen arbeitete, den das theilnehmende Betragen dieser großen Dame auf sie machen mußte.

Man ward gewahr, daß das wenige, was die Kranke vorbrachte, ihre Kräfte unendlich schwächte, und es ward ihr Stillschweigen auferlegt, dagegen erzählte man ihr, daß sie sehr krank, mehrere Wochen dem Tode nahe gewesen wär, daß sie bald fürchterlich phantasirt, bald ohne alle Empfindung gelegen habe.

Fürchterlich! wiederholte Adelheit, fürchterlich für dich und mich! Wehe dem, der dein Gemüth mit solchen Dingen anstecken konnte! O daß du wieder gesund wärest, damit ich darüber mit dir rechten könnte!

Diese Worte der Kaiserin, zu einer kaum ins Leben zurückgekehrten Person gesagt, waren etwas unvorsichtig; aber wenn wägen die Großen ihre Reden allemal genau so ab, wie sie sollten! Zum Glück hatten diese keine nachtheiligen Würkungen auf Luitgarden. Sie verstand sie vielleicht bey ihrer noch dauernden Schwäche nicht einmal ganz, aber Adelheits Blicke, die sie in diesem Au-

genblicke mit der Milde einer Mutter auf sie richtete, verstand sie, und der Eindruck von denselben diente mehr Licht und Heiterkeit in ihre Ideen zu bringen, und den Schlummer, in welchen sie bald darauf fiel, mit Träumen zu beglücken, welche ihn sehr wesentlich von dem dumpfen Hinbrüten unterschieden, das bisher bey ihr die Stelle des Schlafs vertreten hatte.

Luitgard besserte sich von diesem Augenblick an zusehens. Adelheit, welche jetzt ihren beständigen Aufenthalt auf dem Schlosse genommen zu haben schien, war viel um sie, aber der Marggraf kam seltner, und war genöthigt, die Gegend, wo seine wiedergenesende Tochter lebte, ehe zu verlassen, als sie stark genug war, Gespräche auszuhalten, welche vielleicht ihm und ihr nöthig dünkten.

Sie schied mit der äußersten Beklemmung von ihm, indessen er ihr von baldigem Wiedersehen zusprach, und sie versicherte, daß er genöthigt sey, mit dem Könige eine nur ganz kurze Reise nach Rom zu machen, nach welcher er sie von der Kaiserin abholen, und nach Deutschland zurück führen wollte.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Gegenseitige Erklärungen.

Und war dir das Drohung oder Versprechen, was dir dein Vater beym Abschied sagte? fragte die Kaiserin, als sie Luitgarden stark genug zu einer ernsten Unterhaltung glaubte?

Welches, gnädige Frau? antwortete sie.

Daß er dich bey seiner Rückkehr von mir nehmen, und in dein Vaterland zurück führen wollte.

Luitgard schwieg. — O mein Kind, fuhr Adelheit fort, was ist mit dir vorgegangen, seit ich dich zuerst auf diesem Schlosse besuchte? — Das erste und letztemal, Kaiserin! — — Ach warum mußtet ihr mich so selten sehen! versetzte das Fräulein, die sich nicht enthalten konnte, in Thränen auszubrechen. Ja ich läugne es nicht, mein Herz ist mit sich selbst im Streit euretwegen. Wie ich euch geliebt habe, das weis Gott, doch liebe und verehre ich euch noch, aber — genug die lange Trennung von euch, die mir so viel Schmerzen machte, war Ursach, daß — daß —

Rede nicht weiter, Luitgard, ich weis alles, oder vielmehr ich kann es aufs wahrschein-

lichste aus deinen Phantasien in der Krankheit muthmaßen. Ein böser Geist hat sich in dein Paradies geschlichen, und dein Herz mit Argwohn gegen diejenige angefüllt, welche wahrhaftig dieses nicht um dich verdiente!

Luitgard schwieg und weinte. Rede, rede, Kind, rief die Kaiserin, die sie in die Arme schloß. Enthülle mir deine Zweifel. In meine Zuneigung kannst du kein Mißtrauen setzen; selbst die Art, mit welcher ich dich zu erforschen suche, ist dir Bürge für meine Liebe.

Was soll ich antworten, Kaiserin? Mich dünkt, ihr sagtet ihr wüßtet alles!

O Kind, ich weis so viel, daß ich zweifelhaft bin, von welchen ich den Anfang machen soll, mit dir zu sprechen! Römhild hat dir ein Geheimniß entdeckt, welches zu deiner Ruhe besser auf ewig vor dir verborgen geblieben wär. Sie hat mich um deine Liebe betrogen, die mir so theuer ist! Sprich, Luitgard, wirst du mir es je verzeihen können, daß ich dem Rechte, dich Tochter zu nennen, so leicht entsagte?

Gern, gnädige Frau! — Mein Herz dürstete nie nach Größe! Mein Herz schlug nie für Otto! urtheilt, wie leicht mir es werden muß, eine andre als seine Gemahlin zu sehen. Mir anügt es, wenn meine unschuldigen Wünsche nicht gestört werden, wenn man mir Frey-

heit gönnt, Freyheit auf alle Art, aber — freylich — der Verlust dieser! —

Ich weis alles was du sagen willst! deine Phantasien über diesen Punkt waren schrecklich! — Jetzt ist die Reihe an mir, dir zu verzeihen. — Luitgard! der Gardathurm und deine Freundin Adelheit! denke dir diese beyden Dinge zusammen, und sage mir, wie ein Herz, ein Kopf, wie der deinige, hier sich je verirren konnte!

Gott! so lebhaft habe ich geschwärmt, daß euch alles, alles bekannt ist, was Römhild mir hierüber in den Sinn gebracht hatte? — Ich zittre! — Mein Vater war viel bey meinem Bette, wenn ich meinen dunkeln Erinnerungen trauen darf! — Gott, wenn auch er Muthmaßungen gefaßt hätte! — Kaiserin! ich bitte, fußfällig bitte ich euch, enthebet mich dieser Besorgnisse, oder verstoßt mich auf ewig aus euren Augen!

Und warum sollte der Marggraf nicht eben das wissen dürfen, was ich weis?

Das müßt ihr freylich selbst am besten beurtheilen können; mir ists, als wenn ihm alles, was eure ehemaligen Absichten mit mir verrathen könnte, ewig verborgen bleiben müßte. Luitgard entsagt dem ersten Thron der Welt

sehr gern, läßt sich es sehr gern ausreden, was ihr Herz nie ganz glauben wollte, daß man ihr hätte den Kerker dafür geben können! — Aber mein Vater? — Er ist ehrgeizig und argwöhnisch, er liebt seine Tochter — denkt euch das übrige! Wie unglücklich würde ich seyn, wenn ich den Kaiser und euch durch mein sinnloses Geschwätz um die Anhänglichkeit eines redlichen Mannes, und um seine vielleicht nicht unwichtigen Dienste gebracht hätte!

Großmüthiges Mädchen! rief Adelheit, indem sie sie an ihren Busen drückte. In diesen Worten sehe ich dein ganzes Herz! Wärs möglich, daß ich es je hätte verkennen können? — Nein, nur deine große Jugend nöthigte mich, ein Betragen anzunehmen, welches dir verdächtig seyn konnte! — O könnte, könnt' ich dir durch die Zukunft alles ersetzen, was du gelitten hast! alles, was du einer andern überlassen mußtest!

Soll ich es euch wiederholen, versetzte Luitgard mit etwas Empfindlichkeit, daß ich nichts verlohren habe, wenn nur eure Gnade mir bleibt?

Die hast du jetzt im vollen Maaße, als je zuvor! — und ist dirs Genugthuung — auch meine Reue, daß ich — daß ich dich vorbeygegangen bin, und — eine andre gewählt

habe, die weder mich noch meinen Sohn glücklich macht.

Luitgard erstaunte über das, was die Kaiserin stammelnd und mit strömenden Augen vorbrachte; sie ließ die Hände sinken, und stand mit weit geöffnetem fragenden Blick vor ihr. — Adelheit bedeckte ihr Gesicht mit der einen Hand, und winkte dem Fräulein mit der andern, sich zu entfernen, weil es ihr in dem Augenblick vielleicht leid that, so viel gesagt zu haben!

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Marie von Arragonien.

Das was im höchsten Uebermaaß von Gefühlen über Adelheits Lippen gegangen war, hatte nur gar zu viel Grund. Jene so sehnlich gewünschte, so mühsam herangearbeitete Verbindung war jetzt vollzogen, ohne daß man, einige Staatsvortheile ausgenommen, das erreicht hätte, was man suchte. Adelheit wünschte eine gefällige Tochter für sich, eine kluge und zärtliche Gemahlin für ihren Enkel, und so sehr die junge Königin die Anlage gehabt hätte, beydes zu werden, so ward sie doch weder das eine

noch das andere. Durch die Ermahnungen, die man ihr beym Abschied von dem Hofe ihres Vaters mitgegeben hatte, sich durch eine von Natur sanfte und nachgebende Gemüthsart nicht zu weit führen zu lassen, hatte man alles vernichtet, was dieses so herrliche Geschenk des Himmels hätte gutes stiften können. Marie bemühte sich, das nicht zu seyn, was sie war; welche peinliche Anstrengung für sie! und welche Täuschung für die, welche sie handeln sahen, und sie ganz das entgegengesetzte von dem fanden, was sie erwartet hatten! — O bleibe ein jedes weibliche Geschöpf seinem Charakter treu, wenn es nicht alle Liebenswürdigkeit verlieren will, die es aus der Hand der Natur erhalten hat. Die Ernste muthwillig, die Lebhafte spruchreich, die Schwache störrig zu sehen, macht einen widrigeren Eindruck als ein jeder dieser Charaktere durch seine eigenthümlichen Fehler hätte verursachen können.

Noch würde alles gut gegangen seyn, noch wär Marie, durch die Unbehaglichkeit ihrer Lage gewitziget, vielleicht endlich in ihre eigene Sphäre zurückgekehrt, wenn nicht gleich einer der ersten Schritte, die sie that, um nicht ihrem Charakter gemäß zu handeln, sie unwiederbringlich gestürzt hätte. Sie hatte Römhilden, allen Bitten, allen Warnungen zum Trotz, in

ihrem Frauenzimmer behalten, und der Unwille der Kaiserin Adelheit war noch das geringste Uebel, das sie sich dadurch zuzog. Ach Marie wußte nicht, daß das Mädchen, das sich ihr unentbehrlich zu machen wußte, eine Abgeschickte ihrer ärgsten Feindin war, die den Auftrag hatte, sie, es koste was es wolle, von der Stelle zu drängen, die ihr nicht gegönnt wurde.

Theophaniens Versuche, die arragonische Heyrath zu stören, und ihren Sohn für die griechische Helene aufzubewahren, haben wir gesehen. Sie mißlangen! auch der letzte verunglückte! — Römhild hatte Befehl, sich bey Luitgarden einzuschleichen, und sie zu Schritten zu verleiten, welche allerdings Ottos Verbindung mit Marien große Hinderung hätten bringen können; aber wie sehr irrte man sich, wenn man glaubte, dieses edle Mädchen würde hierzu die Hand bieten! Römhild mußte mit Schanden abziehen, und schritt nun zum äußersten, das ihr nur auf den Fall aufgetragen war, wenn alles andere vergeblich wär.

Konnte die Verbindung, welche Theophanien so zuwider war, nicht gehindert werden, so mußte man wenigstens dieselbe so unglücklich zu machen suchen, als es möglich war, mußte Unzufriedenheit, Mißverständniß, Trennung bewirken, um denn die griechische Prinzessin an

die Stelle zu setzen, die jetzt die unglückliche Marie einnahm!

Die unglückliche Marie! von Natur schön, sanft, und gut wie Luitgard, fehlte es ihr an der Größe der Seele und dem Verstande den jene besaß. Luitgard war glücklich den Stricken entgangen, die man ihr gelegt hatte, Marie verwickelte sich immer tiefer in denselben. So geneigt als jene, sich von Römhilds Schlangenlist bethören zu lassen, hatte sie nicht ihre Kräfte, sich gleich bey dem ersten Verdacht von ihr loszureißen. Verdacht hätte Marie haben können, daß sie an Römhilden eine gefährliche Person in ihre Vertraulichkeit aufgenommen habe; hätten auch Adelheits ernste Warnungen ihr nicht die Augen geöffnet, auch that und sagte Römhild selbst täglich und stündlich sehr viel, das der jungen Königin bey etwas hellern Begriffen von Recht und Unrecht hätte bedenklich fallen können; aber sie ließ sich von ihr hinreißen, und merkte nicht, daß sie einen ganz falschen Weg geführt würde.

Otto war ein junger feuriger Prinz von gutem, aber noch bey weitem nicht völlig ausgebildeten Charakter; einen Knaben würde man ihn vielleicht genannt haben, wär er nicht der gewesen, wozu ihn die Krone machte, denn sein Flattersinn, seine Unbesonnenheit, seine Unbe-

ständigkeit, waren so, daß man das Alter von vierzehn bis funfzehn Jahren bey ihm nicht so leicht vergessen konnte. Ein funfzehnjähriger Ehemann, mit wie viel Delicatesse mußte dieser behandelt werden, um seiner Gemahlin, die, bey eben so wenig Jahren, doch nach Frauenzimmer Art schon einige Schritte vor ihm voraus hatte, jetzt und ein ganzes Leben hindurch der zu bleiben, der er sollte, und es in der Folge noch mehr zu werden! Römhild war klug genug, ihrer Prinzessin merken zu lassen, daß sie auf einem gefährlichen Posten stehe, und boshaft genug, ihr ganz falsche Einschläge zu geben. Die besten hätte Ottos Gemahlin von der Kaiserin Adelheit nehmen können, die ihren Enkel lang genug kennte, um alle kleine Vortheile zu wissen, mit welchen er zu behandeln war; aber wo hätte Marie Vertrauen zu dieser Dame hernehmen sollen, so lange Römhild ihr Herz mit Gift und Galle gegen sie erfüllte? Marie hatte tausend Beschwerden über die Großmutter ihres Gemahls, welche vielleicht zum Theil nicht ganz ungegründet waren, denn Adelheit hatte sehr gegründete gegen **sie**, die ihr ein Betragen zur Gewohnheit machten, welches freylich der jungen Königin so wenig gefallen konnte, als jener das ihrige. Man entfernte sich nach und nach immer mehr von einander. Marie war weit ent-

fernt zu glauben, daß Adelheits Rath ihr nöthig sey, oder daß sie ihm in der wichtigsten Angelegenheit ihres Lebens trauen könne; sie behandelte ihren Gemahl nach Römhilds Belehrung auf eine Art, die nach und nach alle Liebe gegen sie in seinem Herzen tödten mußte, indessen das ihrige von der heißesten Zärtlichkeit gegen ihn brannte.

Marie liebte den jungen Otto wirklich, sie weinte, daß sie ihm auf eine Art begegnen, ihn bald mit Spott, bald mit Vorwürfen, bald durch Eifersucht und andre Laune quälen mußte, die ihren Gefühlen so ganz zuwider waren; indessen Römhild behauptete, dieses wär die einige Möglichkeit, sich ihm immer neu zu erhalten; ohne abwechselnde Launen würde seine Liebe für sie schnell entschlafen, oder zu einer andern über eilen, und weil denn Römhild etliche Jahre vor ihrer Prinzessin voraus hatte, weil sie an dem Hofe der weltklugen Theophanie erzogen war, so wurde ihr in allem geglaubt.

Der Vortheil, welcher Marien von ihrer Verfahrungsart zuwuchs, bestand in immerzunehmenden Mißverständniß, in immer neuen Zwistigkeiten und Näckereyen mit ihrem Gemahl. Otto, von dem seltsamen Benehmen einer Person, die er bey allen kleinen Unbesonnenheiten doch anbetete, aufs äußerste gereitzt, trieb seine Empfindlichkeit so weit, daß er Marien drohte, sich

bey der Kaiserin zu beklagen. Ein spöttischer Ausruf über den König, welcher bey seiner Großmutter Klage über seine Gemahlin führen müsse, war die Antwort; und Otto, welcher Adelheit wirklich kindlich verehrte, kannte jetzt keine Schonung mehr. Er sprach mit Marien als König, Adelheit, welche alles erfuhr, als Kaiserin; die Worte, welche die Königin von beyden zu hören bekam, waren so, daß sie von denselben bey ihrer von Natur furchtsamen Gemüthsart auf den Tod zurück gebracht worden seyn würde, der ihr eigenthümlich war, und der für sie der beste gewesen wär; aber — Römhild! — Das Einhauchen dieser bösen Kreatur verderbte alles von neuem! Aussöhnung zwischen den uneinigen Partheyen fand zwar äußerlich bald statt, aber wenigstens Marie und Adelheit behielten Verdruß und Unmuth im Herzen, und die letzte überzeugt, daß aus diesen Dingen in die Länge nichts gutes erwachsen könne, kam bald auf einen Anschlag, zu dessen Ausführung sich schnell Gelegenheit zeigte.

Sie sind beyde noch Kinder, sagte die Kaiserin zu einem ihrer vertrautesten Räthe, man muß sie auf einige Jahre trennen. An Geist und Körper besser ausgebildet, werden sie dann einander ganz neue Personen seyn, vielleicht glückt es mir, indessen Mariens Herz zu

gewinnen, und entschließt sie sich erst, mir Gehör zu geben, so sehe ich den glücklichsten Tagen für sie, mich und Otto in der Zukunft entgegen.

Gelegenheit zu einer wichtigen Reise für den König war vorhanden. Schon bey seiner Vermählung hätten die wachsenden römischen Unruhen, die Gegenwart des Enkels des grossen Otto dort nöthig gemacht, wo Päbste wider Päbste kämpften, und der boshafte Krescentius jede Unruhe vermehrte, um dann im Trüben zu fischen. Marggraf Eccard hatte damals den Zug nach Rom über sich genommen, und war jetzt auf dem Rückwege, um zu Unterstützung des Guten, was er gestiftet hatte, mit der Kaiserin, und den Großen des deutschen Reichs neue Verabredungen zu treffen. Johann der Funfzehnte behauptete durch die Vermittelung des weisen Marggrafen von Meißen den römischen Stuhl, ein Mann, der Ansehen genug unter seinen Landsleuten, den Römern, hatte, um den Sohn der berüchtigten *) Theodore die Wage zu halten, der aber zu hoch in die Jahre war, um die Stelle, die er mit so viel Würde bekleidete, lang zu besitzen. Er

*) Der Konsul Krescentius war Theodorens Sohn; von ihm und von ihr wär mehr zu sagen, als in eine Note paßt und von Nebenpersonen nöthig ist.

meynte es gut mit dem ottonischen Geschlecht, er liebte besonders den jungen Otto, der an seinen Lehrern, den Bischöfen Willigis, Bruno, Adalbert, und Gerbert, mächtige Zeugen seiner innern Vortreflichkeit hatte. Pabst Johann sehnte sich, dem, der sich bisher nur noch König nannte, die Kaiserkrone aufzusetzen, und dagegen die Bestättigung seiner Würde von ihm zu erhalten; eine Höflichkeit, welche damals unter Päbsten und Kaisern gegenseitig war. Marggraf Eccard hatte es über sich genommen, Ottos Reise zu beschleunigen; Beschleunigung war nöthig, wenn er noch den Segen von dem ehrwürdigen Nachfolger Petri erhalten wollte.

Der Marggraf traf gerade zu der Zeit zu Verona ein, da Luitgard auf ihrem Schlosse mit dem Tode rang, und da Olympie die erste Zeitung von ihrer Gefahr der Kaiserin gemeldet hatte. Da wenig Berichtigungen bey der geforderten römischen Reise nöthig waren, zu welcher Pabst Johanns Abgeschickte ohnedem jedermann geneigt fanden, so hatte die Kaiserin und der Marggraf Muße genug, während den Anstalten zum Aufbruch an dem Bette des Fräuleins zu erscheinen.

Und als bald darauf der König wirklich seine Reise antrat, so nahm Adelheit, welcher

es zu Verona nicht besonders gefiel, ihren beständigen Aufenthalt daselbst, bis zu Luitgardens völliger Genesung.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Aussöhnung.

Die letzte Unterhaltung der Kaiserin mit Marggraf Eccards Tochter haben wir unsern Lesern vorgelegt, und sie werden sich den letzten Theil derselben jetzt besser erklären können, als Luitgard, welche nur so viel wußte, daß Adelheit mit der Königin nicht zufrieden war, ohne das Warum zu errathen, oder das Herz zu haben, es ihr abzufragen.

Die Kaiserin selbst vermied absichtlich die Erneuerung jenes Gesprächs; etwas peinliches ists allemal, dem, dem wir Unrecht gethan zu haben glauben, gestehen müssen daß der Schade davon auf uns zurück gefallen sey; aber sie trat bald mit andern Dingen ans Licht.

Luitgard, sagte sie, ich habe unter andern Vorwürfen in deinen Phantasien auch diesen von dir hören müssen, wie ich dich hier vor jedem Vergnügen, das deinem Stand und deinem Alter zukommt, verschlossen hielte, wie ich dir nicht

einmal erlaubt habe, Verona zu sehen. Ich hatte vielleicht meine Ursachen, so zu handeln, jetzt sind sie gehoben, und ich lade dich ein, mich dorthin zu begleiten. Es wird mir Freude seyn, dich dort als die Tochter eines der besten Fürsten, die ich kenne, aufzuführen, und der Königin in deiner Person zu zeigen, wie sie seyn müßte, wenn sie meinen ganzen Beyfall verdienen wollte.

Luitgard versicherte, daß ihr jeder Ort angenehm seyn würde, den sie in Adelheits Gesellschaft besuchte, und bat, statt aller Antwort auf das Uebrige, vergangene Dinge nicht mehr zu gedenken, und ihrem zerrütteten Gehirn Aeusserungen zu verzeihen, an welchen ihr Herz nur den wenigsten Antheil gehabt habe.

Ich weis, wem ich die Verirrungen dieses guten Herzens und dieses guten Verstandes zuzuschreiben habe, erwiederte die Kaiserin, jener Römhild, deren Tücke mir auch zu Verona die Zuneigung einer guten Seele entrissen. Du wirst sie sehen, diese Römhild, in allem Glanz einer bewunderten Schönheit, und ich verbiete dir, so sehr ich sie hasse, nicht den Umgang mit ihr. Nach den Erklärungen, die unter uns vorgefallen sind, kann sie dir nicht mehr gefährlich seyn; Luitgard ist keine schwachsinnige Marie.

Die mißvergnügten Aeußerungen gegen die junge Königin, welche Luitgard täglich hören mußte, waren unzählig; da sie von diesen Dingen nicht so viel wußte, als meine Leser, so konnte sie nicht anders als die lebhafteste Begierde nach genauerer Kenntniß fühlen; aber es fehlte ihr an Muth, dieselbe zu äußern. Bey aller jetzt erneuten und also verdoppelten Neigung für die Kaiserin, hegte sie doch gegen sie eine gewisse scheue Ehrfurcht, die volles Zutrauen unmöglich machte; ach hätte sie sich überwinden können, mit ihr aus vollem Herzen zu sprechen, sie hätte wohl noch andere Fragen zu thun gehabt, die ihr wichtiger waren, als die nach Mariens Angelegenheiten.

Erich, der Hauptgrund des Kummers, der sie dem Tode nahe brachte, lebte noch immer in ihrem Herzen, und die Begierde, von ihm zu hören, wuchs oft bis zur lebhaftesten Ungeduld. Fragen nach ihm schwebten oft bis zum lautwerden, bald gegen Olympien, bald gegen die Kaiserin auf ihren Lippen, aber Furchtsamkeit und Ueberzeugung, daß sie doch nicht richtig beantwortet werden würden, hielten sie zurück. Man vermied ja recht absichtlich, ihn zu erwehnen, ihn, von dem man sonst so gern gegen sie sprach. Er, der Hauptgegenstand ihrer Gedanken, war ohne

Zweifel, (sie selbst war es sich bewußt) unzählich mal von ihr in ihrer Krankheit genannt, und in ihre Phantasien verwebt worden, man hatte nach und nach all diese Phantasien mit ihr durchgemustert, und sie darüber zur Rechenschaft gezogen, nur von ihm nie ein Wort; wenn hierin nicht vorbedachtes Schweigen, und wenn in diesem nicht Grund zu den finstersten Vorstellungen lag, so waren alle Zeichen trüglich, nach welchen man unerklärliche Handlungen zu beurtheilen pflegte.

In dieser Gemüthsfassung erschien Luitgard zu Verona, und das Gewühl von neuen Gegenständen, das sich ihr dort zeigte, trug vielleicht etwas bey, ihre Unruhe zu mildern, und ihre Gedanken von einem Punkt auf mehrere zu zerstreuen.

Neu und überraschend war Luitgarden in der That alles, was sie zu Verona fand, selbst in Rücksicht dessen, was sie nach Adelheits Bericht erwarten konnte. Das Fräulein hatte sich vor Römhilds Anblick gescheut, der ihr dort bevorstand, und eine der ersten Nachrichten, die ihr entgegenkommen, war die Abwesenheit dieser Dame. Sie hatte sich gescheut, der jungen Königin vorgestellt zu werden, und wie verschieden war diese unvermeidliche Ceremonie von dem

Bilde, das sie sich von derselben gemacht hatte.

Nie ist es deutlicher in die Augen gefallen, daß Marie im Grunde nicht diejenige war, wozu Römhilds schlaue Verführungskünste sie zu machen wußten, als in der Epoche, da diese Unholdin von ihr gewichen wär. Hätte sie doch ewig von ihr verbannt bleiben mögen! aber die Abwesenheit von Mariens Vertrauten war kurz, sie hatte sich unter irgend einem Vorwand nur darum auf einige Wochen von ihr getrennt, damit sie von der Macht, die durch sie thätig war, neue Verhaltungsregeln zur Ausführung böser Anschläge erhalten möchte.

In diese Zeit dieser Abwesenheit war die Reise des Königs nach Rom, und eine Abschiedsscene zwischen den jungen Vermählten gefallen, die, weil niemand vorhanden war, der die Königin lehrte, ihren Empfindungen entgegen zu handeln, Ottos Herz ganz seiner Marie zu eigen machte, die ihn sehen ließ, daß er nicht minder geliebt wurde, als er liebte, und daß alles, was bisher Uneinigkeit eingestreut hatte, auf Fehlern beruhte, von denen auch er nicht ganz frey war, und die durch mehrere Jahre getilgt werden mußten.

Noch ganz erweicht von den Thränen eines liebenswürdigen Gemahls, die so heiß in die ih-

rigen geflossen waren, noch ganz voll von seinen Bitten, die Kaiserin Adelheit nicht ferner zu betrüben, sondern sie als die Mutter ihres Otto zu verehren, warf sich Marie in die Arme dieser ehrwürdigen Dame. Noch am nehmlichen Abend ihrer Ankunft zu Verona geschah dieses. Das zwangvollste Ceremoniel führte sonst bey allen Zusammenkünften dieser beyden Fürstinnen den Vorsitz, tausend Berichtigungen mußten erst gemacht, tausenderley Vorsicht gebraucht werden, damit weder der Hoheit der einen noch der andern etwas vergeben würde; allemal sah man sich nur in voller Versammlung, nur im Staatsgewand, nie in zwangloser Einsamkeit, die jeden Prunk vergebens machte. — Jetzt war es ganz anders.

Adelheit saß des Abends mit Luitgarden in ihrem Kabinet; ihr Gespräch handelte von den lastenden Ceremonien der künftigen Tage, und auf einmal trat ungemeldet und unvorbereitet diejenige herein, auf deren empfindlichen Stolz bey diesen Dingen vornehmlich Rücksicht genommen werden mußte. Marie im kunstlosen Gewand, mit leicht aufgelößtem Haar, ohne allen Schmuck als den, welchen ihr die funkelnde Thräne im Auge, und die Glut der schönen Wangen gab, trat herein, und schlang

sich mit dem Namen Mutter um Adelheits Nacken!

Der Auftritt war zu neu, um die Kaiserin nicht zu erschüttern. Mariens Liebkosungen waren zu zärtlich, um nicht erwiedert zu werden, aber natürlich war allemal die Frage, welche sehr bald erfolgte, was immermehr die Veranlassung dieses unerwarteten Besuchs sey, ob irgend ein Nothfall oder sonst etwas außerordentliches denselben veranlaßte?

Nichts, Kaiserin, rief Marie, treibt mich zu euch, als mein Herz! Verzeiht, wenn ich durch meine Zudringlichkeit die schuldige Ehrfurcht beleidige, aber seit Ottos Abschied ist mir alles so leer, ich fühle es so lebhaft, daß ich, da er fort ist, niemand habe als euch; sein Schreiben, das ich eben heute erhielt, verwies mich so nachdrücklich an euch und eure Huld; genug ich glaube, ich handle wie mir zukommt, wie es mein Bedürfniß und der Wille meines Gemahls heischt, wenn ich euch aufsuche, und euch bitte, mir fernerhin nicht die Liebe einer Mutter zu versagen, nicht mehr —

Königin! unterbrach hier Adelheit Marien, wenn that ich das! und Luitgard, welche sich schon im Anfang dieses Auftritts bescheiden zurückgezogen hatte, glaubte, daß es nun die höchste Zeit sey, das Zimmer zu verlassen, um

eine Unterhaltung nicht zu stören, die zu wichtig zu werden schien, um das Beysein einer Zeugin zu gestatten.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Bedenklichkeiten.

Luitgard fand die Kaiserin einige Stunden nachher beym Schlafengehn tiefdenkend und mit nassen Augen. — Nun? was ist dein Urtheil von der Königin? fragte Adelheit das Fräulein nach einer langen Pause —

Sie ist ein Engel! rief Luitgart — Gott, wie verschieden von dem Bilde, das ich mir von ihr machte! — Wie ist Unzufriedenheit mit einer Person von solchem Charakter möglich.

Du kennst Marien nur auf einer Seite, mein Kind, Gott gebe, daß dir die andre ewig unbekannt bleibe! Aber sie ist schwach, sehr schwach, selbst der heutige Auftritt bezeugt es, solche Gemüthsarten sind schnellen Aenderungen zum Guten und zum Bösen unterworfen!

War Adelheit hart gegen die Reuende?

Wie konnte ich! Aussöhnung im vollsten Verstande ist geschlossen. Adelheit und Marie leben inskünftige wie Mutter und Tochter. O

diese Marie, wie sehr könnt' ich sie lieben, wenn sie selbst wollte! Ein Charakter fast dem deinigen noch an Sanftheit überlegen, so lange er sich selbst überlassen bleibt; aber auch im Gegentheil wild und stürmisch wie Meereswellen! — Ich zittre vor Römhild, wenn sie zurückkehrt! zittre mit desto mehrerm Rechte, da ihr Name das einige war, woran heute unsere Vertraulichkeit scheiterte. Ich konnte so wenig die Ursach ihrer Entfernung erfahren, als das Versprechen erlangen, dieser bösen Creatur inskünftige die große Gnade zu entziehen, mit welcher sie bisher beehrt ward. O Luitgard, glaube mir, das Uebel ist noch lang nicht aus dem Grunde gehoben! Schreckliche Rückfälle stehen uns bevor, wenn deine Hülfe nicht der Sache den Nachdruck giebt.

Meine Hülfe, gnädige Frau?

Ja, Luitgard! Du sollst morgen der Königin vorgestellt werden. Du wirst ihr gefallen, wirst ihr Herz gewinnen; wer könnte dich sehen, ohne für dich eingenommen zu werden? Gelingt es dir, Mariens Gunst für dich dauernd zu fesseln, gelingt es dir, jener Römhild die Wage zu halten, sie endlich ganz zu verdrängen, so ist Marie auf ewig für uns gewonnen, du wirst sie so unumschränkt zum Guten regieren, als Römhild zum Bösen. Marie

ist eine schwache Ranke, an irgend etwas muß sie sich aufrecht halten, sich in allem selbst genug zu seyn, ist ihr unmöglich!

Luitgard konnte die ganze Nacht vor Gedanken über die schwere Rolle, welche man ihr auftrug, nicht schlafen, doch sie fühlte sich durch eine unwiderstehlige Neigung zu der Königin hingerissen, fühlte, wie glorreich es sey, ein Werkzeug zu Aufrechthaltung der Ruhe im königlichen Hause zu werden, und dieses machte ihr alles schwere leicht.

Sie ward des andern Tages Marien als eine deutsche Fürstin, als des berühmten Marggraf Eccards Tochter vorgestellt, und fand vollkommen den Empfang, den sie ihr Stand, und die gegenwärtige gute Stimmung der Königin erwarten ließ. Hätte irgend ihr etwas Schaden thun können, so war es ihre Schönheit. Marie gehörte nicht zu den großmüthigen Seelen, welche Vorzüge bey Personen ihres Geschlechts gern gewahr werden, ohne Verminderung der Liebe zu fühlen. Zwar auch Römhild war schön, war, wenn Kennern weiblicher Reize zu trauen war, schöner als Marie und Luitgard zusammen genommen, und hätte sich dennoch in die Gnade ihrer Königin einzuschleichen gewußt, aber Marie fand in Luitgarden etwas außerordentliches, etwas, das noch

über die Schönheit erhaben ist, und es ist kein Zweifel, dieses würde sie von ihr zurück geschreckt haben, wenn das sittsame anspruchlose Betragen des Fräuleins nicht alles vergütet hätte, oder — wenn irgend jemand gegenwärtig gewesen wär, der Mariens Eifersucht hätte rege machen können; aber Otto war ja fern, für den allein Marie Reize zu haben wünschte, und um dessen willen allein sie einer andern ihre höhern Vollkommenheiten hätte beneiden können.

Marie und Luitgard befanden sich bey dem Wohlgefallen, das sie an einander zu finden begunnten, ohngefähr in einerley Fall. Keine von ihnen hatte noch in erwachsenen Jahren das Glück genossen, mit einer Person ihres Alters umzugehen, deren Stand eine gewisse freundschaftliche Vertraulichkeit hätte möglich gemacht. Zwar war die stolze Arragonierin weit entfernt, eine deutsche Fürstin für ihres Gleichen zu halten, aber doch sah sie wohl ein, daß die Tochter des Marggrafen von Meißen ihr einige Schritte näher stand, als all ihre Damen, selbst als die geliebte Römhild. — Selbst Luitgards Betragen mußte ihr dieses sagen. Luitgard war nichts weniger als stolz, aber sie war sich ihrer Würde bewußt, und entschlossen, sich hier nichts zu vergeben. Als von Marien der Antrag erfolgte, sich unter ihre Hofstatt zu begeben, so

antwortete die Röthe ihrer Wangen, und die Versicherung, wie sie der Kaiserin Adelheit zwar nicht als Hofdame, aber aus Dankbarkeit und durch Empfehlung ihres Vaters bereits so fest verpflichtet wär, daß sie sich auf keine Art von ihr trennen würde.

Verzeihet, sagte Marie, wenn mein Antrag für euch zu schlecht war, er hatte nichts zum Grunde als den Wunsch eures öftern Umgangs, und vielleicht in der Folge eurer Freundschaft zu geniessen. Luitgard antwortete auf eine Art, welche die Achtung der Königin so wohl als ihre Zuneigung vermehrte, und es geschah, daß von diesem Tage an beyde Damen sich fleißig sahen, sich schwerlich trennen konnten, und einander bald unentbehrlich wurden. Luitgard, welche wußte, wie gefällig sie der Kaiserin hiedurch ward, bemühte sich, vielleicht noch schnellere Schritte in der Gunst der Königin zu thun, als ihr sonst Behutsamkeit und bescheidene Zurückhaltung erlaubt haben würden.

Unnennbar war das Gute, welches Luitgard in den Tagen ihrer Gunst bey Marien stiftete, sie würde im Stande gewesen seyn, endlich diese schwache Prinzessin, welche immer nur geleitet seyn wollte, völlig nach Adelheits Sinn umzuformen, und jeden Rückfall unmöglich zu machen, hätte sie mit den unschuldigen

Künsten der Tugend nur ein wenig Hofränke verbinden wollen; eine Sache, wozu sich ihre zarte Gewissenhaftigkeit nie entschliessen konnte. Adelheit, so gut und edel sie dachte, war hierin bey weitem nicht so bedenklich; sie gab Luitgarden tausend Anschläge, Römhilden in Mariens Gunst völlig zu stürzen, und sie bey ihrer Wiederkunft den Verlust ihrer Stelle erfahren zu lassen, auch hätte Luitgard hiezu nicht vielmehr nöthig gehabt, als die Wahrheit von ihrer Stiefschwester zu sagen, aber ihr fehlte es hiezu so wohl an Lust als Geschicklichkeit; das Wort erstarb auf ihrer Zunge, das zum Nachtheil einer andern Person gesprochen werden sollte, und alles was sie etwa vorbrachte, bestand in allgemeinen Warnungen vor giftigen Einhauchen der Falschheit, und lebendigen Darstellungen der Wahrheit, daß niemand als Adelheit und Otto Mariens volles Zutrauen verdienten.

Selbst ihr nicht, liebes Fräulein? fragte denn Marie mit Lächeln. Gott bewahre mich! erwiederte Luitgard, daß ich mich je in eine Stelle eindrängen sollte, die mir nicht gebührt!

Man sieht wohl, daß Marggraf Eccards Tochter nicht die geringste Gabe hatte, die Stelle zu erringen, welche ihr Adelheit gönnte. Sie zu behaupten, sie mit Anstand zu verwal-

ten, dazu würde es ihr nicht an Fähigkeit gefehlt haben. Die schwache Monarchin würde gut durch sie beherrscht worden seyn, den Einfluß ihrer Gewalt würden Adelheit, Otto und das ganze Reich gesegnet haben, aber wo es darauf ankam Gutes auf anderer Untergang zu bauen, da stutzte Luitgards scheue Tugend, und wir, so unerfahren als sie in der Moral der Höfe, wissen nicht, ob wir das fromme Mädchen hierin tadeln sollen.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Unheil.

Ungeachtet Römhild nicht wußte, welch' eine gefährliche Nebenbuhlerin sie in ihrer Abwesenheit bekommen hatte, so sagte ihr es doch die Natur ihrer Lage, und die Geschäfte, die sie bey Marien zu betreiben hatte, daß sie ihre Entfernung nicht zu lang ausdehnen müsse, und Verona sahe Hatteburgens Tochter wieder, ehe irgend jemand es gewünscht hatte. Selbst die Königin, von ihrer neuen Gesellschafterin eingenommen, hatte in der letzten Zeit weniger Sehnsucht nach ihr gefühlt, als zu Anfang der Trennung.

Jetzt, da Römhild wieder da war, mit allen Zauberkünsten der Schmeicheley ausgerüstet, welche Luitgarden ganz fremd waren, jetzt fühlte Marie erst wieder, was sie an ihr vermißt hatte, und warf sich mit neuem Entzücken in ihre Arme.

Doch war ihr Luitgard lieb genug, daß sie sie zum Gegenstand eines der ersten Gespräche mit Römhilden machte. Römhild erstaunte über alles das, was in ihrer Abwesenheit vorgegangen war. Luitgard und Adelheit, Adelheit und Marie, welche sie so künstlich von einander zu entfernen, und mit tausenderley Argwohn anzufüllen gesucht hatte, völlig ausgesöhnt? Luitgard zu Verona? Luitgard, die Busenfreundin der Königin? Marie, Adelheits gehorsame Tochter? voll unverholter verdachtloser Liebe gegen ihren Gemahl? — O Theophanie rief sie, du hast klüglich an mir gewählt, keine geringere als ich, könnte hier wieder zerrütten, was du zerrüttet haben willst, um deine Absichten zu erreichen!

Was haltet ihr von Marggraf Eccards Tochter? fragte Römhild im Lauf des Gesprächs mit möglichster Gleichgültigkeit.

Das muß dir bereits jedes meiner Worte gesagt haben, versetzte Marie, sie ist deine Schwester an Verstand und Schönheit.

Wenigstens an Glück!

Ich hoffe es! Ich halte weder dich noch Luitgarden für unglücklich, ob gleich dieser Seufzer mich vom Gegentheil überreden könnte.

Luitgard war sehr unglücklich, meine Königin, und ich kann es werden!

Wie das, Römhild? Verfolgt dich der Graf von Mutina noch immer mit seiner lästigen Liebe? und bleiben deine Hoffnungen auf den Herzog von Bayern noch immer zweifelhaft?

Beydes! und ich besorge, ich werde endlich dem letzten entsagen, und mich den ersten ergeben müssen, um nur mein unruhvolles Schicksal endlich zu entscheiden.

Das beste was du thun kannst, liebe Römhild! der Name Gräfin von Mutina ist für deinen Stand nicht zu hoch, aber — Herzogin von Bayern? — mich freylich lehrt Freundschaft für dich anders urtheilen — aber die Welt? —

Römhild warf mit der Miene des beleidigten Stolzes den Kopf zurück. — Luitgards Schwester, an Verstand und Schönheit, sagte sie, kann sich noch wohl Ansprüche erlauben, die den ihrigen ähnlich sind!

Wie? erwiederte Marie, mit der Miene, die neugieriger Unwissenheit eigen ist, hatte Luit-

gard je den Wunsch, Herzogin von Bayern zu werden?

O nein! dies wär für ihren Stolz zu wenig gewesen. Marggraf Eccards Tochter darf höher denken als ihre demüthige Schwester Römhild. Luitgarden war der erste Thron der Welt nicht zu hoch, sich ihn zum Sitz zu wählen. Sie liebte euren Gemahl ehe ihr ihn sahet, ward von ihm geliebt, ward von der Kaiserin Adelheit begünstigt bis —

Gott, Römhild! was sagst du mir? Liebte? ward geliebt? begünstigt? ist — ist also meine Nebenbuhlerin? — Nein, Römhild! du scherzest! — Aber ich muß dir sagen, der Scherz ist ein wenig bitter! mir that er weh am Herzen, und deiner Schwester könnte er nachtheilig werden.

Nachtheilig, gnädige Frau? Wie das? Luitgard ist unglücklich, wie ich euch vorhin sagte, unglücklich durch euch, auf den Trümmern ihres Glücks ist euer Thron gebaut, was könntet ihr anders für sie haben als Mitleid?

Und was möchte sie für mich haben?

Ihr nanntet sie ja vor einer Viertelstunde eure Freundin, und sie ist das so schnell geworden, daß —

Aber ich bitte dich um Gottes willen, Römhild, was hast du von diesen Dichtungen?

Sie machen mir mehr Unruh als du denkst; es ist grausam, so mit mir zu spielen, und ich will, daß du mir gestehst, was an der ganzen Sache ist. —

Römhild antwortete mit der kurzen Erzählung von Luitgards Geschichte, die freylich durch einige hinzugesetzte und hinweggelassene Umstände ein anderes Ansehen gewann, als sie wirklich hatte.

Marie saß mit in einandergeschlagenen Armen und tief zur Erde gesenkten Augen. Sie liebte Otto, sagte sie zu sich selbst, ward von ihm geliebt, war für ihn bestimmt, wurde um meinetwillen verstossen, um Unheil und Einspruch zu verhüten, Jahrelang gefangen gehalten, und nun, nun ist sie plötzlich frey, in voller Gnade der Kaiserin, wird mir vorgestellt, drängt sich in meine Gunst, scheint hier am Hofe bleiben zu wollen, bleiben vielleicht, bis mein Gemahl wiederkehrt? Sprich, Römhild, was kannst du dir aus diesen widersprechenden Dingen machen?

In der That, gnädige Frau, hätte ich euch und die Kaiserin nicht so einig gefunden, ich würde hierunter neue adelheitische Ränke vermuthen, würde glauben, sie sey eurer überdrüßig, und suche auf euren Untergang die Erneuerung alter Plane zu bauen, aber wie ich sehe, seyd ihr ja

jetzt ihre liebe Tochter! Sie wird euch nicht dieser Luitgard aufopfern wollen.

Römhild, in deinen Reden liegt tödliches Gift, höre auf und laß uns wieder auf deine eigene Geschichte kommen. Was macht der Herzog von Bayern und was der Graf von Mutina?

Römhild ging ohne Zwang zu dem über, was man von ihr verlangte. Zwar hatte sie auf ihrer diesmaligen Reise wohl schwerlich weder den einen noch den andern von den genannten gesehen, aber dem ohngeachtet wußte sie genug von ihnen zu sagen, um die Aufmerksamkeit der Königin fest zu halten, wenn diese nicht jetzt mit ganz andern Dingen beschäftigt gewesen wär.

Ich bitte dich, unterbrach sie sie mitten in ihrer Rede, sage mir nur das einige, ob du mir von den Dingen, die du mir vorhin vorbrachtest, Beweise geben kannst.

In der That, gnädige Frau, erwiederte Römhild, ich wollte, ich hätte geschwiegen, ich habe mir und meinen Angelegenheiten die Aufmerksamkeit gestohlen, damit ihr sie sonst zu beehren pflegtet, und sie auf elende Chimären gelenkt, die mir nur ein Anfall von beleidigten Stolz in den Sinn brachte.

Also doch wirklich nur Chimären? — o sage dies noch einmal, gute Römhild, und ich

will

will dir alle die Quaal verzeihen, die mir dieser alberne Scherz machte!

Luitgards Hoffnungen auf euren Gemahl, die durch euch zernichtet wurden, waren doch wohl nichts anders als Chimäre? — Und die Erneuerung derselben — nun diese hoffe ich soll auch Chimäre seyn, wenigstens wüßte ich nicht —

Nur dieses! nur dieses! ob nie so etwas im Ernste im Vorschlag gewesen ist?

Es ist, gnädige Frau! die schriftlichen Beweise sind in meinen Händen, und ihr sollt sie heute sehen, wenn ihr nicht anders wollt, aber leid würde mir es thun, wenn ich eurer neuen Freundin in eurer Gunst geschadet, und mir vielleicht gar den Namen einer Feindin meiner Schwester erworben hätte. Doch dies sey! Was ist mir Schwester, Vater, und Mutter gegen euch? Ich sehe zu redlich auf euer Bestes, um irgend einen Vortheil zu kennen als den eurigen.

Marie ruhte nicht, bis sie die Briefe Adelheits und Gerbergens über Luitgards und Ottos Verbindung, die noch in Römhilds Gewalt waren, gesehen, und ihre Komentarien darüber gehört hatte, welche auf nichts weniger abzielten, als die Ruhe der unglücklichen Köni-

gin wieder herzustellen, und ihre Absicht auch darin vollkommen erreichten, daß sie alles Einverständniß zwischen ihr, der Kaiserin, und der unschuldigen Luitgard völlig zernichteten, und dafür einem gegenseitigen Mißtrauen Platz machten, welches gar bald in völlige Trennung ausartete.

Dreyßigstes Kapitel.

Mariens böser Geist.

Wir haben im Vorhergehenden den Namen des Grafen von Mutina und des Herzogs von Bayern in Verbindung mit Römhild genannt, und es liegt uns ob, unsern Lesern hierüber einige nähere Auskunft zu geben.

Römhild so schön als ein Mädchen ohne Tugend und Grundsätze seyn kann, hatte von Anbeginn ihres Eintritts in die Welt fast so viel Verehrer bekommen, als männliche Augen an ihren Reizen hangen blieben. Selbst der schönste und beste Jüngling an Theophaniens Hofe; selbst Graf Erich der Unbekannte, war in dieser Anzahl gewesen. Zu seinem Glück war er nach einigen Monaten, in welchen er der übermüthigen Schönheit zum grausamen Spielwerk dienen mußte, zurückgewiesen worden. Römhild hatte kein Herz für die Liebe, kein Gefühl für

wahre Vollkommenheiten. Ihr Sinn stand nach nichts als nach Reichthum und Größe, sie war damals noch unbekannt mit Erichs Ansprüchen, und hielt sein kleines Glück ihrer Annahme unwerth. Als sie in der Folge durch Theophaniens und Zoes Vertraulichkeit mehr von ihm erfuhr, als er selbst wußte, so versuchte sie von neuem ihn in ihr Netz zu ziehen, aber vergebens; Erich war schon für Luitgarden gefesselt, und hatte nichts als Verachtung für sie. Aehnliche Romane spielte sie mehr. Sie verschmähte und mißhandelte die, welche in ihren Augen für klein galten, und angelte nach der Gunst der Großen, welche bey aller Bewunderung ihrer Reize nicht an ernstliche Liebe oder ewige Verbindung dachten. Zu der Zeit, in welche wir jetzt mit unserer Geschichte gekommen sind, spielten der Graf von Mutina und Herzog Henrich von Bayern in ihren Planen die Hauptrollen, der erste als ein demüthiger Anbeter, den man beybehielt, weil man nicht wußte, ob man seiner nicht in der Zukunft nöthig haben würde, und der andere als das höchste Ziel der Römhildischen Wünsche.

In der That wünschte sich Römhild in Henrichs Person kein kleines Glück; der Urenkel Henrich des ersten, des Königs naher Vet-

ter, derjenige, der nach ihm das nächste Recht zur Krone hatte, und der, wenn all dieses nicht gewesen wär, doch schon jetzt der Besitzer grosser Länder war, dieser wär in der That eine Eroberung gewesen, welche ihr Ehre gemacht hätte. Vielleicht war Römhild dem Herzoge wirklich nicht gleichgültig; welchem Manne wollte es gleichgültig seyn, wenn eins der schönsten, klügsten und unterhaltendsten Mädchen ihm tausend Beweise von Parthenlichkeit giebt? oder wer wollte irgend etwas vernachläßigen, den süssen Wahn einer solchen zuvorkommenden Schönheit zu unterhalten? — Herzog Henrich dünkt uns zwar nach der Beschreibung, die die Geschichte von ihm macht, fast zu fromm und bieder, um so mit Willen gegen eine Dame kokettirt zu haben, aber so viel ist gewiß, daß er nicht arm an deutungsvollen Winken war, welchen Römhild großen Sinn gab, und in denen sie nichts geringeres als ihre Ansprüche auf den Titel einer Herzogin von Bayern las. Ihre Verblendung in diesem Stück war unglaublich; während sie sich mit den Thorheiten kitzelte, die sie **ihre** verschmähten Liebhaber begehen machte, beging sie selbst die unverzeihlichsten; sie sah es fast vor Augen, daß der Herzog sich um die lothringsche Prinzessin Kunegunde bewarb, und träumte dennoch, seine Absichten gingen nur

auf sie. Kunegunde, eine fromme stille Dame, die schon damals einen Schimmer von der himmlischen Glorie trug, mit welcher sie die Kirche in der Folge umgab, dünkte der stolzen lebhaften Römhild, die in blendendem irdischen Glanze daher prangte, keine gefährliche Nebenbuhlerin zu seyn; sie wußte sich sogar bey **ihr** in Gunst zu setzen, und eine Reise zu ihr nach Lothringen hatte jetzt bey der Königin Marie der Vorwand zu einem Besuche seyn müssen, den Römhild bey ihrer Meisterin Theophanie gemacht hatte.

Römhild war ein großes weit umfassendes Genie, sie vergaß über der Gründung ihres eigenen Glücks, nicht fremde ihr anvertraute Angelegenheiten. Theophanie hatte Römhilden versprochen, ihr zu jedem ihrer Wünsche die Hand zu bieten, wenn sie die ihrigen befördern würde, und daher kam es, daß sie ihre eigene Vermählung mit dem Herzoge von Bayern nicht lebendiger vor Augen hatte, als die der griechischen Prinzessin mit Mariens Gemahl.

Die unglückliche Marie! Sie mußte erst aus dem Wege geräumt, mußte erst auf eine oder die andere Art gestürzt werden, ehe dieses möglich war! Sie wußte nicht, daß die Falsche, die sie Freundin nannte, sich um keiner anderen Ursach an sie gehangen hatte, als diesen teufli-

schen Entzweck zu bewirken, und daß alles was sie that, zu Erreichung desselben abzielte. Sie ahndete nicht, daß selbst Römhilds Bemühung, sie wider Adelheit und Luitgard aufzubringen, verborgene böse Absichten zum Grunde hatte. Marie besaß in der Kaiserin Adelheit eine Stütze, und in Luitgarden eine Freundin, die ihr freylich erst entrissen werden mußten, ehe sich mit Erfolg etwas wider sie selbst anfangen ließ.

Die Kaiserin so wohl als Luitgard mußten es bald merken, daß Mariens Gesinnungen gegen sie nicht mehr die nehmlichen waren. Römhild war heimlich zurückgekommen, und man wußte also nicht, auf wen man diese plötzliche Aenderung zu schieben hatte, sie hatte Marien gebeten, bis auf eine gewisse Zeit verborgen bleiben zu dürfen, und also konnte weder Adelheit noch Luitgard auf Gegenmittel gegen ein Uebel denken, dessen Grund sie nicht kannten.

Luitgard ward von der jungen Königin bald kaltsinnig, bald mit Spott und höhnischen Anspielungen empfangen, die Mariens Witz zu künstlich verschränkte, als daß sie dem harmlosen Mädchen hätten verständlich seyn können. Luitgard bat endlich die Kaiserin um Erlaubniß, gar nicht mehr nach Hofe kommen zu dürfen,

und sie erhielt sie mit der Bedingung, daß eine Unterredung, die sie mit Marien über ihr seltsames Betragen haben wollte, fruchtlos abginge. Luitgard wollte ungern, daß ihr Name unter den beyden königlichen Damen vielleicht Ursach zu bittern Erklärungen werden sollte, aber Adelheits Wille mußte geschehen; auch sie hatte seit einiger Zeit Ursach zu Beschwerden erhalten, von welchen sie nach der letzten Aussöhnung gehofft hätte, sie würden auf ewig abgethan seyn.

Alles was Luitgard von der Unterhaltung Adelheits und Mariens besorgt hatte, alles das, welchem sie mit ängstlichem Herzklopfen entgegen sahe, erfolgte. Völliger Bruch war das Ende der Sache. Marie, von Römhilds Verleumdungen, wie sie meynte, mit gerechtem Unwillen gegen Adelheit erfüllt, kannte keine Zurückhaltung, und brach in die bittersten beleidigendsten Klagen gegen die Kaiserin aus, in welchen sie nichts schonte, nichts verschwieg, was man ihr wegen Luitgards und Ottos in den Kopf gesetzt hatte. Die Kaiserin, als sie einige mal vergebens gestrebt hatte, der strömenden Beredsamkeit der jungen aufgebrachten Dame Einhalt zu thun, hielt sich endlich zu hoch, sich und Luitgard gegen solche elende Beschuldigungen zu vertheidigen, und entfernte sich

mit der Versicherung, wie sie allerdings wünschen wollte, bey ihrer ersten Wahl geblieben zu seyn, weil sie an Luitgarden eine bessere Tochter als an der arragonischen Marie gehabt haben würde; eine Erklärung, die vollends alles verderbte, und der jungen Königin, wie sie meynte, so gerechte Ursach zur Klage gab, daß die Bischöfe, Adalbert, Warin, und Gerbert, welche damals zu Verona waren, es bey der bald darauf erfolgten Abreise der Kaiserin Adelheit, kaum zu einem erträglichen Abschied zwischen den beyden hohen Damen bringen konnten.

Luitgard folgte der Kaiserin, aber sie folgte ihr nicht weit. Adelheits Absicht war nach Rom zu ihrem Sohne zu gehen, wie hätte Luitgard daran denken können, sie dorthin zu begleiten, oder wie hätte die Kaiserin es wünschen können! Dies wär ja so viel gewesen als all die thörichten Klagen Mariens zu rechtfertigen. Luitgard wünschte so wenig Otto zu sehen, als von ihm gesehen zu werden, die Verdrüßlichkeiten, welche sie um seinetwillen erduldet hatte, flößten ihr eine Art von Widerwillen gegen ihn ein, welcher immer unaustilgbar blieb. Und Adelheit, die bey aller Unzufriedenheit mit der jungen Königin doch nichts ernstlicher wünschte, als daß Ottos Liebe ihr bleiben, und vielleicht einst das Mittel werden möchte,

sie auf bessere Gesinnungen zu bringen, hätte geglaubt, ihren Wünschen gerade zu entgegen zu handeln, wenn sie ihm die schöne sanfte Luitgard vor die Augen gebracht hätte, von welcher es jetzt ziemlich laut zu werden begunnte, was man ehemals für Absichten mit ihr gehabt hatte. Römhild wußte es, Marie wußte es; die eine schwatzte aus Bosheit, die andere aus Einfalt, und so war das Geheimniß gebrochen.

Diese Dinge wurden zwischen beyden reisenden Damen in genaue Ueberlegung genommen, und der Schluß oder vielmehr Luitgards Bitte fiel dahin aus, daß ihre alte Wohnung, das Gardaschloß, ihr wieder zum Aufenthalt dienen möchte. Sie hatte den Abscheu vor denselben durch genauere Kenntniß von Adelheits Gesinnungen abgelegt, auch wußte sie, daß sie es jetzt als freye Meisterin ihres Willens bewohnen würde, und daß die Dame Olympie, die sie sich wieder zur Gesellschafterin erbat, sich keiner mehrern Gewalt über sie anmassen würde, als sie ihr selbst einräumen wollte.

Hoffnung auf bessere Zeiten, Wiedersehen, und Versprechen fleißiger Nachrichten war das letzte Gespräch der Kaiserin mit dem Mädchen das sie liebte. Einen Auftrag hängte sie noch mit an, den aber die bedenkliche Luitgard verbat. Verona war nicht weit von dem Schlosse

am Garda-See, die schnellsten und richtigsten Nachrichten konnte man dort von Mariens Hofe haben. Sich nach allen zu erkundigen, was dort vorging, der Kaiserin von jedem Schritt, den die junge Königin that, Nachricht zu geben, mußte Luitgarden leicht seyn; aber würde ihr dieses nicht das Ansehn einer Spionin gegeben haben, und wie hätte die edle Tochter Marggraf Eccards sich eine solche Rolle verzeihen können? Sie versprach oft zu schreiben, aber nur von sich; ein Vorsatz, dem sie in den ersten Monaten getreu blieb, bis Dinge sich zu Verona ereigneten, die ihre Theilnahme reizen mußten, und die wir unsern Lesern nicht besser als durch den Brief mittheilen können, den sie damals in der höchsten Beängstigung nach Rom abgehen ließ.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Ein Brief.

O Kaiserin, schreckliche, schreckliche Dinge gehen zu Verona vor, ich sage euch dieses ohne Schonung, weil ich vermuthe, ich werde nicht die erste seyn, die es euch meldet. Der Vorwurf, euch mit böser Zeitung unvorsichtig überrascht zu haben, wird mich nicht treffen, denn

schon gestern ist der Bote nach Rom abgereist, der euch und dem König das Herz durchbohren wird; ein böser verdächtiger Bote, auf welchen euch aufmerksam zu machen vornehmlich die Absicht dieses Schreibens ist; laßt ihn nicht, laßt den Ankläger der Königin nicht ohne scharfes Verhör abziehen! wer kennt das ganze Gewebe der Bosheit? Marie könnte vielleicht aus seinen eigenen Worten gerechtfertiget werden!

Doch ich bedenke nicht, daß es allemal Möglichkeit bleibt, daß mein Brief ehe zu Rom anlangt, als der Graf von Mutina, und daß ich mich, im Fall daß euch also noch nichts von den veronesischen Händeln bekannt seyn sollte, zu näherer Erklärung über Dinge bequemen muß, welche ohne dieselbe nur Räthsel seyn würden.

Ich lebte ruhig in meiner Einsamkeit, nichts bekümmerte mich, als der Gedanke an Erich; ach ein Gedanke, den ich euch zu gestehen nie das Herz hatte, und da nun, da höherer Kummer mich drängt, meiner Feder entschlüpft, ohne daß ich es nöthig finde, ihn zurück zu halten. Ach wär Erich, der tapfere Erich hier, alles sollte anders gehen, ich wollte denn nicht erst nach Rom schreiben, Hülfe für eine Bedrängte zu suchen. — Doch die Zerrüttung meines Kopfs, die Unruhe meines Her=

zens macht mich undeutlich. Höret] alles in besserer Ordnung.

Ich that vielleicht unrecht, daß ich mich dem Auftrag entzog, den ihr mir bey eurem Abschied geben wolltet. Hätte ich ihn angenommen, viel böses möchte in seiner Entstehung verhindert worden seyn.

Ich bekümmerte mich nicht um Verona. Die erste Nachricht von dort, die mir bald nach eurer Abreise der Zufall entgegen brachte, war die Rückkunft Römhilds, die nach einer kurzen Abwesenheit wieder völlig den alten Platz im Herzen der betrogenen Königin behauptete, und sich dort mit einem Glanz zeigte, welcher beynahe die Monarchin in Schatten zu setzen schien. Mir war dieses gleichgültig, aber gleichgültig war mirs nicht, daß man mir fast mit Gewißheit erweisen konnte, daß Römhild lang vorher, ehe wir Verona verliessen, schon heimlich zurückgekommen sey, und wahrscheinlich all die verneuten Irrungen angelegt hatte, welche die Ursach eurer unglücklichen Trennung von der Königin wurden.

Ach ja wohl unglücklich! unglücklich für sie und euch! Eure Gegenwart würde das Unheil, das nun erfolgt, gewiß in Schranken gehalten haben! Die Bischöfe, die ihr zu Verona ließt, in Hoffnung, daß ihr Ansehen dort

LB Coburg

an dem Hofe einer jungen gedankenlosen Fürstin eure Stelle hinlänglich vertreten würde, haben hier wenig thun können oder thun wollen. Gerbert ist zu streng, Adalbert zu fromm und nachsichtig, und Warin? — Ihr kennt Warin, ich weis nicht, was ich aus ihm machen soll.

Römhild war nicht allein nach Verona zurückgekommen. In ihrem Gefolg befand sich ein Schwarm junger schwindelnder Männer, die sich in dem Schein von ihren Reizen sonnten, alle von dem Schlage des Grafen von Mutina, dessen Zutritt bey der Königin, euch, wie ihr mir oft gesagt habt, von je her zuwider war. Seine Absichten gingen eigentlich auf Römhilden, aber es ist nur gar zu gewiß, daß er gereizt oder nicht gereizt, seine Wünsche höher zu erstrecken begunnte, da ihn das Ehrfurcht gebietende Auge der Kaiserin Adelheit nicht mehr im Zaum hielt.

Ich will Marien in nichts entschuldigen, damit sie euren Unwillen reizte, aber was ihre Treue gegen ihren Gemahl anbelangt, so halte ich sie für untadlich. Ich habe in der Zeit, da ich ihre Gnade genoß, Grundsätze an ihr kennen lernen, die mich für ihre Tugend wie für meine eigene bürgen machen. Ich weis, daß man teuflische Künste gebraucht hat, sie zu verführen, ohne bey dieser sonst so schwachen Seele

den geringsten Eingang gefunden zu haben. Sie zu Vergehungen zu verleiten schien unmöglich, aber desto leichter ward es, ihren Handlungen einen bösen Schein zu geben. — Zu Verona tönte alles wieder von glänzenden Festen; Feste von Römhild und dem Grafen von Mutina veranstaltet, von deren Sittlichkeit ihr also urtheilen möget. Mariens Unbedachtsamkeit fand indessen kein Bedenken, bey denselben zu erscheinen, Lust und Lachen ohne Zwang und Aufsicht war ihr neu, da die Feste an dem Hofe ihres Vaters und ihres Gemahls allemal das Gepräg des weisen Ernstes zu tragen pflegten. Hier hätten die Bischöfe Einhalt thun können, wenn sie gewollt hätten, aber keiner schlug den Weg ein, welcher der beste gewesen wär. Der staatskluge Warin schwieg und lächelte. Gerbert predigte, ward nicht gehört, und verließ Verona mit Unwillen, Adalbert bat, entschuldigte, und hatte erst spät den Einfall, mich von diesen Dingen zu benachrichtigen, und mit mir über Mittel zu rathe zu gehen, wie der verblendeten Königin zu helfen sey. Von ihm erfuhr ich das meiste, was ich euch geschrieben habe. Ich ergriff ein Mittel, Marien aus ihrem Traume zu wecken, welches auszuführen ich zu schwach war. O Gott, wie konnte es mir einfallen, nach Verona zu gehen? Ich war

ja Mariens Freundin nicht mehr! Römhild hatte mich ja längst verdrängt! wie konnte ich hoffen, daß die Warnungen der Freundschaft aus meinem Munde bey ihr von Nachdruck seyn würden? — Wie ich empfangen wurde, das sage ich euch nicht, auch nichts umständliches von der besondern Kränkung, die mir für meine Person von Römhilden widerfuhr. Römhild erschien in tiefer Trauer! Sie sagte, sie trage sie um ihren Bräutigam, Graf Erichen, welcher kürzlich in dem Kriege des Dähnenkönigs wider die Reußen geblieben sey. Gott! Graf Erich tod! — Gestorben als Römhilds Bräutigam! — Aber ich glaube keins von ihren Schlangenworten. Ich habe einst in bessern Zeiten gegen Marien unvorsichtig Erichs Namen genannt. Durch die geschwätzige Königin weis Römhild, daß ich ihn liebe, und sie wußte freylich, daß sie mich durch nichts empfindlicher kränken könne, als wenn sie mir zugleich sein Leben und seine Treue zweifelhaft machte. — Noch einmal, ich glaube ihr nicht, und ich will dem ohngeachtet Mariens Rettung, auf die Hoffnung auf Erich bauen, wenn meine Vorbitte bey euch, in Ansehung ihrer, bedachtsam zu verfahren, vergeblich seyn sollte. Ich weis, Kaiserin, ich werde hier nicht ganz von euch verstanden, aber die Zeit wird alles aufklären.

Beschämt und gedemüthiget kehrte ich auf mein Schloß zurück. Daß Mariens guter Ruf bey dem Volk durch Römhilds ausgelassene Feste dahin sey, das wußte ich, aber von ihrer Treue gegen ihren Gemahl war ich durch ein mit ihr gehaltenes Privatgespräch überzeugter als jemals. Wer so sprechen kann, wird allenfalls unvorsichtig, aber nie strafbar handeln.

Bischof Adalbert besuchte mich fleißig auf meinem Schlosse, Marie und ihre wachsende Unbesonnenheit war der Hauptgegenstand unserer Unterhaltungen. Mich zu einem zweyten warnenden Besuch zu entschliessen, war mir unmöglich; er würde fruchtlos gewesen seyn, wie der erste; aber an euch zu schreiben, und von euch Hülfe und Rath zu fordern, das war beschlossen, und Adalbert sollte der Ueberbringer des Briefes seyn.

Wir hatten uns zu lang besonnen, einen Schritt zu thun, den ich ungeneigt, als Mariens Anklägerin aufzutreten, so gern vermieden hätte. Die Anschläge der Bosheit kamen zu Verona zur Reife, wer in denselben das Haupt, welches hier die überall waltende Macht, und welches die zu erreichenden Absichten sind, das weis Gott, aber so viel ist mir und Adalbert klar, daß Marie in bösen Händen gewesen ist, welche sie absichtlich zu

falschen Schritten verleiteten, um sie dann zu stürzen, so viel ist uns klar, daß sie zu beklagen und zu retten, nicht zu strafen ist. Das Volk, schon längst durch ihren anscheinenden Leichtsinn mit Verachtung gegen sie erfüllt, hat einen Aufstand erregt. Der Graf von Mutina, der Mitgenoß der römhildischen Schwelgereyen hat sich — vermuthlich auf Anstiftung — nicht gescheut, wider die Königin aufzutreten, und sie beym Erzbischof Warin der Untreu gegen ihren Gemahl und der schimpflichsten Ausschweifungen anzuklagen. Ihr Leichtsinn machte sie schon verdächtig, und ein schrecklicher Umstand stürzte sie ganz. Eine von ihren Jungfrauen, nach Römhild von ihr am meisten begünstigt, und öffentlich fast mit übertriebener Gnade überhäuft, ward von dem heimtückischen Mutina als ein verkleideter Jüngling angegeben; die Wahrheit dieser Anklage hat sich bestättiget; und der Ankläger Mariens, vom Erzbischof Warin an den Richterstuhl ihres Gemahls und des Pabsts verwiesen, ist auf dem Wege das Todesurtheil für die unglückliche Königin zu holen.

Laßt euch erbitten, Kaiserin, laßt euch von der, welche nie eine Fehlbitte für euch that, erbitten, und hindert das vorschnelle Verfahren

wider die Beklagte. Ich habe euch absichtlich in meinem Berichte nichts verschwiegen, ihr müßt es wissen, daß der Anschein sehr wider die unglückliche Königin ist, um nichts in dem Vorbringen ihres Verklägers neu und unerwartet zu finden, aber eben so wohl müßt ihr wissen, daß ich nach tausend kleinen Umständen, die sich besser selbst bemerken, als niederschreiben lassen, sie für unschuldig halte, bedenkt über dieses ihre ränkevolle Gesellschafterin, die boshafte Römhild, bedenkt selbst ihren verdächtigen Ankläger! Ich weis wohl, daß hierauf, wenn man Marien schuldig finden will, nichts gewisses zu bauen ist, aber ich verlange ja auch vor der Hand nichts für sie als Nachsicht, und für mich, wenn alles zum ärgsten ausschlagen, wenn Mariens Verbrechen als erwiesen angenommen werden sollte, Erlaubniß, noch etwas besondres zu ihrer Rettung zu wagen, und die Frist von zwey Monaten es in denselben zu bewirken. Die Nothwendigkeit erfordert es, hier meinen Brief zu schliessen. Bischof Adalbert ist nicht der Ueberbringer desselben, seine Gegenwart ist mir hier unentbehrlich. Er und ich sind die einigen Freunde der unglücklichen Königin, zwar von ihr verkannte Freunde, denn weder ihm noch mir hat sie in der Verwahrung, in welcher sie auf Warins Anordnung

gehalten wird, Zutritt verstatten wollen. Demohngeachtet werden wir nicht ablassen, für ihr Wohl zu wachen. Er ist taub gegen die Vorstellungen der andern Bischöfe, welche Marien alle einhellig verdammen, und ich gegen die Weisungen meiner Olympie, welche so wie jedermann der Königin das Todesurtheil spricht.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Der Scheiterhaufen.

Die traurige Begebenheit, welche Luitgard in ihrem Briefe umständlich genug erwehnt hat, um weitere Auseinandersetzung unnöthig zu machen, erregte großes Aufsehen in ganz Europa. So lange nur noch die Rede von Mariens Beschuldigung war, so lange noch die Entscheidung des römischen Stuhls ungewiß schien, so blieb man noch bey einiger Bescheidenheit; aber wer kann das laute Geschrey wider die Verurtheilte, wer das unaufhaltsame Hinzuströmen des Volks nach Verona aus allen Ländern und Reichen beschreiben, als es kund ward, daß Marie schuldig befunden, und vom strengen Pabst Gregor dem fünften zum Tode

des *) Feuers verdammt worden sey. — Jedermann war neugierig, eine junge funfzehnjährige Königin als eine Verbrecherin sterben zu sehen. Viele zwar meynten, ihre Schuld sey doch noch nicht zur Gnüge erwiesen, aber keiner dachte darauf, wie sie zu retten sey.

Schon war die ganze Gegend von der harten päbstlichen Sentenz erfüllt, schon war sie Marien selbst bekannt gemacht worden, als Luitgard noch daran zweifelte, theils, weil sie ihr zu schrecklich schien, theils, weil sie noch keine besondere Nachricht von der Kaiserin Adelheit über diesen Punkt erhalten hatte. Endlich kam auch diese Bestätigung, und Luitgard las die trostleeren, von Adelheit mit zitternder Hand geschriebenen Worte.

„Keine Vorbitte gilt, kein Aufschub ist zu erlangen! Marie ist für schuldig erkannt, und schrecklich verurtheilt! Auch muß ich dir sagen, daß nach dem, was der Graf von Mutina, kein so verdächtiger und verwerflicher Zeuge als du denkst, — ausgesagt hat, ich selbst sie für schuldig halte. Indessen ihr Urtheil ist zu fürchterlich, und wohl dir, wenn du sie ret-

*) S. Godfried von Viterbo. P. 17. Andr. Presb. Chron. Bav. – Sigonius de Regno Ital. und andere, die ich zu einiger Bestättigung dieser unglaublichen Geschichte anführe, weil bey weitem nicht alle Geschichtschreiber derselben gedenken.

ten kannst! noch in deinen letzten Stunden muß dir eine solche That Erquickung und Trost seyn! Wie Mariens Rettung geschehen soll, kann ich nicht begreifen. Listige oder gewaltsame Entführung der Gefangenen ist dir bey Strafe des Todes verboten, aber zum Gebrauch anderer Mittel, wenn es dergleichen geben sollte, habe ich dir kaiserliche und päbstliche Vergunst ausgewirkt. So geneigt der junge Kaiser, Mariens bekümmerter und beleidigter Gemahl, hiezu war, so unsägliche Mühe hat es mich gekostet, beym heiligen Vater durchzudringen. Wer hätte glauben sollen, daß *) Bruno ein so strenger Richter werden würde? ich glaube, am Ende bewog ihn nichts meinen Bitten nachzugeben, als die Ueberzeugung, daß du außer den dir verbotenen Mitteln nichts zur Rettung der Verurtheilten würdest ausfindig machen können. Um dir indessen auf keine Art zu viel einzuräumen, so bist du auf die Hälfte der verlangten Zeit eingeschränkt. Nur ein Monat ist dir vergönnt, deine Maaßregeln zu nehmen. Nimm sie wie du willst, nur ohne Gefahr für dich; mir sind sie unbegreiflich! Gott segne dich für deinen bloßen guten Willen! — Otto

*) Ein junger, würdiger und gelehrter, aber sehr strenger Mann, Otto des III. naher Anverwandter, von ihm nach Johann XV. Tode auf den römischen Stuhl gesetzt.

fragte, als ich ihm deine Bitte vortrug, näher nach dir, ich konnte und wollte ihm nicht anders als mit meinen Thränen antworten. O Luitgard! Luitgard! so würdig des ersten Throns der Welt, den ich Verblendete dir entzogen habe!“

Drey und dreißigstes Kapitel.

Leidige Tröstung und Freundeshülfe.

Unter den zahllosen Fremden, welche sich auf das erste Gerücht von den außerordentlichen Dingen, die zu Verona vorgingen, dieser Stadt genähert hatten, war auch Herzog Henrich von Bayern, und die fromme lothringsche Prinzessin Kunegunde. Der erste, dessen Vortheil davon abhing, daß der junge Kaiser Otto ohne Gemahlin und ohne Kinder blieb, mußte viel ungerechte Urtheile über sich ergehen lassen, daß er bey der Hinrichtung der jungen Kaiserin gegenwärtig seyn wollte, aber von der andern war jedermann überzeugt, daß nichts als Mitleid und Zuneigung zu einer alten Jugendgespielin sie hieher zog. Sie und Marie waren in einem Kloster erzogen worden, wie konnte sie solche Dinge von ihr hören und unthätig bleiben!

Die Prinzessin von Lothringen erhielt ohne Mühe Zutritt in dem Thurme, in welchem die hohe Verurtheilte verwahrt wurde, und ihre Erscheinung war Marien tröstlich wie die Erscheinung eines Engels. Die unglückliche Dame, welche noch selbst nicht begreifen konnte, wie sie auf einmal in diese entsetzliche Lage gekommen war, welche sich keines todeswürdigen Verbrechens schuldig fühlte, konnte noch immer nicht an die Gewißheit des Todes glauben, der ihr heute kund gethan worden war; hoffte noch immer auf Rettung von jeden neuem Zufall der sich ereignete, hoffte Rettung auch von Kunegundens unvermutheter Erscheinung. Sie fand sie nicht, fand nur Ermahnungen und Trost; Ursach genug, sie gegen ihre Freundin merklich abzufühlen. Die Gespräche der jungen Heiligen mit Marien waren ernst und feyerlich, wie die Worte eines Engels; aber bey der Verurtheilten machten sie keinen Eindruck. Kunegunde predigte Reu und Buße, Marie sagte, sie sey unschuldig. Kunegunde redete von den Freuden des Himmels nach überstandnem Tode, und Marie hätte lieber die Freuden des irdischen Lebens noch ein wenig mit genossen. Kunegunde, durch die gänzliche Unbereitschaft ihrer Freundin zum Tode, durch ihr unablässiges Betheuren ihrer Unschuld endlich irre gemacht, meynte zuletzt, wenn sie

ihrer guten Sache so gewiß sey, so dürfe sie ja nicht zagen, weil dann Rettung gewiß sey! — Und welche? schrie die entzückte Marie. Die Prinzessin von Lothringen nannte die Feuerprobe. Die Verurtheilte verlangte zu wissen, was dieses sey, und erhielt eine Beschreibung, welche machte, daß sie ihr Gesicht verhüllte, und betheuerte, daß ein solcher Beweis der Unschuld, und der Tod des Feuers in ihren Augen fast eins so schrecklich sey, als das andere. Geh, falsche Freundin! setzte sie hinzu, du bist gekommen meiner zu spotten, verlaß mich! ich kann weder Trost aus deinen Rathschlägen noch aus deinem harten Mitleid nehmen!

Kunegunde verließ Marien weinend, ihr geschahe wirklich unrecht. Sie meynte es nicht böse mit ihrer Freundin; aber wer konnte dafür, daß ihr schon damals die glühende Pflugschaar, die sie in der Folge ihres Lebens *) selbst vom Tode rettete, so leicht und lieblich in der Hand der Unschuld dünkte, als St. Ceciliens Lilienstengel, oder die Palmen der himmlischen Jungfrauen? —

*) Auf den geringen Umstand, daß man drey Morgen nach einander aus Kunegundens Schlafzimmer einen unbekannten Jüngling, (der aber ein Engel war) gehen sah, gründete man eine Beschuldigung, welche nicht anders, als durch die Feuerprobe konnte getilgt werden.

Marie war nun ganz verlassen, denn daß weder Luitgard noch Adalbert, nachdem sie so oft abgewiesen worden waren, ferner um Zutritt baten, läßt sich denken. Römhild hatte Krankheit zum Vorwand, derjenigen, welche sie unglücklich gemacht hatte, ihren Beystand in ihren schrecklichsten Stunden entziehen zu dürfen. Römhild hatte über dieses viel zarte Empfindung für ihre Ehre. Die ganze schreckliche Geschichte, bey welcher sie so viel gethan hatte, war so künstlich von ihr angelegt worden, daß niemand den entferntesten Verdacht auf ihre Theilnahme an irgend einen Artikel derselben haben konnte. Selbst der Graf von Mutina, der hier eine Hauptrolle spielte, war nicht als eine Maschiene von ihr, nicht als eine gefällige Kreatur von ihr, die unter der Hoffnung künftigen Minnesolds sich zu allem gebrauchen ließ, öffentlich bekannt; nein man kannte in ihm vielmehr den hartnäckig verschmähten, verzweifelnden Liebhaber, der zu der stolzen Römhild kein Auge mehr erheben durfte. Da sie ihre zweydeutige Tugend so gut gesichert hatte, so ists natürlich, daß sie Bedenken trug, ihr dadurch einen Schandflecken anzuhängen, daß sie einer verurtheilten Verbrecherin in ihrem Gefängniß Gesellschaft geleistet oder Trost gebracht hätte. So etwas durfte nur eine fehlerlose

Kunegunde oder eine muthige Luitgard wagen, die jeder Verleumdung Trotz bieten konnte.

Marien war ihr Urtheil publicirt, aber der Tag der Vollziehung noch nicht festgesetzt worden. Oeffentlich sollte dieses geschehen. Niemand dachte darauf, die unglückliche Monarchin mit der geringsten Schonung zu behandeln; das rauhe zehente Jahrhundert behauptete auch hier seine Rechte.

Erzbischof Warin saß auf dem Richterstuhl; zu seiner Seite der Sohn seines alten Freundes, des Herzogs von Bayern, welches einigen Lästerern zu der ungegründeten Behauptung Ursach gab, er habe nebst andern wider Marien zum Gericht gesessen. Einige Stufen niedriger saß der tiefdenkende Adalbert, das Herz voll Mitleid gegen die unglückliche Königin, und allein mit dem bekannt, was heute vielleicht zu ihrer Rettung oder wenigstens zum Aufschub des strengen Urtheils geschehen möchte. Der Platz rund umher und die Fenster der umliegenden Palläste waren voll neugieriger Augen, die sich an der traurigen Lage einer jungen Fürstin weiden wollten, die mit allen Reizen geschmückt, welche unverstellter Kummer der Schönheit geben kann, vor den Bischöfen stand, und auf alle Beschuldigungen mit nichts antwortete, als mit der Bitte, ihrer Jugend und

Schuldlosigkeit zu schonen, und zu bedenken, daß alles, was man ihr unwidersprechlich erweisen könne, Unvorsichtigkeit und jugendlicher Leichtsinn sey.

Der Richter schwieg, und sie bekam dadurch Muth, eine Appellation an den arragonischen Hof hinzuzusetzen, welcher, wie sie hoffte, das Unrecht, welches ihr geschähe, nicht ungerochen lassen würde. — Und denkt denn Marie, erhub sich eine Stimme aus den Beysitzern des Gerichts, daß sie noch die Tochter König Sanktus von Arragonien ist? — Er hat mich gesandt, ihr öffentlich zu entsagen, und ihr Urtheil dem Gericht ihres Gemahls anheim zu stellen, da sie sich durch Verbrechen aller Rechte ihrer Geburt verlustig gemacht hat.

Marien ward dunkel vor den Augen, als sie hier die Stimme und die Gestalt eines arragonischen Grafen erkannte, der ihr als ihres Vaters erster Minister bekannt war, und der wirklich als sein Gesandter in diesem Gericht gegenwärtig war. Wie hätte man wider eine Prinzessin von so hohem Hause ohne Vorwissen ihrer Anverwandten verfahren können? Man traue Mariens Feinden zu, daß sie nichts versäumt hatten, sich auf alle Art sicher zu stellen.

So war also der armen Verurtheilten jede Hoffnung auf Rettung abgeschnitten. Es

fehlte nun nichts mehr, als daß man den Stab über sie brach, und ihr den Tag des fürchterlichen Flammentodes nannte. Marie fühlte das schreckliche ihrer Lage ganz und begunnte zu sinken, ohne daß irgend jemand sie unterstützt hätte, denn ihr war nicht die Begleitung einer einigen ihrer Frauen auf den Gerichtsplatz verstattet worden.

Da trat plötzlich aus dem Haufen der Zuschauer eine verschleyerte Jungfrau hervor, welche die schwache Königin in ihre Arme faßte, und sie aufrecht erhielt: Will denn niemand hier für die Unschuld reden, rief sie, indem sie den Schleier zurückschlug, und ihren bekümmerten Blick von Marien auf ihre Richter wandte, will niemand die Möglichkeit erkennen, daß Menschen irren, und gerechte Richter falsch richten können, so thue ich es! Vor Alters konnte die Vorbitte einer schuldlosen Person meines Geschlechts einen Verbrecher vom Tode retten, diese Rechte der Jungfrauen sind verfallen, ich darf sie nicht aus jenen bessern Zeiten zurückrufen. Auch stehe ich nicht hier zu bitten, sondern ich protestire aus mir vom Pabst und Kaiser verliehner Gewalt wider das schnelle Verfahren, wider diese unglückliche Königin, und nehme sie in meinen Schutz, bis ihre Schuld oder Unschuld besser erwiesen sey. Dich aber, Graf

von Mutina, Mariens Ankläger, heiße ich aufstehen aus dem Gericht, und gebiete dir binnen Monatsfrist eines Gegners gewärtig zu seyn, den ich dir mit Schwerd und Speer, mit Schild und Helm stellen will, um gegen dich das Recht dieser Verklagten zu behaupten, so daß Gott durch den Ausgang der Waffen entscheide!

Jedermann hatte ersten Blicks Luitgarden, die Tochter des Marggrafen von Meißen, erkannt, das gute Ansehen, in welchem sie bey jedermann war, ihre Schönheit, der Muth, mit welchem sie sprach, vor allen aber das neue und überraschende dieser Scene verursachte, daß man nicht daran dachte, sie zu unterbrechen, und daß ihr jedermann Platz machte, als sie jetzt die noch immer halb ohnmächtige Königin bis an die Stelle führte, wo die Richter saßen, und sich mit ihr in Ermangelung eines andern Ruheplatzes für Marien, auf die unterste Stufe des Richterstuhls niedersetzte.

Diese begünstigende Bestürzung mußte bald weichen, und der Frage Platz machen, aus was für Macht die kühne Ausländerin dieses kaiserliche Gericht gestört habe, und wo die Beweise ihrer vorgeblichen Berechtigung seyen. Aber ehe noch diese Worte, welche bereits auf manchen Lippen schwebten, laut werden konnten, war Bi-

schof Adalbert bereits von seinem Sitz aufgestanden, um das, was Luitgard kürzlich gesagt hatte, weitläuftiger zu wiederholen und deutlicher zu machen. Er producirte die von Adelheit ausgewürkten päbstlichen und kaiserlichen Schreiben, gründete auf dieselben Luitgards Forderungen zu Mariens Besten, und forderte den Grafen von Mutina nochmals im Namen eines künftigen Bestreiters auf, zur bestimmten Zeit seine Anklage wider die Königin in einem Kampf, wo **Gott richten würde**, zu behaupten.

Nach dem damaligen Gang der Rechte war hier nichts versehen; die Richter bequemten sich, die Ankläger schwiegen, der Beklagten und ihren Anwälden ward der freye Abzug gestattet, und an allen öffentlichen Plätzen der Stadt eine Ladung an alle tapfere Ritter angeschlagen, ob einer auf den angesetzten Tag über vier Wochen wollte zur Stelle seyn, die Sache einer unglücklichen Königin gegen ihre Feinde zu führen, denn auf Befragen mußte Luitgard freylich gestehen, daß sie noch keines Retters ihrer Klientin gewiß sey, und sich hierin ganz auf die waltende Hand der Vorsicht verlassen müsse.

Mariens Feinde freuten sich, daß also hier nur die Rede vom Aufschub und weiter hinaus

nichts als Ungewißheit sey. Die Königin selbst war zu bestürzt, um zu wissen, ob sie halb oder ganz gerettet wär. Luitgard hätte sie gern mit sich auf das Gardaschloß genommen, aber weil hievon in ihren Vollmachten nichts ausdrückliches stand, so mußte sie sich zufrieden geben, daß Marie nur nicht nach ihrem Thurm zurückgeführt, sondern in Bischof Adalberts Pallast gebracht wurde, welcher sich eidlich verpflichtete, mit seinem Leben für ihre Person zu haften.

Luitgard zog also allein mit ihren Leuten aus Verona, nach viel lästigen Komplimenten wegen dessen was sie gethan hatte, und wozu es allen an Muth gefehlt hatte, ungeachtet sie es alle nun sehr leicht und natürlich fanden. Das was ihr die Prinzessin von Lothringen hierüber sagte, nahm sie am besten auf, weil es aus gutem Herzen kam, aber dem arragonischen Gesandten antwortete sie mit Bitterkeit. **Euch** hätte geziemen wollen, sagte sie, was **ich** gethan habe, euch konnte das einige Mittel Aufschub und Rettung zu finden nicht unbekannt seyn. Der Arragonier entschuldigte sich, daß **das Schwerd, durch welches Gott richtete,** in diesen südlichen Ländern nicht so bekannt wär, als vielleicht in Luitgardens Vaterlande, welches, wofern die Geschichten, welche

Deutschland als den Geburtsort der Gottesgerichtskämpfe angeben, nicht trügen, auch wohl wahr seyn mochte.

Vier und dreißigstes Kapitel.

Weitläuftigkeiten.

Luitgarden war zu viel an der Ausführung ihres Anschlags gelegen, als daß sie irgend etwas hätte versäumen sollen, ihn glücklich zu Ende zu bringen. Die Rechte der damaligen Zeit hätten erfordert, daß die Richter der Beklagten, sobald ihre Rechtfertigung durch das Schwerd angenommen war, reitende Boten in alle benachbarte Lande ausgesendet hätten, die Sache bekannt zu machen, und die Ritterschaft weit und breit, welche sich dem Schutz bedrängter Damen vorzüglich geweiht hatten, zu ihrer Vertheidigung aufzufordern; allein man ließ es vor der Hand bey Vorkehrungen bewenden, welche es unmöglich machten, daß die Kunde dieses Handels sich über zehn Meilen weit erstrecken konnte. Mariens junge Schützerin sah die Saumseligkeit, mit welcher man zu Werke ging, und bey welcher überall eine der unglücklichen Königin gehäßige Macht vorzuwalten schien, aber

aber anstatt hier zu grübeln, oder die Richter zu ihrer Schuldigkeit aufzumahnen, handelte sie selbst. Durch ihre und Adalberts Betriebsamkeit saßen noch diesen Abend zwanzig Eilboten auf schnellen Rossen, in alle Gegenden, so weit sie in der kurzen, zu Mariens Rettung vergönnten Zeit kommen konnten, den Ruf von den letzten veronesischen Geschichten zu tragen.

„In Gottes Namen, und im Namen der hochgelobten Jungfrau! — (so lauteten die fliegenden Briefe, welche die Boten überall zurück liessen) Luitgard von Meißen, und Adalbert der Bischof widersprechen hiemit den Verläumdern Mariens von Arragonien, und ermahnen dich redlicher Ritter, der du dieses liesest, eine unschuldige Königin durch dein Schwerd vom Flammentode, und das Menschengeschlecht von himmelschreiender Blutschuld zu retten. Dein Gegner wird seyn, Julius, Graf von Mutina, und der Tag des Kampfes, in welchem Gott richtet, der Tag Sankt Polycarpi des Märtyrers! Zu Verona wartet dein der Ruhm des Siegs und ein besonderer Dank von der Hand des Fräuleins, das sich für die Unschuld der Beklagten verbürgt. Weitere Kunde von diesen Dingen giebt dir das gemeine Gerücht!“

Wer kann die süsse Empfindung beschreiben, mit welcher sich Marggraf Eccards Tochter diese Nacht, nach Vollbringung einer so guten und grossen That zur Ruhe legte! Himmlische Träume umschwebten ihr Lager, und süsse Ahndungen, daß ihre guten Absichten gelingen würden, erfüllten sie diesen und verschiedene der folgenden Tage mit Entzücken. Am Ende der ersten Woche stellten sich allgemach einige Zweifel ein, ob auch alles so gehen würde, als sie wünschte, und als die Hälfte der kurzen Rettungsfrist, als vierzehn Tage, verflossen waren, und sich noch nicht die geringste Würkung von dem zeigte, was sie gethan hatte, da füllte sich ihr Herz nach und nach mit den peinlichsten Besorgnissen.

Bischof Adalbert, welcher Luitgarden zuweilen besuchte, brachte ihr wohl Nachricht, wie sich die Ritterschaft zu Verona täglich mehre, wie auch einige wirklich es gewagt hätten, ihre Schilde neben das *) Schild des Grafen von Mutina zu hängen, wie aber noch keiner sich gefunden habe, dem dieser stolze Fürst, bey der

*) Das Aufhängen des Schilds, die Ritterprobe um das Recht der Ebenbürtigkeit und gleicher Waffen zu prüfen, Turniergebräuche, die in unsern Zeiten den Lesern der Ritterromane, und wenn sie auch den Colombiere und Rürners Turnierbuch nicht gelesen haben, nicht unbekannt seyn können.

Ritterprobe, das Recht der Ebenbürtigkeit, oder gleicher Waffen habe zugestehen wollen.

Der Eifer, mit dem wir uns der Sache eines Nothleidenden annehmen, und sollte seine Person unserm Herzen auch übrigens ganz fremd seyn, macht seine Sache nach und nach ganz zu der unsrigen, wir trauern und freuen uns für ihn, wie für uns selbst, und würden endlich unserm eigenen Glück und Leben so gern als dem seinigen entsagen. Die großmüthige Luitgard befand sich in diesem Fall. Marie hatte wohl wenig gethan, um sich ihre Freundschaft zu verdienen, auch war es vielleicht nicht eben Freundschaft, was sie für sie fühlte, es war etwas anderes; heiße innige Theilnahme an ihrem Geschick, das Gefühl eines Schutzgeistes für seinen Pflegling, den er ungern sinken sehen möchte, ungeachtet er im ganzen bey weitem nicht völlig mit ihm zufrieden ist, ungeachtet er vielleicht oft Verachtung und Widerspenstigkeit von ihm erfahren mußte.

Luitgard weinte und rang die Hände, daß immer mehr Tage verliefen, daß der Tag St. Polycarpi des Märtyrers immer näher heranrückte, ohne daß sich ein Vertheidiger der Königin gefunden hätte, welchem der Graf von Mutina die Ehre, von seinem Speer und Schwerd berührt zu werden, hätte nicht versagen dürfen.

Das Fräulein würde untröstlich gewesen seyn, hätte nicht in der letzten Hälfte der allerletzten Woche, da noch immer sich keine Aussicht zeigte, Bischof Adalbert, der selbst ehemals die Waffen mit vielem Ruhm trug, ihr versprochen, im Fall daß auch der letzte Augenblick kein anderes Mittel darböte, etwas außerordentliches zu thun, die Inful abzulegen, sich noch einmal in voller Rüstung zu zeigen, und die Rechtfertigung der Königin auf **sich** zu nehmen. Ich **kann** Marien nicht lassen, sagte er, ich war der Lehrer ihrer Jugend, von mir sog sie Grundsätze ein, deren Reinigkeit mir zu verfechten obliegt. Auch kennt ihr das Geschlecht, aus dem ich entsprossen bin, an dessen Alterthum die Grafen von Mutina bey weitem nicht reichen, und was meine Waffen betrift, so wußten die Wenden und Preußen von ihnen zu sagen, ehe Julius noch den Degen führen konnte, will **ich** mich also mit ihm messen, so wird er gegen **mich** wohl keine Bedenklichkeiten machen dürfen.

Wie Bischof Adalbert versprochen hatte, so that er, ach so mußte er thun, denn auch der letzte Tag brachte Marien keinen Vertheidiger. Der Holzstoß, auf welchem die unglückliche Königin geopfert werden sollte, war aufgerichtet. Sie selbst ward im Trauergepränge auf eine besondere Bühne gebracht, woselbst

man ihr die Gesellschaft keiner einigen Dame, selbst Luitgardens Gesellschaft nicht gönnen wollte, so sehr dieselbe auch darum bat.

Luitgard, die von ihrem Schlosse zur traurigen Feyer des Polycarpusfests herübergekommen war, mußte nebst ihren Frauen der einsamen Königin gegenüber unter den übrigen Hofdamen Platz nehmen, und der Zufall wollte, daß sie gerade neben Römhild zu stehen kam, mit der sie aber, ungeachtet sie nicht deutlich wußte, wie viel Antheil sie an diesen schrecklichen Dingen hatte, doch wenig Worte wechseln mochte.

Die Richter hatten schon zwey Stunden vergebens geharrt, der Graf von Mutina trabte trotzig in seinen Waffen auf und nieder, er verlachte und schmähte die Königin und ihre Helferin Luitgard, und trieb es so weit, daß Erzbischof Warin und der Herzog von Bayern ihn zur Ehrfurcht gegen das hohe Frauenzimmer ermahnen, und ihm eine willkührliche Buße auflegen mußte.

Wohlan, sagte der übermüthige Graf, wenn ich büßen soll, so erbiete ich mich, um der arragonischen Marie meinen guten Willen zu zeigen, nicht nur **einen**, sondern auch den **andern** ihrer Vertheidiger zu erwarten, so daß, ob der erste von mir gefällt würde, ihre Sache darum noch nicht verlohren seyn, sondern erst

durch den Ausgang des zweyten Kampfes entschieden werden soll.

Mutina sprach dieses mit so unausstehlichem Stolz, daß die Damen nicht daran dachten, sich für das, was Gefälligkeit gegen sie seyn sollte, zu bedanken, doch ward sein Erbieten von den Richtern angenommen, und als unwiderruflich registrirt. Im nehmlichen Augenblick sprengte in die Schranken der gerüstete Adalbert, welchem sein offner Helm und der Schild, der statt aller anderer Waffenbilder die Inful und den Bischofsstab trug, kenntlich machte. Sein außerordentliches Beginnen machte großes Aufsehen, man führte ihn vor die Kampfrichter, welchen seine Beredsamkeit zwar alle Einwendung benahm, so wie auch der bestürzte Graf von Mutina nichts wider ihn aufbringen konnte; aber Bischof Warin und einige andere anwesende geistliche Herren, ergrimmten sehr, und schwuren, daß dem Sohn der Kirche kein anderes als ein stumpfes Rennen erlaubt werden könne, und er demohngeachtet auch durch diese Entheiligung seines Standes der geistlichen Würden verlustig werden, und der Kirche in schwere Buße verfallen könne.

Adalbert blieb standhaft auf seinen Sinn, Mariens Unschuld zu verfechten, ungeachtet er wohl einsah, daß ein stumpfes Speer, das man

nach Rittersbrauch in keiner ernstlichen Sache führen darf, hier auf den Fall, daß er siegte, nichts zum Besten der unglücklichen Königin entscheiden könne.

Er und der Graf von Mutina stellten sich auf gegebenes Zeichen gegen einander, er hielt dem Grafen drey scharfe Stöße aus, aber Julius war zwar ein jüngerer, doch kein minder geübter Held als Adalbert, welcher unter den Büchern schon manchen Waffenvortheil vergessen hatte, der diesem noch im frischen Gedächtniß war. Die vierte Lanze des Grafen von Mutina fällte den streitbaren Bischof; Marie und Luitgard rangen die Hände zum Himmel, Warin, für die Ehre des geistlichen Standes besorgt, gab das Zeichen inne zu halten, und der Kampfplatz füllte sich mit Personen, die sonst diese Stelle nie betraten, sie zogen ihren Mitbruder, den ohnmächtigen Adalbert, unter seinem starken Rosse, das sich sterbend auf ihm wälzte, hervor, und trugen ihn davon.

Während des Getümmels der letzten Scene waren zween Ritter in ganz vergüldeter Rüstung eingeritten, die sich nun bey den Kampfrichtern meldeten, und mit den gewöhnlichen Ceremonien sich zu Vertheidigern der Unschuld erboten, wenn Marie wirklich unschuldig sey.

Wie? fragte Erzbischof Warin, ihr wollt euer Leben an die Vertheidigung einer Sache wagen, an welcher ihr selbst noch zweifelt?

Wir zweifeln, erwiederte der eine von ihnen, als fremde Ritter an einer Sache, die uns nicht völlig bekannt ist, aber wir verlangen keinen andern Beweis für die Gerechtigkeit der Sache, die wir vertheidigen wollen, als die eidliche Erklärung des Fräuleins, die uns zu Rettung der Königin herbey ruft, daß sie selbst hinlängliche Ursach finde, Marien für unschuldig, und ihre Ankläger für Verleumder zu halten.

Man führte sie zu Luitgardens Bühne, welche den Eid mit zitternder Stimme leistete, ihnen Muth und Tapferkeit in einer Sache, wo es auf das Leben einer unglücklichen Dame ankomme, ernstlich anbefahl, und sie mit verneuter Verheißung eines besondern Danks im Fall des Siegs entließ.

Derjenige, welcher unter beyden Rittern der vornehmste zu seyn schien, ungeachtet ihm die Zartheit seiner Statur zu den jüngsten und unansehnlichsten machte, tummelte hierauf sein Pferd, sich dem Grafen von Mutina entgegen zu stellen, aber man sagte ihm, daß ein Ritter, wie dieser, sich gegen keinen Unbekannten wagen würde, und daß es schlechterdings nothwendig sey, sich wenigstens ihm und den

Richtern zu nennen, damit man wisse, ob ihr Stand und ihre Waffen sich mit den seinigen vergleichen dürften. Der erste der beyden Fremden, aus dessen Wesen überhaupt eine sonderbare Hastigkeit und Erbitterung leuchtete, antwortete hierauf mit einem spottenden Gelächter. Derjenige, mit welchem ich mich messen will, rief er, wird sich wahrhaftig nicht erniedrigt finden, doch erbiete ich mich zum Eide auf des Richters Stab, daß Mutina ohne Gefahr seiner Ehre mit mir stechen kann.

Dies wird nach unsern Gesetzen nicht genug seyn, sagte der Erzbischof, ihr müßt euch nennen, und wenn ihr der König selbst wäret, oder euch entfernen.

Der ältere Ritter zog seinen stolzen Gefärthen auf die Seite, und hatte ein langes Gespräch mit ihm, nach welchem dieser sich endlich von ihm losriß, und voller Unmuth aus den Schranken ritt. Es ist meinem Gefärthen unmöglich, sich zu nennen, sagte der Zurückbleibende, indem er sich nochmals den Kampfrichtern nahte; auf meine Bitte hat er mir die Vertheidigung der Königin überlassen, und ich übernehme sie, so wie es hier beliebt wird; ich werde mein bekanntes Angesicht sehen lassen, aber nur euch, werde mich nennen, aber nur euch, ihr Richter, und dir, Graf von Mutina,

dem ich hiermit, meiner Sache gewiß, auf Tod und Leben absage!

Und ists noch zweifelhaft, rief Luitgard, die sich an Olympiens Schulter lehnte, wer beyde sind? — Der Entwichene, der sich nicht nennen darf, um seiner Würde nichts zu vergeben, der König selbst, und der Zurückbleibende, — Graf Erich! O seht seine edle Gestalt, seht das Zeichen seines Helms, den gekrönten Bären, betrachtet selbst die Gelegenheit, bey welcher er sich so rühmlich wagt, und dann sagt mir, ob ihr noch zweifelt.

Sachte, sachte, Fräulein! rief hier Römhild, an welche Luitgard nicht gedacht, und die doch alles sowohl als Olympie verstanden hatte. Ihr seyd sehr verwegen in euren Muthmaßungen. Der König, der Vertheidiger einer untreuen Gemahlin? — Graf Erich aus dem Grabe erstanden, um eine böse Sache zu führen.

O Römhild! versetzte Luitgard, sprecht, wie könnt ihr Erichs Tod behaupten, da er lebend vor euch steht? Seht! seht! wie die Richter, nachdem er sich ihnen genannt hat, ihn des Kampfes fähig erkennen, wie der Graf von Mutina die Würde seines Gegners nicht ferner zu leugnen vermag, Seht! seht! er ist es selbst, seine Gestalt, seine muthigen Geberden, alles, alles ist Erichs und keines Fremden!

Luitgard, hohnlächelte die andere, ihr liebt! die Liebe verblendet euch! Eben die Stelle, die euer eingebildeter Erich dem Grafen von Mutina gegen über einnimmt, beweist, daß er es nicht ist. Erich, der Unbekannte, ist noch lange der Mann nicht, der, wenn er auch lebend hier zugegen wär, sich mit Mariens Ankläger messen dürfte; auf seinem ersten Türnier zu Nimwegen mußten die Kampfrichter die *) Kolben über ihn schwingen, damit die andern Ritter wegen Dunkelheit seiner Geburt sein Schwerd nicht verschmähten!

Luitgard schwieg gekränkt still, und Olympie nahm für sie das Wort. Fräulein, sagte sie zu Römhilden, mit dem ihr eigenen spottenden Tone, ihr vergeßt, daß der Verstorbene, den ihr schmäht, eben derjenige ist, den ihr vor einiger Zeit für euren Bräutigam auszugeben, und um ihn die Trauer zu tragen würdigtet! Wie kann eine solche Verbindung sich mit den Spotten eurer Lästerzunge vertragen?

Römhilds Gesicht glühte vor Zorn oder Beschämung, sie fand keine Antwort, sondern wandte sich zum Herzog von Bayern, der auf der Bühne der Damen zwischen Römhild und

*) Gebrauch, einen Ritter, der wegen seines Adels nicht eben turnierfähig, aber sonst bieder und untadelich war, des Kampfes mit andern edlern Rittern fähig zu machen.

Kunegunden Platz genommen hatte. Das Gespräch mit ihm sollte die Wunde heilen, welche Olympie ihrem Stolz geschlagen hatte, indem sie sie auf einer offenbaren Ungereimtheit ertappte.

Grämt euch nicht, Fräulein, sagte Olympie, indem sie sich tröstend zu Luitgarden wandte. Ich bin mit euch der Meynung, daß dieses Graf Erich ist, und ist er es, so ist die Sache der Königin in guten Händen. Ich bitte euch, glaubt nichts von diesen Dingen, die euch bekümmern können, der Mund, welcher sie aussagt, muß sie euch schon verdächtig machen.

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Halbe Rettung.

Olympiens Tröstungen fanden mehr Eingang bey Luitgarden als Römhilds Schlangenworte, und o was fühlte sie bey immer mehr zunehmender Gewißheit, daß Erich, der Langvermißte, Langherbeygesehnte, ihr jetzt so nah sey! was bey Vorstellung der Heldenthat, welcher er sich jetzt ihr und der Tugend zu Liebe unterzog!

Ihr Kenner des menschlichen Herzens, ihr, die ihr wißt, wie selten die größte Edelthat

des besten Menschen ganz ohne Seitenblicke auf eigenen Nutzen ist, lästert Luitgarden nicht, wenn euch der Gedanke überrascht, daß bey ihrer großmüthigen Verwendung für die Königin, Sehnsucht nach Erich auch ihren Antheil gehabt habe! Sie wußte vielleicht, daß nichts ihn so schnell von den entferntesten Gegenden der Erde zurückbringen könne, als Gelegenheit, sein Schwerd in Sachen der Unschuld zu führen, sie glaubte vielleicht, dies sey der einige Ruf, der ihn ungezweifelt herbeyzaubern mußte, und also auch das einige Mittel, sich von seinem Leben oder Tod zu überzeugen, und eben darum handelte sie gerade so und nicht anders, als sie gehandelt hatte, eben darum wußte sie den Vortheil der Königin so genau mit dem ihrigen zu verbinden. — Wir gestehen, daß dieses nicht allein sehr mögliche, sondern auch sehr wahrscheinliche Dinge sind, ohne darum sie als gewiß einzugestehen, oder wären sie es unsre Heldin tadelnswürdig zu glauben. Luitgard war ein schwaches sterbliches Fräulein, und kein Engel, als eine solche schildern wir sie, und als eine solche bitten wir euch, lieben Leser, sie euch gefallen zu lassen.

Luitgard mochte sich nun der möglichen Bewegungsgründe ihrer Verfahrungsart halb oder ganz bewußt seyn, so triumphirte sie doch in

sich selbst, daß alles so unglaublich nach ihren Wünschen ausgeschlagen sey. Erich ihr so nahe, und Marie durch ihn gerettet! denn daß sie gerettet werden mußte, das war ihr gewiß; wie hätte Erich unterliegen können?

Indessen schien der Sieg doch nicht so ganz ungezweifelt auf seiner Seite zu seyn, als sie wähnte. Das Glück hing geraume Zeit zwischen den beyden Kämpfern in gleicher Wage, ein oder zweymal schien die Schale zu sinken, aber nicht zum Nachtheil des Grafen von Mutina. Luitgard erstaunte. Sie hatte zwar Erichen nur ein einzigesmal fechten sehen, als er sie an den Gränzen von Tyrol aus den Händen der Grafen von Nordheim retten half, aber ihr dünkte doch, seine Streiche wären damals kräftiger gewesen. O wie zitterte sie, als der Graf von Mutina jetzt seinen Bestreiter offenbar zum Weichen zwang, und aus aller Munde der Ausruf ertönte: dies wären ein paar Kämpfer, vielleicht von gleicher Erfahrenheit, aber von ungleicher Stärke! Welche heiße Angstgebete stiegen in diesen fürchterlichen Augenblicken von Luitgarden zum Himmel! Gebete, gewiß nicht allein für Mariens Bestes, sondern für ein Leben, das ihr noch ungleich mehr am Herzen lag!

Luitgards Seele schien in ihre Augen geflohen, kaum noch athmend, fast übermocht von

dem ihr hörbaren Klopfen ihres Herzens, verschlang sie das zweifelhafte Schauspiel mit einem einigen großen Blicke; aber nicht lange blieb es mehr zweifelhaft. Luitgards Erich hörte das Urtheil, das man unter den Zuschauern über ihn fällte, er las etwas ähnliches in den Augen seiner Dame, zu welcher er zuweilen schüchtern aufblickte, und schnell nahm er alle seine Kräfte in einen einigen Schwerdstreich zusammen, um seine Ehre zu retten. Er drang mächtig in seinen Feind; hier quollen unter seinen Hieben Funken, dort Blutströme aus Mutinas Harnisch hervor. Sein Pferd strauchelte; Mariens Vertheidiger faßte ihn mit starkem Arm um den Leib, und riß ihn herab. Schnell sprang er ihm nach, wand ihm das Schwerd aus den Fäusten, und schmetterte ihm den Helm von der Stirne. Sein Fuß stand auf seiner Brust, seine Linke faßte seine Schulter, und die Rechte mit dem Schwerd berührte seine Kehle. Da erhub sich eine allgemeine gewaltige Stimme unter der versammelten Menge: Gott hat gerichtet! Marie von Arragonien ist unschuldig, denn ihr Ritter hat gesiegt!

Schon wollte der Ueberwinder, wie wohl billig gewesen wär, dem gedemüthigten Frevler die Geheimnisse seiner Bosheit unter Bedrohung des Todes abzwingen, aber man hütete sich, es

so weit kommen zu lassen. Römhild hatte gesorgt, daß der sogenannte *) Damen=Ritter nicht weit war; sein Friedensfähnlein berührte den Gefällten, und machte dadurch weitere Gewaltthat unmöglich. Der Sieger beschwerte sich dieses Eingriffs in seine Rechte bey einem Kampfe, der auf Tod und Leben unternommen worden war, und behauptete, wie uns dünkt, mit vieler Wahrheit, daß ihm, im Fall das Loos anders gefallen wär, schwerlich gleiche Gunst wiederfahren seyn würde. Die Richter bezeichneten durch den Schlag des silbernen Hammers, daß sie der friedlichen Meynung der Damen beypflichteten, und der Obsieger hatte kaum noch Zeit, dem niedergetretenen Mutina das nochmalige Geständniß seiner Ueberwindung, und der durch ihn geschehenen Rettung der Königin abzunöthigen, als man schon kam, den, der billig seines Obsiegers Gefangner gewesen wär, seinen Händen zu entreißen.

Ihr Richter, sagte der Sieger, der sich jetzt der Bühne nahte, wo die Kampfkönige

saßen,

*) Um den Gewaltthätigkeiten schnell Einhalt zu thun, und besonders die Lieblinge der Damen retten zu können, hielt allezeit unter der Bühne des Frauenzimmers ein Ritter, der Damenritter genannt, der an seinem Speer einen köstlichen Schleyer trug, mit demselben auf den ersten Wink, den er von seiner Gebieterin erhielt, denjenigen zu schützen, den sie geschützt haben wollten.

saßen, ich finde mich nicht in die Rechte eures Landes! Mein Ueberwundner wird mir widerrechtlich entrissen, ehe ich ihm das Bekenntniß von der Unschuld seiner Beklagten abnöthigen konnte, und anstatt des Beyfall gebührenden Zurufs für die Rettung einer fälschlich verklagten Königin, bekomme ich düsteres Stillschweigen zum Lohn? Doch ich stehe hier nicht, mit euch hierüber zu rechten; ich fordre die, welche ich mit dem Schwerd erworben habe, von euch, sie in die Arme ihres Gemahls zu führen, an dessen Stelle ich hier die Gerechtigkeit handhabte.

Höret zuvor, ehe wir weiter schreiten, sagte mit gelassener Stimme der Erzbischof, was auf solchen Fall, als sich jetzt ereignet, des heiligen Vaters Wille ist. — Ein großes päbstliches Schreiben ward hierauf öffentlich zu Anerkennung der Aechtheit vorgezeigt, und dann aus demselben weitläuftig verlesen, was wir unsern Lesern nur in der Kürze liefern: Wie Gregor der fünfte, sein Urtheil zwar dem Urtheil Gottes unterwerfe; und dafern dieser zugeben könne, daß Marie von Arragonien durch das Schwerd gerechtfertiget würde, die Beklagte des Flammentodes frey spreche, nichts desto weniger aber sie nicht für fähig erkennen könne, inskünftige den Namen einer Königin oder

Kaiserin des deutschen Reichs zu führen, und als Gemahlin an Ottos Seite zu leben, oder seinem Thron Erben zu geben, weil zu solcher Ehe eine ganz reine, nie im Zweifel gezogene Tugend gehöre, die, sie möge nun aller wirklichen Verbrechen noch so frey seyn, doch bey ihr nicht mehr zu finden wäre. Die höchste Gnade, die ihr zunächst der Lebensfristung wiederfahren könne, bestehe in lebenslänglicher, standsmäßiger Versorgung auf einem Schlosse, in den apeninischen Gebürgen, wohin sie so viel von ihren Damen mit sich nehmen könne, als ihr freywillig folgen wollten, und wobey sie sich sicheres Geleites und strenger Beobachtung von Treu und Glauben zu versehen habe.

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Züge eines schwachen Charakters.

Das war also alles, was man für die unglückliche Marie gewonnen hatte. Für sie indessen, die noch vor einer Stunde dem fürchterlichsten Tode entgegen gesehen hatte, immer genug. Ihr Herz war des Danks und der Freude so voll, daß sie kaum zu ahnden schien, daß sie noch mehr hätte verlangen können. Man

kam sie von ihrer Bühne zu holen. Sie ward vor den Bischof gestellt, der ihr die Hand auflegte, und ihr den Segen und eine lange Ermahnung gab, die er sich hätte ersparen können, da sie von der noch halb ihrer Sinnen beraubten Königin wenig beachtet ward. Die Prinzessin von Lohtringen war die erste und einige, die ihr, nachdem sie von Warins lästiger Rede befreyt war, die Arme entgegenbreitete. Luitgard ward von Unwillen auf ihrer Stelle fest gehalten, daß sie so wenig für diejenige, welcher sie das beste Glück gönnte, ausgerichtet hatte, und von den andern Damen regte sich auch nicht eine, ihrer ehemaligen Gebieterin ihre Schuldigkeit zu bezeigen. Kunegunde ließ ihre Freundin mit vielen, wohl gutgemeynten Lehren und Vorstellungen aus ihren Armen, versprach, sie in ihrer Einsamkeit fleißig zu besuchen, und überließ sie dann den Leuten des Erzbischofs und der veronesischen Besatzung, welche den Auftrag hatte, sich gleich mit ihr auf den Weg nach dem Ort ihrer Bestimmung zu begeben.

Die halb trauernde halb erfreute Königin sah sich allein unter Männern, im Begriff, eine Reise nach einem Orte anzutreten, wo sie noch nicht wußte, ob sie bessere Gesellschaft fin-

den würde. Sie stutzte und sah ängstlich um sich her. Wie bin ich so einsam! rief sie mit zusammengeschlagenen Händen. Ist dies die Art eine Unschuldigerkannte zu entlassen? Ich bin ja nicht mehr gefangen, nicht mehr der Rechte meines Standes beraubt! wo ist mein großes Gefolge von Frauen? Wo seyd ihr, meine Freundinnen und Gespielinnen? Will keine mir folgen? — Sehet, es ist euch ja erlaubt, ihr dürft euch meiner ja nicht mehr schämen? Habt ihr ganz vergessen, was ihr eurer ehemaligen Königin schuldig seyd?

Marie ward sehr gedemüthigt, denn auch nicht eine einige ihrer vormaligen Schmeichlerinnen erhub sich, oder eröffnete den Mund zur Antwort. Römhild! Römhild! rief Marie, auch du verlässest mich? Wo sind deine Schwüre, daß nichts als der Tod uns trennen solle? — Aber Römhild antwortete nicht, sie war in einem viel zu tiefen Gespräch mit dem Herzog von Bayern, und dem Damen-Ritter begriffen, um auf die klagende Stimme ihrer königlichen Freundinn hören zu können. Die Leser würden erstaunen, wenn sie wüßten, daß dieser Damen-Ritter kein anderer war, als der Jüngling, dessen verkleideter Aufenthalt in Mariens Frauenzimmer dieser unglücklichen Königin das Todesurtheil gebracht hatte. Wo war

hier Gerechtigkeit, wo gleiches Maas dessen, was einem jeden gebührte! Er ging frey, unangesprochen, und durch eine vorzügliche Rolle ausgezeichnet umher, indessen sie mit Mühe der Todesstrafe entronnen war; er hätte das Urtheil eines grausamern Todes verdient als sie, wären die Beschuldigungen ihrer Feinde Wahrheit gewesen, und durch die Gelindigkeit gegen ihn, gaben sie ein sehr unverdächtiges Zeugniß, daß die ganze Sache eine Mummerey gewesen sey, bey welcher es nur auf die Beschuldigung und den Untergang einer Person ankam.

Weinend ergriff die unglückliche Königin, deren Stimme niemand hörte, den Arm des Anführers ihrer Begleiter, sich zu den fertig stehenden Pferden zu begeben, da hörte sie hinter sich den Schall weiblichen Fußtritts. — O ja! rief sie, noch halb geblendet durch ihre Thränen, du bists, meine Römhild! ich wußte, daß du mich nicht verlassen konntest, daß du mir gern in Elend und Tod folgtest. Sie blieb stehen, die Kommende zu erwarten, aber nicht Römhild, Luitgard war es, die sich in ihre Arme stürzte. Marie wollte danken, ihre Worte wurden Thränen, Luitgard wollte trösten, auch sie war zum Sprechen zu bewegt, so lagen beyde Damen einander in den Armen und gaben der glänzen-

den Versammlung ein Schauspiel, das zu beschämend war, um lang ausgehalten zu werden; man stand schnell auf, sich zu entfernen, und der Erzbischof, der bisher unbeweglich auf die Vorstellungen von Mariens Retter und auf seine Bitten nicht gehört hatte, sie wenigstens mit seinen Leuten nach ihrem Schlosse begleiten zu dürfen, gab schnell seine Einwilligung, um nur bald den andern folgen zu können.

Marie war nicht mehr beschämt, so von allen verlassen zu werden, da Marggraf Eccards Tochter ihr folgte; und diese, ohne stolz zu seyn auf das, was sie gethan hatte, oder es für was großes zu achten, daß sie unter hunderten allein edel handelte, fühlte doch im innersten ihres Herzens jenes unnennbare süsse Wohlbehagen, mit welchem die Tugend ihren Freunden in der Stille lohnt.

Marie und Luitgard wechselten wenig Worte, aber herzlich war das, was sie einander sagten, das Unglück hatte die Königin derjenigen näher gebracht, welche zuvor von ihr verkannt und verlassen worden war, und Luitgard glaubte zu merken, daß eben dieses ausgestandne Unglück den Keim besserer Gesinnungen in ihr entwickelt hatte, als sich zuvor bey

ihr kaum vermuthen ließen. — Die Damen zogen mit ihren Begleitern langsam den Weg, den man sie führte. Der Ritter, welcher die Königin gerettet hatte, gesellte sich erst spät zu ihnen, ungeachtet ihm die augenblickliche Nachfolge erlaubt worden war.

Seine Begünstigung der Königin war kurz, schnell flog er zu ihrer schönen Begleiterin, der er sich zu Füssen warf, und von allen, was er ihr mochte sagen wollen, nichts als ihren Namen vorbringen konnte. Luitgard fand in seinem Betragen die Gewißheit, Erich liege zu zu ihren Füssen. Wo seyd ihr so lang geblieben, mein Ritter, fragte sie, indem sie ihm zärtlich die Hand reichte? Er sagte, er habe Geschäfte bey seinem Gefärthen gehabt, welcher zuerst den Kampf für die Beklagte hatte übernehmen wollen, und von der Nothwendigkeit, sich zu nennen, abgeschreckt, die Schranken verlassen hatte. Es war nöthig, fuhr Luitgards und Mariens Begleiter fort, ihm Nachricht von dem Ausgang einer Sache zu geben, die ihm so sehr am Herzen lag.

O Ritter! rief Marie, sagt nicht, daß mein Wohl und Wehe irgend jemand am Herzen liege außer euch, und dieser treuen Freundin. Gott! was habt ihr beyde für mich gethan! Ihr seyd die einigen Wesen, die für mich im

ganzen Weltall ein Daseyn haben, außer euch ist die ganze Schöpfung tod für mich. Auch wüßte ich nicht, daß ich wünschte, daß sich sonst irgend ein Geschöpf um mich bekümmern möchte. Auch der Einige, von welchem ich allenfalls Nachfrage hätte erwarten dürfen, ob ich schuldig oder unschuldig sey, hat mich ja verlassen, und meinen Feinden ungehört Preis gegeben.

Sagt das nicht, Königin, dieser Eine war euch vielleicht näher als ihr dachtet, war im Begriff, das Schwerd zu eurer Vertheidigung zu führen, da man von allen Seiten mit Klagen und Beschuldigungen wider euch auf ihn einstürmte.

Wie? Otto? Otto hätte dies gethan? Otto wär der gewesen, der meinen Feinden zuerst die Stirne bot? — Doch er floh zaghaft! Er schämte sich, seinen Namen zu nennen, schämte sich, mir die Ehre zu geben, daß mein eigner Gemahl mein Vertheidiger gewesen wär! O welcher Triumpf für mich würde dies gewesen seyn! Gott! daß er mir entrissen wurde!

Könige, gnädige Frau, können nicht immer handeln wie sie wollen, sie müssen oft dem Wohlstande große Opfer bringen, Otto, zu jung, um, ungeachtet er jetzt den Kaisernamen führt, schon unumschränkter Herr seiner Handlungen

zu seyn, auch ist sein Arm zwar tapfer, aber noch schwach; der meinige ist um sechs Jahr älter, und konnte also eure Sache mit mehrerer Sicherheit vertheidigen.

Aber wo ist, wo ist Otto gegenwärtig?

Darf ich euch sagen, daß er nahe ist? daß er von mir den Ort eures künftigen Aufenthalts erfahren hat, und euch bald in eurer Einsamkeit besuchen wird, um ein Band wieder anzuknüpfen, welches ihm durch die Mühe, die man sich giebt, es zu zerreißen, nur desto theurer wird? Glückt sein gemachter Plan, so werdet ihr ihn in den ersten Stunden nach geendigter Reise sehen.

Mariens Entzücken über die tröstenden Worte ihres Ritters auszusprechen, würde eine vergebene Bemühung seyn. Sie war unerschöpflich in ihren Danksagungen gegen die Urheber ihres Glücks, unerschöpflich in jugendlichen schwärmerischen Planen für die Erneurung ihres Glücks und die Demüthigung ihrer Feinde. Marie war noch nicht sechzehn Jahr, zwar hatte sie das Unglück einige Jahr älter gemacht, aber die Zeit froher Phantasien war noch nicht für sie vorbey, auch hatte sie noch nicht Erfahrung genug, um zu argwohnen, wie wenig ihre Luftgebäude im Stande waren den Stürmen zu trotzen.

Marie ward zu laut in ihrer Freude, Luitgard und der Ritter suchten ihre unvorsichtigen Aeußerungen dem Ohr ihrer Begleiter zu entreißen, sie trennten sich nebst ihr von ihrem Gefolge, und machten den größten Theil des Weges einsam, doch so, daß sie jeden Verdacht vermieden; eine höchst angenehme Reise! drey junge Personen, alle noch in der Zeit der blühenden Hoffnung, voll Hochgefühls überstandner Leiden, voll Ahndungen der schönsten Scenen in der Zukunft, zweye von ihnen unaussprechlich selig durch den bloßen Gedanken, demjenigen nahe zu seyn, was sie auf der Welt am meisten liebten, die dritte voll naher Erwartung eines ähnlichen Glücks. Kein Wunder, wenn ihnen die Reise so kurz dünkte, daß selbst die Sage vergessen hat, ihre Dauer aufzuzeichnen, und nur so viel meldet, daß sie endlich in dem Thal anlangten, wo die Burg, welche der Königin ins künftige zum Aufenthalt dienen sollte, sich auf einen kleinen Hügel erhub, so wenig ein lockender Gegenstand für ihre künftige Bewohnerin, als die Gegend, in welche sie der Eigensinn irgend eines Menschenfeindes gepflanzt hatte. Ein enges unfruchtbares Thal mit himmelhohen Gebürgen umgeben, voll saußender Bergströme, die sich von steilen Felsenklippen in Abgründe stürzten, und von Menschen so

verlassen als von den Thieren, die dem Auge schmeicheln, oder Freunde der Geselligkeit sind; denn der Aar in seinem Felsenneste, der in den niedern Regionen fast niemals sichtbar ward, oder die fliehenden Gemsen auf ihren Klippen waren zu ferne Gegenstände, um der öden Landschaft etwas von ihrer Einsamkeit zu benehmen.

Die Königin, ganz durch ihre Phantasie beseligt, fühlte das nicht, sie dachte sich diese Gegenden, wie sie sie mit Otto durchwallen würde, und sorgte schon, er würde sie zu früh zum Glanze des Throns zurück führen, und dadurch den romantischen Bildern, die sie sich schuf, zu viel von ihrer Dauer abkürzen. Eitler Wahn! Bilder, die selbst in der fruchtbaren Phantasie, die sie schuf, schnell mit schwarzen Ideen wechselten! – Eifersucht, plötzlich entstandene Eifersucht, hies der Dämon, der die Königin auf einmal zu beunruhigen begunnte; Vorstellungen, gleichsam aas der Luft gegriffen, trübten ihre Heiterkeit. Die Namen Luitgard und Otto, die sie sich von ohngefähr zusammen dachte, waren es, die diesen seltsamen Sturm in ihrer schwachen Seele erregten.

Marie war einige Zeit still und in Gedanken vertieft, neben ihren Begleitern dahin gezogen, auch der Ritter und das Fräulein schwjegen, so viel sie sich auch zu sagen haben

mochten. Das Schloß, das Ziel ihrer Reise, lag ganz nahe vor ihnen, die Gewaffneten, welche sie die ganze Zelt über nur in der Ferne begleitet hatten, spornten jetzt ihre Rosse an, um ihnen näher zu kommen, und waren nun dicht hinter ihnen. Laßt uns absteigen, meine Freunde, sagte die Königin zu ihren beyden Freunden, und den kurzen Weg vollends zu Fuße machen, unsere Pferde bleiben bey unserer Bedeckung im Gebüsch, welche das, was ich euch beyden noch zu sagen habe, nicht zu hören braucht. Ich muß mich von euch trennen, ihr Lieben, trennen auch von dir, meine Lebensretterin! Schwester! Freundin meines Herzens! liebe, mehr als liebe Luitgard!

Trennen von euch, Gnädige Frau? rief das bestürzte Fräulein, welche Marien ihre Umarmung feurig zurückgab. Erhielt ich darum die Erlaubniß, euch zu folgen, um nun so schnell zurückgewiesen zu werden.

Nicht zurückgewiesen, Fräulein, eure Gesellschaft würde mir Freude seyn, aber warum wolltet ihr euch mir zu Liebe in dieses öde Schloß einschliessen, da ich — da ich —

Da ihr mich entbehren könnt? — Glaubt das nicht, meine Königin, ihr wißt nicht, wie ihr es dort treffen werdet, ihr könntet ohne

die Gesellschaft einer treuen Freundin euch vielleicht dort sehr verlassen fühlen.

Wo Otto mich zu finden weis, Luitgard, da werde ich nicht verlassen seyn. Sagtet ihr nicht, Ritter, daß ich meinen Gemahl vielleicht in den ersten Stunden meines hiesigen Aufenthalts sehen würde?

Sehr wahrscheinlich! er dachte durch einen kürzern Gebürgweg hier ehe als wir einzutreffen, und mit euch, da er noch aus Furcht vor denen, welche über seine Handlungen wachen, verborgen handeln muß, in der Stille Maaßregeln zur Wiedervereinigung zu nehmen. Aber Wahrscheinlichkeit ist noch nicht Gewißheit! Euer Gemahl ist auf seiner Reise vielleicht Verhinderungen ausgesetzt gewesen, die wir nicht erfahren haben, ihr könntet ihn auch vielleicht nicht finden, und bedenkt, wie unglücklich euch denn die erste Fehlschlagung machen würde, wenn sie euch ohne Trösterin fände!

Und bedenkt, setzte Luitgard hinzu, daß euer Gemahl nicht immer um euch seyn wird, daß ihr ihn nach der gegenwärtigen Lage der Sache nur verstohlen werdet sehen können; wer wird denn in euren leeren Stunden eure Gesellschafterin, wer zwischen euch und Otto bey zweifelhaften Fällen Unterhändlerin und Vertraute seyn? —

Mariens Gesicht färbte sich mit hoher Röthe, wenn sie sich die schöne, die dem jungen Kaiser ehemals bestimmte Luitgard als Unterhändlerin zwischen ihm und einer verstoßenen, verleumdeten Gemahlin dachte. Hätte Luitgard nicht ein so ganz himmlisches Herz gehabt, sie hätte in diesen Zügen zusammengenommen mit ihrer seltsamen Verabschiedung Eifersucht lauschen sehen, aber sie sah nichts als übertriebene Bedenklichkeiten, ihre freundschaftlichen Anerbietungen nicht mißzubrauchen. Sie hielt an mit Bitten, und die Königin mit Weigern. Der Ritter trat Luitgarden bey, er stellte Marien vor, wie die Gegenwart treuer Freunde an einem Orte, wo sie noch nicht wußte, wie man es mit ihr meynte, höchst nöthig sey, wie er selbst nicht aus dieser Gegend weichen würde, bis er hoffen könne, daß ihr Glück fest genug gegründet sey, um alle Besorgnisse unnöthig zu machen, und, wie er hoffe, durch Luitgarden täglich Nachricht zu erhalten, was zunächst bey ihrer Person vorging, und was man zu ihrem Besten thun könnte; — aber sie blieb unbeweglich.

Nein, sagte sie, ich kann nicht dulden, daß ihr beyde, die ihr so viel für mich gethan habt, euch ganz meinem Glück aufopfert. Ziehet hin, meine Freunde! den Rest der Unan-

nehmlichkeiten, der mir etwa noch beschieden ist, sollt ihr nicht mit mir theilen, aber im Glanz des Throns sehen wir uns wieder, bis dahin kann es nicht lange mehr seyn, da Otto seine Marie noch liebt, und da, wie Luitgard mich versichert, auch die Kaiserin Adelheit es redlich mit mir meynt. Euch, Ritter befehle ich meine Freundin; bringt sie sicher auf ihr Schloß, und wenn ihr ja nicht anders wollt, so kommt denn wieder, meinem Gemahl, eurem Freunde, seine Anschläge ausführen zu helfen. Ziehet hin ihr Lieben, und o daß meine Wünsche statt finden möchten! daß die Vorsicht das, was ihr an einer verlassenen Königin thatet, auf die Art belohnen möchte, wie ich im Sinn habe.

Und wie? fragte der neugierige Ritter, der wahrscheinlich aus Mariens Blicken schon ganz genau errieth, was sie sagen wollte?

Möchtet ihr eins für das andere leben! rief Marie, indem sie beyder Hände in die ihrigen zusammen fügte, das größte Glück, das ich einem so wohl als dem andern wünschen kann! — Luitgard war sehr bewegt, sie schlang ihren Arm um Mariens Nacken, und ließ dem Ritter ihre Hand, von welcher er einen leisen Druck bemerkte, und die er knieend küßte.

Geht, geht, meine Freunde, rief hier Marie, die sich von Luitgarden losriß, und die-

ser Scene ein Ende machen wollte, weil sie eben einen einzelnen Reuter (den sie für den König hielt), queer über Feld nach dem Schlosse zusprengen sah, geht, und wenn ihr auf einer einsamen Reise das, was ich wünsche, richtig macht, so denkt, daß ich euch die erste Idee dazu in den Sinn brachte.

Die erste Idee? sagten der Ritter und das Fräulein heimlich lachend zu sich selbst; — doch sie liessen der guten Königin ihren Wahn, und — trennten sich von ihr, weil sie in ihren Bitten um Entfernung immer dringender ward.

Sieben und dreißigstes Kapitel.

Betrogen.

So hatte denn Marie aus einem seltsamen Einfall, dergleichen in ihrer schwachen Seele nichts seltnes waren, und die immer nur gar zu bereitwillig gehört wurden, ihre beyden Schutzengel von sich getrieben, die sie nur gar zu bald schmerzhaft vermissen sollte.

Der Ritter und das Fräulein traten den Rückweg an, beyde bestürzt über Mariens Entschluß,

schluß, und beyde in noch einer andern Verlegenheit, die bey dem ersten weniger zu entschuldigen war, als bey der andern. Daß Luitgard ein wenig bestürzt war, daß Marie ihr ihre Wünsche in Ansehung des Ritters so gleichsam aus dem Herzen gestohlen hatte, und daß ihre Beypflichtung derselben von ihr so schlecht verborgen worden war, das dünkt uns, die wir Mädchensinn kennen, nicht gar zu sonderbar, aber daß der Ritter, der durch Mariens Vorschlag, durch Luitgards Stillschweigen, durch den Druck ihrer Hand so hochbegünstigte Ritter keine Worte zu finden wußte, sein Glück weiter fortzusetzen und gewisser zu machen, das würde uns unbegreiflich seyn, wenn wir nicht diesen Mann und seine Weise kennten. — Lang ritten beyde ziemlich weit entfernt und stillschweigend neben einander daher, bis ein enger Weg sie näher zusammen brachte, und einige zufällige unbedeutende Dinge ein Gespräch einleiteten, das für Liebende wohl hätte intereßanter seyn können. Es fiel endlich auf die Königin, und der Ritter erklärte, daß ihm ihr letztes Betragen äußerst seltsam vorgekommen sey.

Auch mir, erwiederte Luitgard, sie schien ganz sich selbst vergessen zu haben, ganz außer sich zu seyn.

Euch so zu verabschieden, fuhr er fort, war das nicht ein wenig Undankbarkeit?

Redet davon nicht, Ritter! War sie undankbar, so war sie es gegen euch. Der Name desjenigen, der ihr einen so wesentlichen Dienst erzeigte, hätte doch wohl ihre Neugier erregen können, aber hat sie auch nur das geringste Verlangen bezeigt, ihn zu wissen? hat sie euch nur einmal gebeten, euer Visir zu öffnen, um euer Gesicht zu sehen, oder mich gefragt, wer ihr wohl seyn möchtet.

Euch gefragt, Fräulein? Sollte es wirklich, wirklich möglich seyn, womit ich mir in einigen Augenblicken geschmeichelt habe, daß euch der Umriß meiner Gestalt im Gedächtniß geblieben wär, und daß ihr mich in dieser eisernen Hülle, die ich nicht ungefordert in eurer Gegenwart ablegen wollte, wieder erkannt hättet?

Alte Freunde, erwiederte die erröthende Luitgard, verkennt man nicht so leicht.

Alte Freunde? wiederholte der Ritter, der jetzt in der Hülle der einbrechenden Dämmerung so kühn ward, ihre Hand an sein Herz zu drücken. Ja wohl ein alter Freund der schönen Luitgard bin ich! Der Himmel verleihe mir bald einen süssern Namen!

Und, fuhr Luitgard fort, die ihm ihre Hand schüchtern entzog, hätte euch auch eure

Gestalt nicht verrathen, die durch die Rüstung immer sehr entstellt wird, so hätte doch euer Helmzeichen nicht trügen können.

Auch dieses ist täuschend, Fräulein, ich habe es mit andern gemein, mit welchen ich mich zu einem gemeinschaftlichen *) Ritterbunde zähle. Laßt mir doch lieber den süssen Wahn, daß ein gewisses Etwas in eurem Herzen für mich sprach, und euch euren alten Freund kenntlich machte.

Luitgard schwieg, und duldete ihre Hand völlig in der seinigen.

O Gott, fuhr er fort, wenn dieses möglich wär, dann wär ich ja glücklicher als ich jemals hoffen konnte. Der Einwilligung eures Vaters war ich längst gewiß, aber der eurigen?

Wie? schrie Luitgard, mit einem Tone, welcher mehr Freude als Erstaunen verrieth, Marggraf Eccard? — Doch was will ich sagen? — Kein Wunder, wenn er den Helden schätzt, der seiner Tochter so viel gutes that.

*) In spätern Zeiten gab es viel solche Ritterbündnisse, bey welchen die Einverleibten einander durch übereinstimmende Helmzeichen kenntlich wurden, der Löwen- Adler- und Falkenbund im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderte waren von dieser Art, doch ists nicht unwahrscheinlich, daß es auch früher dergleichen Gesellschaften gegeben habe.

Fräulein? Was that ich euch, das der Achtung werth sey?

Rettetet ihr mich nicht aus den Händen der Grafen von Nordheim?

Ich nicht allein, ein anderer that viel dabey, mit dem ich ungern euren Dank theilen möchte!

Aber ich bitte euch, rief Luitgard, die ihrer unschuldigen Zuneigung nicht länger Zwang anthun konnte, wo wart ihr doch so lange? Warum mußte euch erst Mariens Noth aus weiter Ferne herbeyrufen?

Ich war nie so gar fern, meine weiteste Reise ging jetzt vor einigen Monaten mit dem Könige nach Rom! —

Der König liebt euch, ich weis es, und kann euch ungern missen, ich konnte wohl denken, daß er euch nicht würde den weiten Weg nach Dännemark machen lassen.

In Dännemark war ich nie. All die Zeit über, da ich nicht beym Könige war, in dessen Gunst ich in der That nur einen einigen von mir unbeneideten Nebenbuhler kenne, umschwebte ich euer Schloß. Ich wußte, daß ihr dort von den heimlichen Nachstellungen der Grafen von Nordheim nicht so sicher waret, als ihr zu glauben schient. Meine Leute lagen immer in der Nähe, jeden Anschlag zu verei-

teln, der auf euch gemacht wurde, und mir das Vergnügen zu sichern, euch zuweilen am Ufer des Gardasees sitzen und angeln zu sehen.

Himmel, so nahe waret ihr, und konntet euch mir verbergen? o wüßtet ihr, wie oft ich dort um euch geweint habe!

Um mich geweint? Himmel hätte ich je hoffen können —

Nicht doch, nicht geweint, ich weis nicht, was ich sage.

O nein, Fräulein, so nimmt man seine Worte nicht zurück! Sprecht, wozu die Zurückhaltung gegen einen Menschen, den eigene Zuneigung sowohl, als der Wille eures Vaters zu dem eurigen macht! Gestehet, bitte ich, gestehet, daß ich nicht unbelohnt liebe!

Luitgard, ganz uneingedenk, wie sehr sie sich verrathen hatte, fand sich ein wenig über die Zudringlichkeit des Ritters beleidigt, und suchte ihn durch Stillschweigen und Zurückhaltung zu strafen.

Er ward abgeschreckt, und wagte erst nach mehrern Minuten die Erneuerung eines Gesprächs, das ihm so wichtig war.

Luitgard, sagte er, handelt nicht grausam gegen mich, und wenn ihr mir jene süssen Worte ableugnen wollt, so leugnet mir wenigstens

nicht die Forderung ab, die ich noch an euch zu thun habe.

Welche?

Der Retter der Königin war zu Empfahung eines besondern Danks an euch verwiesen, den ich noch nicht erhalten habe.

O verzeihet meine Vergessenheit! rief Luitgard, indem sie eine dreyfache Perlenschnur von ihrem Nacken los machte. Hier dieses Kleinod war dem Helden bestimmt, der das leistete, was ihr geleistet habt, und was euren Werth so unendlich in meinen Augen erhöht.

Nichts mehr als dieses, Fräulein? Ich hoffte auf Gewährung einer freyen Bitte!

Verschmäht mein Geschenk nicht, das euch nicht die Hoffnung auf die Erfüllung mehrerer Bitten verschließt, es ist köstlich, niemand kann seinen Werth besser kennen als ihr, aus dessen Hand ich es erhielt.

Aus meiner Hand, schöne Luitgard? Ich erinnere mich nie, daß ich so glücklich war, euch etwas — —

Im Namen der Kaiserin brachtet ihr es, sie ließ mir durch euch sagen, es sey die nehmliche Perlenschnur, welche —

Fräulein, ihr seyd irrig, nie war Werner von Bernburg so glücklich — —

Werner von Bernburg? wiederholte Luitgard, mit halb erloschner Stimme, indeß dieser seinen Helm abnahm, und ihr beym Schimmer des aufgehenden Mondes ein Gesicht zeigte, welches sie wahrhaftig hier nicht zu sehen vermuthet hatte.

Acht und dreyßigstes Kapitel.

Brudertreue.

Was mußte Luitgard fühlen, die sich all die Zeit über an der Seite des geliebten Erichs geglaubt hatte, sich nun auf einmal neben Wernern zu sehen, gegen den sie nichts fühlte, als kalte Schwesterliebe? Nach allen Umständen, die bey beyden so seltsam übereinstimmten, zusammengenommen mit den Täuschungen ihrer eigenen verblendeten Phantasie, hatte sie einen mit dem andern verwechseln **müssen**. Ihr Herz hatte ihr hier den arglistigsten Streich gespielt, der sich denken läßt; ach niemand glaube mehr an Sympathie und geheime Ahndungen, da Luitgard durch dieselben so schmerzlich hintergangen wurde!

Voll sprachloses Entsetzens stand sie dem Ritter gegen über, dem der helle Vollmond, der

ihr ins Gesicht schien, ihre ganze Verwirrung sichtbar machte.

Also ihr kanntet mich nicht? rief er mit bekümmertem Ton, ob ihr mich gleich zu kennen glaubtet, und mich, Gott weis, für welchen Glücklichern hieltet? und da ihr mich nun kennt, so habt ihr kein Wort, keine Sylbe für den, der sich vor einer Minute noch für den Beneidenswerthesten von der Welt halten mußte?

Werner! mein Bruder, Werner! stammelte die beschämte Luitgard, indem sie seine Hand ergriff, wie sollte ich mich nicht eurer freuen.

Bruder Werner? — und das so kalt? —

Nicht kalt! wie könnte ich kalt gegen Mariens heldenmüthigen Befreyer, gegen meinen Schützer wider die Grafen von Nordheim seyn?

Aber lieber wär es euch doch, wenn all dieses nicht Werner, sondern ein anderer gethan hätte?

Luitgard schwieg. Römhild an ihrer Stelle würde nicht geschwiegen, würde bald einen Ausweg gefunden haben, der ihr alle Beschämung, die sie jetzt fühlte, erspart hätte.

O kennte ich ihn nur, diesen Glücklichen! fuhr Werner fort, die schwerste Probe der Liebe, das Geliebte einem andern zu überlassen, sollte mir nicht zu schwer seyn. Ihn aufsu=

chen wollte ich, euch seinen Armen überliefern, und dann sterben!

Luitgard fühlte Thränen aus ihren Augen quellen.

Trauret nicht, theures Fräulein, rief der bekümmerte Werner, dessen Herz von ihrer Unruhe durchbort wurde, trauret nicht. Vergesset alles was ich euch gesagt habe, vergesset meine heut zum erstenmal gestandne Liebe, die Hoffnungen, die ihr mir machtet, und die Einwilligung eures Vaters! — Gebietet nur, was ich thun soll, euch zu beruhigen, und ich opfre mein Leben auf, es auszuführen! — Ihr schweiget? — Könnte ich nur rathen, für wen ihr mich halten mochtet! — Ich würde auf Erichen rathen, aber Gott verhüte, daß ich recht habe; denn wäret ihr in der That unglücklich!

Liebt Erich eine andre? Fragte die unschuldige Luitgard.

Er liebte Römhild, aber ich hoffe, er hat diese unedle Liebe aufgegeben!

O Gott, schrie das Fräulein mit gerungenen Händen, also ists doch wahr, wessen sie sich rühmte? nichts fehlt, um mich vollkommen elend zu machen, als zu hören, daß auch der andere Theil ihrer Worte nicht falsch sey, daß Erich tod ist! — Ihr schweigt? o redet, mein

Bruder! Ohne Zweifel ist euch alles bekannt, euren Worten werde ich trauen, und wenn ich alle Welt falsch und lügnerisch erfunden hätte!

Fräulein, stammelte Werner, traut meinen Worten nicht, sie gründen sich auf blose Gerüchte, denn es ist lang, daß sie die einige Quelle meiner Nachrichten von Erich waren.

Und was sagen sie! Glaubt, daß ich gefaßt bin, alles zu hören.

Erich ward von der Kaiserin Theophanie nach Dännemark geschickt; ihr Befehl band ihn an den Willen des dasigen Königs. Durch Ruhmbegierde und Kriegsthaten hielt man den jungen Helden so lang fest, als er abwesend ist, bis sein letzter Zug wider die Reußen, und ein Sieg, wie er wohl noch nie wider dieses wilde Volk erfochten worden seyn mag, ihm das Leben kostete.

Wahr! Wort für Wort wahr, wie Römhild sagte! sprach Luitgard mit kaum hörbarer Stimme; mir ist es lieb, daß ich nun Gewißheit habe, und ihr seht wohl, daß die Sache bey weitem den Eindruck nicht auf mich macht als — —

„**Ihr dachtet**" wollte Luitgard vermuthlich sagen, aber Werner sah ihre schönen Augen sich schliessen, ihre Wangen bleicher werden als der Mond, der sie umglänzte, und sie würde

gesunken seyn, wenn sie Werner nicht in seine Arme aufgefaßt hätte. —

Vom ersten Anfang dieses Gesprächs hatten die beyden Reisegefärthen ihre Pferde verlassen, um den schönen Abend, von welchem beyde sich so viel versprachen, im leisen Spazierschritt desto besser zu geniessen, ihre Leute waren mit den Pferden weit voraus, um die Nachtherberge zu bestellen; und Werner sah sich mit dem ohnmächtigen Fräulein in einer wüsten Gegend ganz allein. Er trug sie unter einen Baum, und versuchte alles mögliche, sie zu sich selbst zu bringen. Ihre Ohnmacht, und noch mehr die Ursache derselben waren Erschütterungen für sein Herz, die es ihm fast unmöglich machten, der Hülfsbedürftigen alle Hülfe zu leisten, die ihr nöthig war. Doch erholte sie sich endlich, aber der Augenblick, der ihr das Leben wiedergab, war der Anfang zu neuen Unruhen.

Fräulein, flüsterte ihr Werner zu, ich wollte, ihr strengtet all eure Kräfte an, euch zu erheben, und mir zu folgen, wenn es euch nicht beliebt, euch meinen Armen anzuvertrauen, und mir zu vergönnen, daß ich euch in Sicherheit bringe.

In Sicherheit, mein Bruder? sind wir hier nicht sicher? — Ich bin sehr schwach,

gönnt mir hier noch eine kurze Ruhe, oder laßt uns die Rückkunft unserer Leute erwarten.

Werner sprach viel von der Feuchtigkeit des Erdbodens und der Kälte der Nachtluft, um das Fräulein zu Veränderung der Stelle zu bewegen. Seinen Armen wollte sie sich nicht überlassen, und er leitete sie also langsam tiefer ins Gebüsch.

Warum diesen beschwerlichen Weg? fragte sie nach einer Weile, mich dünkt, er führt uns von der Heerstraße ab.

Werner beantwortete diese und verschiedene andere Fragen so gut er konnte, weil er Bedenken trug, seine schöne Gefärthin mit den wahren Ursachen eines Verfahrens bekannt zu machen, welches ihr Sorge hätte machen können, wenn sie nicht gewußt hätte, daß sie an Werners Arm ging, dessen unverfälschte Redlichkeit ihr von Kindheit auf bekannt war. Es ist wahr, sie liebte Erichen, den sie bisher in seiner Person zu sehen geglaubt hatte, mehr und zärtlicher als ihn, aber ob sie ihm so viel würde getraut haben, als dem frommen Grafen von Bernburg, das ist eine Frage, die wir nicht beantworten dürfen.

Der Weg unter ihren Füssen ward immer länger und beschwerlicher, der Mond ging unter, und es ward Nacht um sie. Ihre letzte

befremdete Frage, was das zu bedeuten habe, ward durch Werners Bitte, ruhig zu seyn, und sich ihm ganz zu überlassen, ziemlich befriediget worden, und es erfolgten nur noch einige leise Seufzer über Mangel der Kräfte, welche Werner dadurch beantwortete, daß er sie ungefragt auf seine Arme nahm, und sich den letzten Theil des Weges schnell wie ein Sturmwind über Steine, Gräben und Hecken davon trug, bis an die steinerne Bank vor dem Hause, das man des vorigen Abends zu erreichen gehofft hatte, und das nun erst nach so viel überstandenen Mühseligkeiten ihnen seine friedliche Thür öffnete.

Nun sind wir sicher! rief Werner, indem er tief Athem holte, den Schweiß von der Stirne trocknete, und das schwache Fräulein mit seiner Rechten auf ihrem Sitz aufrecht erhielt.

Sicher? Wiederholte Luitgard, hat uns Gefahr bevorgestanden?

Ehe Werner antworten konnte, stürzten seine Leute, die seine Ankunft vernahmen, aus der Unterstube hervor, ihn zu bewillkommen.

Gott lob, Herr Ritter! schrien sie alle aus einem Munde, daß ihr und das Fräulein geborgen seyd! Die Leute der Grafen von Nordheim haben diese ganze Nacht in dieser Gegend herumgeschwebt, wir waren in tödlicher Angst

euretwegen, es wär um euch gethan gewesen, wenn sie euch mit der schönen Beute, nach welcher sie lüstern sind, einsam getroffen hätten. Euer Zug muß ihnen verkündschaftet worden seyn, sie haben uns hier im Hause angegriffen, und einige von uns sind nicht ohne Wunden geblieben. Sie trauten unserer Leugnung von eurer Anwesenheit nicht, und dieses Haus wär sicher in Feuer aufgegangen, wenn nicht einer von den ausgeschickten Spionen Post eingebracht hätte, daß man euch und Marggraf Eccards Tochter im engen Gebürgwege habe einsam wandeln gesehen; der Ueberbringer der Botschaft, der sich vor eurem Schwerd gefürchtet hatte, und sich nicht Mann gegen Mann an euch hatte wagen wollen, bekam einen blutigen Schwerdstreich von Graf Benno zum Lohn, der sich mit zwanzig Reisigen auf den Weg machte, euch im Gebürge aufzusuchen, indeß Graf Siegfried auszog, mit den übrigen die Brücke über den Strom zu bewachen, wenn ihr dieses Weges kommen solltet. —

O mein Retter! rief Luitgard, dies war die feuchte kalte Nachtluft, die mich zur Eil bewegen sollte; ihr wolltet mir selbst die Angst ersparen, meine Verfolger so nahe zu wissen.

Und nahe genug sind sie uns gewesen! erwiederte Werner, euer guter Engel muß sie

mit Hülfe der Schatten, die der Mondschein vertiefte, geblendet haben, denn ich versichre euch, daß in jenen schrecklichen Augenblicken, da ihr ohnmächtig in meinen Armen lagt, Benno mit seinen Leuten nicht zehn Schritte von uns, über den Weg, den er zu nehmen habe, um uns zu finden, rathschlagte, und dadurch meinen Bestrebungen, euch zu erwecken, auf einige Minuten Einhalt that. — So bald er weiter gezogen war, erwachtet ihr, und ich war durch das, was ich gehört hatte, leicht im Stande, euch vor der Gefahr vorüber zu leiten, mit welcher euch zu erschrecken, so lange ihr noch nicht geborgen waret, mir grausam dünkte. Ruhet nun, theures Fräulein! Laßt eure Beschützer den Rest der Nacht für euch wachen, und empfehlet der Vorsicht das übrige.

Luitgard dankte mit einem gerührten Blick, und ließ sich von der Eignerin des Hauses, einer gutherzigen Bäuerin, auf ein reinliches Lager leiten, auf welchem sie aber bey weitem die Ruhe nicht fand, die ihr nöthig gewesen wär; die Vorgänge dieses Tages waren zu mannichfaltig gewesen, als daß nicht tausenderley Gedanken und Sorgen festen Schlaf hätten verscheuchen, und den leichten Schlummer, der gegen den Morgen erschien, mit unruhigen Träumen durchweben sollen.

Neun und dreißigstes Kapitel.

Verrätherey.

Unruh wegen der Gefahr, welche ihr drohte, Beschämung wegen der gestrigen Scenen, Kummer über Erichs Verlust, und über die Unmöglichkeit, Wernern seine Liebe und alles was er für sie that, so wie er wünschte, zu lohnen, dies waren die Empfindungen, die Luitgarden den nächsten und einige folgende Tage trübten, bis sie von noch härtern Streichen des Unglücks vertrieben wurden.

Es war unmöglich, den Weg nach dem Gardaschloß fortzusetzen. Die Grafen von Nordheim hielten ihn auf allen Seiten so gut verwahrt, daß man ihnen nicht entgehen konnte. Jedermann wußte, daß sie auf eine Dame lauerten, nach deren Besitz ihre Wünsche längst gegangen waren, aber es war damals nicht die Zeit, wider solche Gewaltthätigkeiten Hülfe von der Obrigkeit zu erwarten. Das Recht des Stärkern war das einige, das überall galt, und dieses war jetzt ganz auf Seiten der Grafen von Nordheim, deren Völker sich, niemand wußte durch den Beytritt welcher Macht, täglich mehrten.

Der

Der Aufenthalt in einem offenen am Wege liegenden Hause ward auch in die Länge bedenklich, obgleich Werner es mit einem dreyfachen Graben hatte umziehen und zur kleinen Vestung machen lassen, und ob sich gleich auch seine Mannschaft eher mehrte als minderte. Graf Siegfried, der ältere der Grafen von Nordheim, hatte seinen Stand an der Brücke über den Strom genommen, kein Ritter, der dieses Wegs zog, kam von seinem Speer ungerechtfertigt hinüber, eine Sitte, die Freyheit der Reisenden an engen Pässen zu beeinträchtigen, die damals zwar sehr üblich war, demohngeachtet aber den wenigsten unter der Ritterschaft anstund. Die Grafen von Nordheim waren weit und breit als wilde sieghafte Ritter bekannt, niemand mochte sich gern mit ihnen messen, und so geschah es, daß theils von ihren Besiegten, theils von denen, die der Ausforderung zu entgehen wußten, sich Werners Mannschaft mehrte. Auch Werner von Bernburg war tapfer und berühmt, die, welche Ursach hatten, sich über seine Feinde zu beschweren, gesellten sich gern zu ihm, um ihre Sache zugleich mit der seinigen abzuthun. Sie wurden freundlich aufgenommen, und verbanden sich alle endlich zu seinem und Luitgardens Dienst. Ihre Schönheit er-

warb ihr so viel Bewunderer als junge Ritter sie sahen, oder von ihren Reizen hörten. Die Rolle, die sie zu Verona in Ansehung einer unglücklichen verlassenen Königin gespielt hatte, verband mit der Bewunderung, die ehrfurchtsvolle Zuneigung, welche man für ein hülfreiches himmlisches Wesen fühlt, und der Umstand, daß jederman sie für Graf Werners Dame hielt, weil er ihr Beschützer war, machte keinen ihrer Anbeter von ihr abtrünnig. In jenen Zeiten der ächten Chevallerie liebte mancher Ritter ohne Hoffnung, ohne Ansprüche, und ohne Neid gegen andere, eine allgemein bewunderte Schönheit; für den Ritter war es Ehre, sich den Sclaven ausgezeichneter Reize zu nennen, und für das Fräulein zum wenigsten keine Schande, ein Gefolge von Anbetern zu haben, die nichts verlangten, als zuweilen einen dankenden Blick, für die Bereitwilligkeit, alles, auch Blut und Leben zum Dienst ihrer Göttin aufzuopfern.

Unter den Rittern, die sich solcher gestalt in Graf Werners und Fräulein Luitgardens Gefolg begaben, war auf die lezt einer, welcher gute Botschaft brachte, Marggraf Eccard, sagte er, liegt, wie ich mit Gewißheit weis, an der tyrolischen Gränze, Graf Siegfried hält, in dem Wahn, daß das Fräulein keinen andern Weg als den nach ihrem Schlosse am See wählen

könne, diese Gegend sehr schwach besetzt. Es würde leicht seyn, sich dort durchzuschlagen, sich mit dem Heer des Marggrafen zu vereinigen, auf diese Art unsere Dame in die Gewalt ihres Vaters zu bringen, und denn mit ihm vereint zur Rache gegen unsere Feinde zurückzukehren.

Die Erzählung des Ritters war mit scheinbaren Umständen begleitet. Ausgeschickte Kundschafter brachten Bestättigung ein; Werner zweifelte noch, aber er gab Luitgards Ueberzeugung und ihrem Verlangen, ihrem Vater zu sehen, endlich nach, und stürzte sich und sie in langwieriges Elend.

Werner war den Grafen von Nordheim in seinem festen Hause, das noch in der spätern Folgezeit diesen Namen behielt, unüberwindlich, sie mochten gar keinen Versuch machen, ihn dort anzugreifen. Ihn heraus, aus seiner Sicherheit zu locken, wollte ihr Vortheil; Verrätherey war hierzu nöthig, und wie leicht konnte ein Lasterhafter einen andern zu Ausführung seiner Anschläge finden.

Des Ritters böser Rath, Luitgards Leichtgläubigkeit, und Werners Nachgeben bewürkte alles, was Siegfried wünschte. An den Gränzen von Tyrol, lauerten statt Eccards, Nord-

heims Leute, und Luitgard sank nicht in die Arme eines geliebten Vaters, sondern in die Gefangenschaft eines mit Recht gehaßten Liebhabers. Die Uebermacht des Feinds war zu groß, viele der Ritter opferten ihr Leben auf, viele wurden gefangen, aber aus Staatsklugheit ihres Ueberwinders, welcher sich scheute, sich die ganze Ritterschaft, die ihm ohnedem nicht hold war, auffätzig zu machen, freygelassen; nur Werner, schwer verwundet, blieb nebst Luitgarden in der Gewalt eines Feindes, der ihn tödlich haßte, weil er ihn für glücklicher hielt, als er wirklich war.

Vierzigstes Kapitel.

Sonnenstrahlen in der Finsterniß.

Man sagt, die Vorsicht schenke ihren Lieblingen keinen Wehrmuthstrank ohne einige labende Tropfen ein, und Luitgard wenigstens war ein Beweis von der Wahrheit dieser Sage. Was konnte sie in der peinlichen Lage, in welcher sie sich befand, was konnte sie bey der Aussicht auf gezwungene schreckliche Ehe, auf lange Gefangenschaft in einem öden Schlosse, oder auf den einigen Retter, den Tod, für Freu-

de hoffen, und dennoch wartete eine der süssesten herzerhebendsten Freuden der Menschheit in der alten Veste auf sie. Pölda hies das Schloß, dahin Siegfried sie brachte, ein Ort, den der Leser sich merken muß, weil er ihn noch einmal als den Schauplatz einer Trauerscene wiedersehen wird.

Siegfried, der mit seiner erbeuteten Dame, ungeachtet sie ihm schon bey der ersten Zusammenkunft alle Hoffnung abgesagt hatte, nicht gleich aufs strengste verfahren wollte, gab ihr eine Reihe nicht unzierlicher Gemächer, gab ihr Bedienung und Zeitvertreib, wie er sich für ihren Stand schickte, und vergönnte ihr sogar das traurige Vergnügen, Graf Wernern noch einmal zu sehen, ehe er in einen weit andern Aufenthalt als den ihrigen, ehe er ins dunkle Burgverliß gebracht wurde.

Man hatte auf der langen Reise von Italien bis Deutschland so schlecht für den Verwundeten gesorgt, daß seine Wunden noch nicht heil waren, als man ihn zu Luitgarden brachte. Seine bleiche kränkliche Gestalt, das ganz vernachlässigte Aeußere, das ihn umgab, und seine Miene, die Zeugin seiner noch daurenden Schmerzen, empörten Luitgardens Inneres. Mitleid, Dankbarkeit und Schwesterliebe hatten hier die Wirkung der heissesten Leidenschaft, und

machten auf den neidischen Siegfried auch den nehmlichen Eindruck. Er konnte Luitgarden ihre Bitte oder vielmehr ihren Befehl nicht abschlagen, dem unglücklichen Grafen von Bernburg wenigstens die Wohlthat der Reinlichkeit zu gönnen, konnte ihr nicht wehren, Werners Verbände selbst zu lösen, und sie wohlthuender aufzulegen, konnte den armen Verwundeten nicht um das Labsal bringen, das ihre Thränen ihm brachten, aber der Gefangene mußte schwer für diese kleinen Linderungen büßen, und Luitgards Bitten, Vorstellungen und Schmeicheleyen fruchteten nur so viel, daß man ihr versprach, großmüthig gegen ihren Freund zu verfahren; anders zu handeln, als er zusagte, hatte Siegfried längst gelernt, und Werners Schicksal war durch Luitgardens Mitleiden nur noch härter gemacht worden.

Luitgarden konnte der Bruch des Versprechens nicht verborgen bleiben, und Siegfried verließ, um ihren Vorwürfen zu entgehen, endlich das Schloß, er hatte Werners Freyheit und Leben zur Belohnung ihrer Einwilligung in ein Bündniß gemacht, welches, so lange Luitgard die blieb, die sie war, unmöglich seyn mußte. Wie hätte die Tugend sich mit dem Laster verbinden können! Gleichwohl war ihr eine nicht allzulange Bedenklichkeit an-

gesetzt, in welcher sie sich entschliessen, oder Werners Tod erwarten mußte; welch eine Alternative! Zwar liebte sie Wernern nicht so wie Siegfried meynte, aber Freundschaft und Dankbarkeit mußten sie antreiben, alles für ihn aufzuopfern, gleichwohl war das Opfer, das man von ihr verlangte, zu groß, zu schmerzhaft, um ohne Beben nur daran zu denken.

Man denke sich ihre Leiden! Sie würden unaussprechlich, unüberstehbar gewesen seyn, wenn ihr der Himmel, wie wir oben sagten, nicht hier Tröstung und Freude aufgehoben hätte, die sie nicht erwarten konnte.

Als sie einst nach einer langen durchweinten Nacht, von dem kurzen Schlummer erwachte, in welchen sie der Morgen endlich gewiegt hatte, war das erste was ihr in die Augen fiel, eine Dame, die zu den Füssen ihres Bettes saß, ihre Hand fest in der ihrigen hielt, und ihre Augen mit dem Blick der innigsten Liebe auf ihr Gesicht geheftet hatte.

Luitgard richtete sich hastig auf, denn der Umriß der reizenden Gestalt, die sie in der trüben Morgendämmerung nur dunkel erblickte, streute Ahndungen in ihre Seele, von deren Erfüllung sie die schleunigste Gewißheit wünschte. Sie schlug den Vorhang, der das Gesicht ihrer Besucherin zum Theil beschattete, zurück, und

der röthliche Morgenstrahl, der durch die Fenster fiel, ließ sie jetzt ganz deutlich die edle Elisabeth, Gräfin von Nordheim, erkennen.

O meine Mutter! schrie das Fräulein mit der Geberde des freudigsten Erstaunens, o himmlischer Schutzgeist, der mir in dieser Dunkelheit erscheint! Nun, nun bin ich nicht so unglücklich als ich wähnte; Freyheit und Leben ist mein, wo Elisabeth zu gebieten hat.

Ich hier zu gebieten, Luitgard? fragte die Gräfin.

Auf dem Schlosse eures Gemahls? der seinen unbändigen Söhnen doch wohl Einhalt zu thun wissen wird?

Ach wißt ihr denn so gar nichts von dem, was während eures langen, langen Aufenthalts in Italien hier vorging.

Wie konnte ich, meine Mutter? Auf meine häufigen Schreiben erhielt ich nur einmal und sehr unzulängliche Antwort von euch, Antwort, welche mich zweifeln ließ, ob ihr auch irgend einen meiner Briefe ganz erhalten hättet.

Ich habe wenig von deiner Hand zu lesen bekommen, meine Tochter, nur so viel weis ich von dir, daß du eine Gefangene warest, oder dich dafür hieltest; ach auch ich war es, und vielleicht ernstlicher als du, siehe hier die Ursach meines mangelhaften Schreibens, und mei-

ner Saumseligkeit dir zu helfen, wo dir vielleicht Hülfe nöthig war.

Wo ich Hülfe brauchte, hat mir Gott geholfen! Aber ihr, theure Gräfin, eine Gefangene? und ich, unfähig etwas für euch zu thun?

Armes Kind, du bist in der That so hülflos, daß du vielleicht ehe Rettung von **mir** Hülflosen, als ich von **dir** erwarten kann!

Aber Gott, meine Mutter! die Ursach und Beschaffenheit eurer Lage?

Ein unsinniger Eifer nach großen Thaten, zu welchen er wohl in seinem kriegerischen Vaterland Gelegenheit gefunden hätte, trieb meinen Gemahl nach dem heiligen Lande. Henrich von Bayern, der *) Pfaffenfreund, trug viel zu seinem frommen Entschlusse bey, den ich nicht thöricht und grausam schelten darf, weil er die Sache der Christenheit zum Entzweck hat. Welches des Herzogs von **Bayern** Entzwecke gewesen seyn mögen, weis ich nicht, aber soviel ist gewiß, daß er nichts würksameres hätte thun können, die Macht meiner Stiefsöhne, der Grafen von Nordheim, seiner Freunde empor zu bringen, als die Entfernung ihres Vaters befördern. Schon seit mehreren Jahren abwesend, wird mein Gemahl vielleicht nicht mit Un-

*) Man nannte ihn wegen seiner übertriebenen Liebe und Freygebigkeit gegen die Geistlichen, Pater Monachorum.

recht für tod gehalten. Andere wünschen die Gewißheit seines Todes, ich hoffe sein Leben. Man hält mich vielleicht für muthig genug, etwas zu wagen, das alle Zweifel auf einmal zernichten würde, ich ließ mich vielleicht einst zu unvorsichtig verlauten, daß mir eine Pilgerfarth nach Palästina, um den zu finden, den ich liebe, ein kleines seyn würde, und dies ist die Ursach, warum ich hier nicht viel besser als eine Gefangene gehalten werde. Ich füge mich um so viel leichter in mein Schicksal, da man mir doch mit einigem Anstand begegnet, und da es mir nicht an heimlichen Linderungen fehlt. Das Schloßgesinde liebt seine alte Gebieterin, und meine Söhne haben nicht sobald die Burg verlassen, so bin ich hier, bis auf die Erlaubniß zu entfliehen, die man mir nicht ohne eigene Gefahr gestatten kann, wieder Frau und Herrscherin wie zuvor. Sieh hier die Ursach, warum du mich, sehr wider Siegfrieds Willen, und warum du mich dennoch so spät siehest. Laß uns die guten Tage, die die Abwesenheit unserer Tyrannen uns verstattet, froh geniessen, und vom Himmel bessere Zeiten hoffen und erflehen.

Es war lange, war mehr als sechs Jahr, daß die Freundinnen sich nicht gesehen hatten, Luitgard war noch ein sehr junges Fräulein, da sie von der Gräfin von Nordheim in das

Kloster der seligen Gerberga gebracht wurde, und o Gott, was hatte sich nicht alles in dieser Zeit zugetragen! was hatten sie sich nicht alles zu erzählen!

Tage gingen darüber hin, Tage, in welchen man über der Freude, sich wieder zu sehen, alles drückende Leiden vergaß. Nur eins vergaß Luitgard nicht, ihren Bruder Werner; sie lag der Gräfin gleich den ersten Abend an, das Ansehen, das sie hier hatte, ob sie gleich selbst eine Gefangene war und blieb, zu seinem Besten zu nützen.

Elisabeth wußte noch nicht, daß der junge Mensch, den sie auf Graf Eccards Schlosse gekannt, und wegen seines sanften Charakters immer vorzüglich geliebt hatte, hier im Kerker schmachtete; gern hätte sie seine Fesseln völlig gebrochen, aber selbst eine kleine Linderung derselben hatte große Schwierigkeiten. Graf Siegfried hatte das Amt eines Gefangnenwärters mit Vorbedacht nicht dem mildherzigsten seiner Diener aufgetragen; er war ein Geschöpf, hart, unerbittlich und finster, wie das Reich das er beherrschte. Bitten der beyden Damen fruchteten bey ihm nichts; etwas wirksamer waren ihre Geschenke, und ob es ihnen gleich unmöglich fiel, den alten Cerberus zu bewegen, seinen Gefangenen all die Zeit über, da die

Tyrannen von Nordheim abwesend waren, über der Erde zu lassen, und der Pflege seiner Freundin anzuvertrauen, so dingten sie ihm doch endlich für schweres Geld jeden Tag drey Stunden ab, in welchen sie zu ihm hinab, oder er zu ihnen heraufsteigen durfte, zuweilen täuschte man auch den Alten, wenn ihn der Wein begeisterte, noch um die vierte und fünfte Stunde, um den kranken Werner die Zeit der Tröstung zu verlängern.

Anfangs war er so schwach, daß seine Helferinnen die Dunkelheit seines Kerkers mit ihm theilen mußten, wenn sie seine Gesellschaft geniessen wollten, und ihre Gegenwart, die überall Ruhe, Reinlichkeit, und Ordnung verbreitete, machte den düstern Winkel bald zu einem erträglichern Aufenthalt; aber als ihre Pflege ihn so weit gebracht hatte, daß er hinauf in die obere Luft kommen, und in den Stunden seiner Erlösung entweder die erfrischenden Düfte weitläuftiger Gärten oder bey rauher Witterung der Ruhe bey freundschaftlichem Gespräch im einsamen Zimmer geniessen konnte, da war für ihn und seine Schutzgöttinnen viel gewonnen.

Himmlische Stunden waren es, die sie auf diese Art mit einander genossen. Werner betete Luitgarden an, und fand in ihrer zärtlichen Besorgniß um ihn ein Himmelreich, sie

liebte ihn mit heißer Schwesterliebe, und die Gräfin von Nordheim fühlte sich unter Kindern, von denen sie wie Mutter verehrt wurde. Zwar die kurzen Zeiten dieses süssen Genusses, und die schwache Hoffnung auf völlige Aenderung ihres Schicksals! — Aber auch einstweilige Linderung des Elends ist Glück. Die Gefangenen des Fegefeuers steigen muthiger in ihren Kerker hinab, da die Hoffnung des Allerseelentages, da sie Erlaubniß haben, um ihre Gräber zu schleichen, und ihren Freunden zu erscheinen, sie stärkt, so begrüßte Werner muthiger die Finsternisse seines unterirdischen Gewölbes, wenn er dachte, daß des nächsten Tages wieder einige Stunden der Freundschaft und der Freyheit erscheinen würden. Ach er bedachte dann nicht, daß die Rückkehr der Tyrannen von Nordheim dieser Freude auf einmal ein Ende machen mußte.

Schon war man in banger Besorgniß wegen der Nähe derselben, und desto geiziger auf die zugezählten Stunden. Vor Aeußerungen gegenseitiger Zuneigung, vor zärtlichen Klagen über das Unglück seiner Leidensgenossen, und vor vergeblichen Planen zur Rettung hatte man noch kaum zu umständlicher Erzählung des bisherigen Ergehens kommen können. Luitgard hatte erzählt, und den Augen ihrer theil-

nehmenden Zuhörer manche Thräne entlockt. Werner hatte erzählen sollen, auch waren seine Thaten wider die nordischen Völker, seine italiänischen Unternehmungen und die dadurch erworbene Freundschaft Ottos, groß und umständlicher Beherzigung wohl würdig, aber Werner war bescheiden, allzubescheiden; das, was ihn anging, verlohr offenbar auf seinen Lippen, und da wir für uns selbst in anschauender Beschreibung kriegerischer Händel nicht sehr stark sind, so wollen wir diese Dinge lieber ganz übergehen, als sie dem Leser mit des Grafen von Bernburg eigenen Worten mittheilen.

Einen Theil dessen, was die Gräfin von Nordheim ihren Freunden von ihrem eigenen Ergehen sagte, haben wir schon berührt; das übrige betraf die Häuser ihrer Schwestern, der Herzogin von Sachsen, und der schönen Hatteburgis, Luitgardens Stiefmutter. Dinge, die wegen Beziehung auf Luitgarden doch nicht ganz verschwiegen werden dürfen. Beyde Damen, von der Natur mit einer guten Anlage zum Stolze versehen, mit Gemahlen verbunden, deren Stand und Tapferkeit sie zu den höchsten Ansprüchen berechtigte, sahen mit sehnlichen Blicken nach — der Kaiserkrone. Dem Hause der Ottonen war ein baldiger Untergang prophezeiht, man lebte damals in der Zeit des festen

Glaubens an solche Dinge, und es war also kein Wunder, daß Damen, welche von Natur einen starken Hang zum Außerordentlichen hatten, in beständiger Erwartung der vorhergesagten großen Ereignisse lebten, und ihren Gemahlen fleißig anlagen, Rechte, welche ihnen mehr als andern eigen waren, zu behaupten, und alle Vorkehrungen zu machen, damit sie sich, sobald die Gelegenheit erschien, schnell in die erledigte Stelle einschieben könnten. Die beyden kronensüchtigen Schwestern waren schon öfter zum Streite über diese Dinge gekommen, die so tief in der Zukunft, so dicht in Ungewißheit und Verborgenheit gehüllt lagen, und die friedfertige Gräfin von Nordheim, welche ihren stolzen Wahn zu tilgen zu schwach war, hatte endlich mit der Vorstellung durchgedrungen, daß das Reich in alten Zeiten wohl ehe zwey Kaiser gesehen habe, und daß sich also auch jetzt wohl zwey Kaiserinnen auf dem Throne schwesterlich vertragen könnten.

Alle Wünsche, alle Plane wurden nach dieser Uebereinkunft gemeinschaftlich verhandelt, und der Entschluß gefaßt, die beyderseitigen Gemahle unabläßig zur Bereitschaft auf den großen Schritt anzumahnen. Was der Sohn des tapfern Herman Billing, Herzog Bernhard von Sachsen, zu den Staatsplanen seiner Gemahlin

sagte, wissen wir nicht, aber so viel ist uns bekannt, daß Marggraf Eccard von Meißen, als er einst, wie wir im Vorhergehenden gesehen haben, sich entschloß, seine Residenz wieder einmal zu besuchen, so über die schmeichelnden Zudringlichkeiten der schönen Hatteburgis in diesem Stück aufgebracht wurde, daß er betheuerte, ehe seine Heimath zu verschwören, als ferner Dinge anzuhören, welche der Treue für seinen Kaiser entgegen liefen. Nicht doch, antwortete Hatteburgis, niemand muthet euch ja etwas wider eure Pflicht an. Otto mag leben so lang ihm das Schicksal seinen kurzen Lebensfaden spinnt, nur dann, wenn mein Kaiser, wenn er dahin ist, nur dann behauptet eure Rechte, und duldet nicht, daß ein anderer einen Thron besteige, auf welchen euch ohne Zweifel euer Rang unter den deutschen Fürsten, und euer Schwerd den ersten Anspruch geben.

Eccard lächelte über den Namen Kaiser, der ihm so freygebig pränumerirt wurde. Die reizende Hatteburgis, heut einschmeichelnder als jemals, deutete dieses Lächeln für sich, und drang in ein Versprechen zu künftiger Erfüllung ihrer Wünsche. Nun ja, sagte Eccard, ich schwöre euch, bey der Wahrscheinlichkeit, die ein funfzigjähriger Mann hat, einen blühenden

Jüngling zu überleben, bey der Möglichkeit, daß dieser Jüngling durch Tugend und Mäßigkeit gestärkt, frühzeitig sterben, oder durch mein Schwerd vertheidigt, der Bosheit zum frühen Raube fallen könne, bey all diesen Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten schwöre ich euch, daß ich nach seinem Tode euch zur Kaiserin machen will.

Ihr scherzet, rief Hatteburgis bey einer so ernsthaften Sache?

Nein, nein, erwiederte der Marggraf, ich spreche im vollen Ernst, und ihr könnt mir zutrauen, daß im Fall ich, welches Gott verhüte, Ottos Tod erleben sollte, allemal **mir** lieber das Kaiserthum gönnen würde, als Henrichen, dem Pfaffenfreund, dem frömmelnden Herzog von Bayern, oder einem andern.

Hatteburgis war zufrieden mit dem, was ihr Eccard sagte, und bemühte sich, ihm seine Erklärung durch die äußerste Gefälligkeit zu lohnen. Keine Luitgard war jetzt vorhanden, welche die Marggräfin von Meißen hätte veranlassen können, die Stiefmutter zu spielen, auch hatten einige mehrere Jahre ihren Leichtsinn geschwächt, und sie vernünftiger gemacht, so daß Eccard wirklich diesesmal zuerst das Glück seiner ersten Ehe bey seiner zweyten Gemahlin schmeckte, und hinlänglich für sie eingenom-

men ward, um ihr öftere Rückkehr auf sein Schloß zu versprechen und zu halten.

Dieses war die Erzählung der Gräfin von Nordheim, von Luitgardens väterlichem Hause, sie wollte noch verschiedenes über Marggraf Eccards geheime Absichten in Ansehung seiner Tochter sagen, aber diese, welche glaubte, sie könnte auf nichts gehen, als auf ihre Verbindung mit Wernern, wozu sie sich noch immer sehr ungeneigt fühlte, verhinderte Erklärungen von dieser Art in seiner Gegenwart, und so ging die Zeit der Ruhe zu Ende, ohne daß man sich hinlängliche Auskunft über Dinge gab, welche allen zu wissen nöthig gewesen wären.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Ein gefährlicher Diener.

Die Grafen von Nordheim kehrten zurück; nicht einer allein, sondern beyde, nicht als Freunde, welches sie ungeachtet der gemeinschaftlichen Verfolgung ihrer Plane nie waren, sondern auf das unversöhnlichste gegen einander erbittert, und entschlossen, ihren alten Zwist endlich durch das Schwerd zu entscheiden. Luitgard, der gemeinschaftliche Gegenstand ihrer Anbetung, hatte schon, so lang sie noch nicht in ihrer

Gewalt war, Ursach zu unablässigen Streitigkeiten gegeben, welche blutig hätten werden können, wenn ihre Freunde und ihre eigenen Ueberlegungen ihnen nicht gesagt hätten, daß es thöricht sey, das Schwerd über eine Sache zu ziehen, deren Besitz noch zu fern läge, als daß sie **einer** erreichen könne. Jetzt war Luitgard in **Siegfrieds** Gewalt gekommen, er hatte sich ihrer bemächtigt als seines Eigenthums, ohne zu bedenken, daß sein Bruder auch Antheil an der gemeinschaftlichen Beute habe. Daß Luitgard gemeinschaftliche Beute sey, läugnete Siegfried, weil **seine** Arme und **seine** Ränke sie in seine Gewalt gebracht hätten. Benno schrie über Ungerechtigkeit, und behauptete, daß das Fräulein ihm nie hätte zu Theil werden können, wenn **er** sie nicht aus dem Gebürg in seine Arme getrieben, und ihr alle andere Auswege so verlegt hätte, daß sie auf keine Weise hätte entkommen können.

Die Streitsache war wichtig, und werth, vor irgend einen unverdächtigen Richterstuhl gebracht zu werden, aber vor welchem Richterstuhl könnte man Fragen dieser Art ohne Erröthen vorbringen? und welchem Ausspruch würden sich die wilden zügellosen Grafen von Nordheim unterworfen haben? Benno brachte Luitgards Ausspruch in Vorschlag, aber Siegfried verwarf

die Meynung seines Bruders; er wußte zu gut, wie sehr ihn das Fräulein haßte, und was er ihr für Ursach zum Haß gegeben hatte, als daß er nicht für sich hätte alles besorgen, und seines Bruders besseres Glück fürchten sollen. Eben so gut für Luitgard, so blieb sie der lästigen Theilnahme an einer gefährlichen Sache überhoben. Sich für einen von beyden zu entschliessen, wär ihr unmöglich gewesen, hätte sie denn beyden gleichen Abscheu bezeugt, und wär also das Schwerd zum Richter gemacht worden, so würde ihr zaghaftes Gewissen sie die Ursach des vergossenen Bruderbluts genannt, und dadurch zu ihren ohnedem schon überschweren Leiden noch Vorwürfe gesetzt haben.

Die Grafen von Nordheim ritten eben zu einer der seligen Stunden auf der Burg ein, welche Werner außer seinem Gefängniß bey seinen Freundinnen zubrachte. Sein Kerkermeister trat mit erschrockener Miene ein, und sagte, daß er verlohren sey, wenn Werner sich nicht augenblicklich entferne. Werner hatte nur Zeit zu einem ganz kurzen Abschied von den Damen, und folgte seinem finstern Führer, der ihn, weil der Hof schon ganz mit den Leuten der Grafen von Nordheim angefüllt war, nicht durch den gewöhnlichen Weg in seinen Kerker hinab, sondern durch den Garten führen mußte. Die Stunde der Freyheit hatte für

Wernern geschlagen, der Umweg durch den Garten war groß, und am Ende desselben kam ihnen ein Knecht des Kerkermeisters entgegen, welcher mit erschrockenen Blicken meldete, wie Graf Benno, der einen besondern Haß auf Wernern geworfen hatte, nicht so bald gehört habe, daß auch er in seines Bruders Händen sey, als er verlangt habe, ihn augenblicklich zu sehen. Siegfried, in Hoffnung, durch freywillige Begünstigung seiner Rache ihm von Seiten der Liebe etwas abzudingen, war bereit gewesen, ihm ein Geschenk mit seinem Gefangenen zu machen, und Benno hatte nicht gesäumt, ihn in seinem Kerker aufzusuchen. Er hatte ihn nicht gefunden, und das ganze Schloß war darüber in Aufruhr.

Was soll nun aus mir werden? schrie der verzweifelnde Kerkermeister, ich bin verlohren, wenn man die Gefälligkeit entdeckt, die ich für euch gehabt habe! Laßt uns ihn niederstossen! schrie der Knecht, sein Blut wird uns leicht Verzeihung für das Vergangene bringen.

Ein gezucktes Messer in des Kerkermeisters Hand, sagte Wernern, daß er dem teuflischen Rathschlag nur gar zu leicht Gehör gab. Werner war stark, besonnen und gewandt genug, dem Meuchelmörder das Eisen aus der Hand zu winden, und sich damit gegen den Knecht, der auf ähnliche Art bewaffnet zu ihm

eintrat, zu wehren, auch dieser war im kurzen entwaffnet, und mit einem Fußstoß zu Boden gefällt; ihn zu verwunden, achtete sich Werner zu edel. Wähle nun, schrie der tapfre Vertheidiger seiner Freyheit gegen den bestürzten Kerkermeister, indem er ihn bey der Gurgel faßte und ihn mächtig schüttelte, wähle, ob du mit mir fliehen, oder den Tod von meinen Händen annehmen willst? Der Elende hatte keine Wahl, Werner war ihm zu stark, augenblickliche Entdeckung war unvermeidlich, da sich der Knecht schon aufgerafft hatte, und nach dem Schlosse eilte, um dort alles rege zu machen. Er mußte von seinem tyrannischen Herrn die strengste Ahndung befürchten, daß er das Schicksal seines Gefangenen nur einigermaßen gelindert hatte, wenn er auch Werners Händen entging, dahingegen dieser ihm in seiner Person einen bessern Herrn versprach, als er hier verlohr, und noch andere Verheißungen hinzufügte, an deren Erfüllung man nicht zweifeln konnte, weil sie aus seinem Munde kamen; es war eine unerhörte Sache, daß Werner von Bernburg jemand betrogen hätte.

Im Gebüschen am Ufer des Stroms, der den Garten wässerte, lag ein Kahn, den Werner bey seinen Spaziergängen mit Luitgard und der Gräfin oft wahrgenommen hatte. Dieser wurde jetzt eilends losgestrickt, beyde spran-

gen hinein, und trieben ohne Ruder den Strom hinab, der sie schnell genug in Gegenden führte, wo sie geborgen waren, und wo Werner, der sanftherzige Werner sich glücklich hieß, daß er seine Freyheit auf so leichten Preis, daß er sie ohne Blutvergiessen, das er scheute, erhalten, und sich noch einen Diener bey dieser Gelegenheit erworben hatte, von welchem er nach seinen Betheuerungen und nach der edeln Art, wie er sich ihn zu eigen gemacht hatte, treue Dienste versprechen konnte. Albin, von Geburt ein nordischer Edelmann, betheuerte, daß er nur durch Unfall so herabgesunken wär, der böse Diener eines bösen Herrn zu werden, und daß verändertes Glück und ein besserer Gebieter auch eine andere Aufführung bey ihm zu Wege bringen würde.

Werner traute seinen Versprechungen, und machte den Anfang seine mancherley von ihm gerühmten, bisher zum Dienst der Bosheit gebrauchten Talente zu seinem Nutzen zu verwenden, damit, daß er ihm auftrug, Mittel ausfindig zu machen, wie Marggraf Eccarden das Schicksal seiner Tochter kund zu thun, und seine Hülfe herbey zu rufen wär, indeß er selbst sich nach Quedlinburg wandte, um die dasige Aebtißin, die Prinzessin Mathilde, Luitgardens alte Freundin, zu ihrer Hülfe aufzumahnen.

Zwey und vierzigstes Kapitel.

Viel von Erich und Römhild.

Schrecken und Freude war dem Fräulein und der Gräfin in einer Stunde beschieden, Schrecken über die Ankunft ihrer Verfolger, und Freude über Werners so ganz unvermuthete, so ganz unvorbereitete Entkommung, welche das Wuthgebrüll seiner Feinde schnell kund machte; mit Entzücken und Hoffnung auf bessere Zukunft, schlossen sich die Damen in die Armen, und trennten sich, um nicht hier Gelegenheit zu neuer Unruhe und strengerer Disciplin zu geben. Die Gräfin entschlich leise nach ihren Zimmern, die einer ihrer Getreuen eben so fest wieder verwahrte, als sie in Anwesenheit der Schloßherren allemal verwahrt zu seyn pflegten, damit nicht kund würde, welcher Freyheit sie bisher genossen habe.

Luitgard stand diesen Abend noch das Entsetzen eines Besuchs von ihren beyden verworfenen Liebhabern bevor. Sehr geschickt, sich in Damenherzen einzuschleichen, machten sie den Eingang des Gesprächs mit Vorwürfen über Werners Entkommung. Luitgard nahm all ihren Stolz und all ihre Furchtlosigkeit zusammen, ihnen nach Würden zu antworten, sie versicherte, daß sie unendlich bedaure, ihre Vor-

würfe nicht in ihrem vollsten Umfang verdienen zu können, da sie noch jetzt bereit wär, gern ihr Leben für Werners Freyheit, die er nur um ihrentwillen verlohren habe, aufzuopfern.

Die Brüder fluchten über Werners Glück bey Luitgarden, welches sie für größer hielten als es wirklich war, und verliessen sie, da es ihnen an Muth fehlte, ihrem Stolz und ihrer Verachtung etwas entgegen zu setzen, mit der Weisung, auf den morgenden Tag bereit zu seyn, der Entscheidung ihres Schicksals von ihrem Balkon zuzusehen. Luitgard wußte nicht, was diese wilden Menschen damit meynten, und erfuhr es erst, als sie des andern Morgens vor Tage Befehl erhielt, aufzustehen, und an ihre Fenster zu treten. Luitgard, die Wernern geborgen wußte, war außer Sorge, und gehorchte, weil sie sich es zur Regel gemacht hatte, in allen kleinen unbedeutenden Dingen nachgebend zu seyn, und ihren Tyrannen den Wahn voller Allgewalt über sie nicht zu stören, damit sie denn in der Hauptsache mit desto mehr Strenge und Nachdruck handeln könne.

Mit Entsetzen ward sie bald gewahr, daß sie herbeygerufen worden war, zu sehen, wie ein Bruder den andern zerfleischte, und den Schmerz zu fühlen, daß man sie zur Ursach dieser Greuelthat machte. Friede! Friede! schrie sie mit strömenden Augen, indem sie die

weißen Arme bittend nach den beyden Unmenschen ausstreckte, die schon im vollen Kampfe begriffen waren, Friede, um Gotteswillen! wenn ihr nicht mein Blut wollt in das eurige fliessen sehen! — Luitgard war stark in den meisten Fällen, aber äußerst schwach in Sachen der Menschlichkeit, hätte man ihr flehendes Geschrey gehört, hätte man ihr Bedingungen gemacht, unter welchen das gräuliche Schauspiel aufgehoben werden sollte, wer wüßte, wozu sich das gute weichherzige Geschöpf in der Angst ihres Herzens entschlossen hätte, aber zum Glück hörte man sie nicht, und das Blut quoll unter den Schwerdern beyder Rasenden so schrecklich hervor, daß Luitgarden die Sinne vergingen, und sie ohnmächtig nieder sank.

Sie sahe nicht das Ende des Streits, in welchem Benno Sieger war, man brachte ihr nur die Post auf ihr Lager, wie Siegfried tödlich verwundet sich aus dem Schlosse habe hinweg schaffen lassen, mit der Erklärung, die er mit stammelnder Zunge abgelegt habe, wie er sich nicht für überwunden halte, und wie er seinem Bruder Luitgardens Besitz bis auf den letzten Hauch seines Lebens bestreiten wolle.

So war also das Fräulein nunmehr in Bennos Gewalt, welcher, sobald er von einigen nicht unbedeutenden Wunden, die auch er empfangen hatte, genesen war, den Anfang mach-

te, sich um die Gunst der Dame zu bewerben, deren Besitz ihm das Schwerd zugetheilt hatte. Er war klug genug, einzusehen, daß der Weg, den sein Bruder zu diesem Entzweck eingeschlagen hatte, der falsche sey, und er entschloß sich, einen andern zu wählen. Sanftmuth und Dienstgeflissenheit sollten das Herz des Fräuleins erobern; nur Schade, daß die Maske, die er wählte, seinem Charakter so übel angepaßt war, daß Zwang und Unbehaglichkeit überall hervorleuchtete. Die kluge Luitgard nahm indessen auch hier das Beste aus einer bösen Sache. Ohne ihm Hoffnung zu machen, vergalt sie Höflichkeit mit Höflichkeit, und hielt ihren nachgebenden Liebhaber lange genug hin, um die Zeit, da sie Hülfe erwarten konnte, herbeyzubringen. Ach noch wußte sie nicht, woher und wie diese Hülfe kommen sollte, daß sie aber kommen würde, das wußte sie gewiß, denn Werner war ja frey, und Marggraf Eccard lebte noch, und war, wie das Gerücht sagte, kürzlich in Deutschland angelangt.

Benno selbst brachte ihr von dem letzten die erfreuliche Nachricht, mit dem Zusatz, daß er nun hinziehen, und sich bey ihm gebührlich um sie bewerben wollte, Luitgard, welche festiglich überzeugt war, daß ihr Vater sie nimmer einem Grafen von Nordheim geben würde, konnte kühnlich versprechen, daß sie sich bey der

Entscheidung des Marggrafen beruhigen wolle, und gewann durch diese kluge Antwort das, was sie bisher durch alle Bitten und Vorstellungen nicht erlangen konnte, die Erlaubniß der Gesellschaft der Gräfin von Nordheim zu genießen.

Mit Entzücken sah Luitgard sich wieder in Elisabeths Armen, welche Graf Bennos eigene Hand ihr zuführte, er erhielt einen dankenden Blick von ihr, und die Gräfin von ihm die inständige Bitte, ihm die Gunst des Fräuleins zu erwerben.

Benno reiste, und die Gräfin von Nordheim schien nicht ganz ungeneigt, seine Wünsche zu erfüllen. Benno, sagte sie in dem nächsten vertraulichen Gespräch über diesen Punkt, Benno, meine theure Luitgard, ist nicht ganz so ruchlos wie sein Bruder, die Verbindung mit einer tugendhaften Gemahlin würde ihn vielleicht ganz umschaffen, und wolltest du seine Besserung über dich nehmen, wie glücklich würdest du mich machen! was für Tage würde ich bey einer Tochter wie du verleben! Gewiß, mein Kind, ich würde für Benno sprechen, wenn ich wüßte, daß dein Herz noch frey wär.

Luitgard schwieg und erröthete.

Rathe ich falsch, fuhr die Gräfin fort, wenn ich glaube, dein Herz spricht für den jungen Grafen von Bernburg?

O nein, meine Mutter, für ihn habe ich nichts als Schwesterliebe!

Denn für den Kaiser?

Für den Kaiser, Gräfin? den Gemahl einer andern?

O Luitgard! wie viel wär hierüber zu sagen! Zwischen Otto und Marien von Arragonien steht noch lang alles nicht so, wie du meynst, du mußt wissen, daß die Kaiserin Adelheit vielleicht jetzt mehr als jemals bemüht ist, alte Projekte zu erneuern, und daß so gar dein Vater von denselben unterrichtet, und nicht ungeneigt ist, seine Tochter als Kaiserin zu sehen.

O meine Mutter! schrie die weinende Luitgard, ehe den Tod als Ottos Hand; mich schreckt von ihm, ich weis nicht welcher Widerwille, zurück, und ich glaubte unglücklich zu werden, wenn ich neben ihm den Thron bestiege.

Du hast nicht unrecht, mein Kind, der erste Schritt zu dieser Erhöhung möchte wohl der erste zu deinem Untergange seyn. So lange Theophanie lebt, kann Otto keine Gemahlin als eine von ihr gewählte behalten, und Luitgard, mit allen ihren Vorzügen, mit allen ihren mächtigen Stützen, würde bald oder spät das Schicksal der unglücklichen Marie von Arragonien erfahren. Aber sage mir, mein Kind, weist du dich ganz frey von anderer Liebe?

O Mutter, rief Luitgard mit schwimmenden Augen, ich kann, ich kann euch meine Schwäche nicht verbergen! Noch lebt Erich in meinem Herzen, ob gleich alles zusammen kommt, mich zu überzeugen, er sey tod, ob gleich seine ehemalige Liebe für Römhild mich noch mächtiger von ihm losreissen sollte, als der Gedanke, daß er nicht mehr ist. Meynt ihr nicht, theure Gräfin, daß beydes falsch seyn, daß Erich noch leben, und nie an Römhild gedacht haben könnte? Sprecht, aus wessen Munde habe ich diese Nachrichten? Aus dem Munde einer Person, die vielleicht, wie ich gern glauben will, die Stelle bey ihm einzunehmen wünschte, deren sie sich rühmt, aus dem Munde eines Menschen, dessen Vortheil es war, da er selbst mich liebt, mir Erichs Andenken zu verleiden.

Luitgard? ich verkenne dich! Mißtrauen in den redlichen arglosen Werner, der gewiß nie Unwahrheit sagte, und wollte er es versuchen, durch sein eigenes Gesicht verrathen werden würde?

Ich bin vielleicht unbillig, Gräfin, aber ich frage euch, ob ich Unrecht thue, Erichen Liebe und Andenken so lang zu erhalten, bis volle Ueberzeugung es zur Thorheit machte?

Und wenn du diese Ueberzeugung bey mir finden könntest?

Glaubt ihr, daß ich euch danken würde, wenn ihr mir das liebste Spielwerk meiner Phantasien, meinen einigen Trost in trüben Stunden entziehen könntet? — Doch redet, ich bin bereit alles zu hören, es wär unrecht, mein Ohr der Stimme einer Freundin zu verschliessen!

Dein Erich, mein Kind, ist mir nicht so unbekannt, als du denkst, ich sahe ihn an Theophaniens Hofe, ehe ihn noch dein Auge erblickte, und ich muß bekennen, daß ich in seiner Person so viel Vorzüge vereinigt fand, daß ich dir deine Vorliebe für ihn nicht verdenken kann, auch gestehe ich dir ein, daß in diesem Körper, dem schönsten, den vielleicht die Natur je gebildet hatte, eine Heldenseele zu wohnen, ein Herz zu schlagen schien, welches selbst die griechischen Grundsätze, die er von Kindheit auf an Theophaniens Hofe einsog, nicht ganz verderbt hatten. Was sich an ihm auf die falsche Seite lenkte, das wurde durch die gemeinschaftliche Erziehung mit dem jungen Kaiser unter den Augen des frommen Bischof Willigis wieder gut gemacht. Sein anscheinender ungezähmter Stolz, sein zu reges Gefühl für weibliche Schönheit, seine hartnäckige Anhängigkeit an Theophanien, deren schlechten Charakter er doch kennen muß, seine blinde Folgsamkeit gegen ihren Willen, alles, alles läßt sich

vielleicht entschuldigen, und er ist vielleicht ganz der Mann, der die leidenschaftliche Zuneigung einer Luitgard verdient; aber hatte er all diese Vorzüge auch für **dich**? Daß du seinen Augen gefallen, daß du ihn auf eine Zeitlang fesseln mußtest, das sagt dir dein Spiegel; — aber auf welche Dauer? — Ich habe seine Neigung so oft von einer Schönheit zur andern flattern sehen, daß ich keinen großen Glauben an seine Beständigkeit fassen kann. Die einige, feste, immer nach tausend Verirrungen wiederkehrende Leidenschaft schien er — zittre armes Kind — für Römhilden gefaßt zu haben, für Römhilden, die ihn verachtete, ihn zurück setzte, und von welcher er nicht ehe abließ, bis sein Stolz von ihr auf die beleidigendste Art gedemüthiget worden war. Ich habe gesehen, daß er ihr Proben von seiner Liebe, — Unterthänigkeit möchte ich es fast nennen, — gegeben hat, die dir unglaublich dünken würden. Sprich, du glaubst doch ihn zu kennen, hast auf deinem Schloß am Garda-See, wie du mir sagst, fleißig seine Gesellschaft genossen, sprich, welchen Trieb hältst du nach seiner geglaubten Anhänglichkeit an dich, für den stärksten in seiner Seele?

Ohne Zweifel den Wunsch, das Geheimniß seiner Geburt zu kennen! — Ihm, meine

Mutter,

Mutter, opferte er ja die Ehre, die Angelegenheiten seines Herrn auszuführen, ihm opferte er — ja ich darf es sagen — das was wenigstens damals sein liebstes Glück war, meinen Umgang! Theophanie rief; sie lockte ihn mit der Enthüllung jener verborgnen Dinge, und er flog, seine Wünsche zu befriedigen, ohne Rücksicht auf seines Herrn Geschäfte, ohne Rücksicht auf meinen Kummer, und die Gefahr, in welcher ich unter den Nachstellungen der Grafen von Nordheim lebte, vor welchen mich nur mein unsichtbarer Schutzgeist, der redliche Werner, so lang zu schützen wußte, indeß Erich, der so sehr von mir vorgezogene Erich, Jahre lang abwesend bleiben, und mich meinem Schicksal Preis geben konnte.

Ich sehe, mein Kind, daß ein edles Gefühl des Unrechts, das dir geschahe, in dir erwacht, und ich scheue mich nicht, es durch die Versicherung zu erhöhen, daß dieser Erich, der nichts für dich that, dir nichts aufopferte, im Stande war, einer Römhild vor den Augen eines ganzen zahlreichen Hofs alles zu überlassen, worauf seine Hoffnungen beruhten.

Wir waren einst bey einem der glänzenden Feste versammelt, wie sie nur an Theophaniens Hofe gefeyert werden. Der junge Erich hatte sich in den vorhergehenden Ritterspielen, wie er pflegte, vor allen andern aus-

gezeichnet, und erhielt jetzt den ersten Dank aus der Hand der Kaiserin, einen mit Perlen durchwundenen Lorbeerkranz, welchem sie noch ein besonderes Gnadengeschenk hinzufügte. Es war ein güldnes Trinkgeschirr, dergleichen ich zuvor nie gesehen habe, es hatte die Gestalt eines Horns, und war mit einer Menge der seltsamsten Figuren übersät. Nehmt es wohl in Acht, Ritter, sagte die Kaiserin, es ist das einige Mittel, euch dem, dem ihr das Leben zu danken habt, einst kenntlich zu machen, und Ansprüche zu behaupten, welche größer und glänzender sind, als ihr euch jetzt vorstellen könnt.

Erich war entzückt, er dankte mit äusserster Rührung, und das Geschenk war ihm so heilig, daß er kaum einem unter uns vergönnen wollte, es zu betrachten. Nur Römhild erhielt es ungebeten, sie besahe, sie bewunderte es, sie sagte Erichen einige Worte ins Ohr, und augenblicklich drehte er den stählernen Fuß ab, welcher das Horn zum Trinkgeschirr machte, heftete es an eine goldne Kette, die er gleichfals heute im Turnier gewonnen hatte, und hing es Römhilden, die heute, gleich uns allen, im Jagdhabit erschienen war, weil das Fest sich mit einer Jagd endigen sollte, über die Schultern. Nimm es, schöne Jägerin, rief er, zum Andenken dessen, der gern auf alles Glück der Welt Verzicht thut, wenn nur eins ihm bleibt.

Himmel, schrie Luitgard, dies that Erich? So begünstigte er Römhilden? er, der mir auf meine Bitte nicht eine Stunde von der Zeit schenken wollte, die ihn demjenigen entgegen führen sollte, was er hier so unwürdig verschleuderte, die Kenntniß seiner Herkunft?

Sage mir, mein Kind, fragte die Gräfin von Nordheim, hat Erich jemals ernstlich mit dir von Liebe gesprochen?

Durch Worte wenig, aber es giebt eine Zeichensprache der heftigsten Leidenschaft, die auch das unerfahrenste Herz versteht, und die —

Bindender seyn sollte als Worte! ich gebe dir Recht! — Aber laß mich weiter fragen: kam dir die Nachsicht, mit welcher man euren Umgang begünstigte, nie außerordentlich vor? Geriethst du nie auf den Gedanken, daß die Kaiserin Adelheit, dich und Erichen für einander einzunehmen, nur darum so emsig war, weil sie die Verbindlichkeit fühlte, dich für das schadlos zu halten, was sie dir eben damals in Otto genommen hatte?

Mir sind so gar Worte von ihr in Gedanken, welche diese Meynung bestättigen.

Und kommst du nicht auf den Verdacht, daß Erichs Leidenschaft für dich mehr die Folge von Anreizungen, von günstiger Gelegenheit als

von freyer Wahl war? — Bedenke dir dieses wohl, ehe du ihn verdammst, oder ihn der Untreue anklagst; du hast vielleicht niemand anzuklagen, als deine voreiligen Einbildungen.

Luitgard hatte ihre Beziehung auf Erich oft überdacht, aber nie von dieser Seite. Die tiefen Nachforschungen ihrer weisen Freundin, waren der Schnitt eines Wundarztes, der einen Schaden aus dem Grunde heilen will, das unglückliche Mädchen fühlte den Schmerz der gesagten Wahrheiten tief in ihrem Innersten, und konnte ihnen nichts entgegen setzen; Thränen waren ihre ganze Antwort. — Die Gräfin von Nordheim, entschlossen, hier auf einmal auszurotten, was noch in später Folgezeit der Grund des Unglücks für ihre junge Freundin werden konnte, stellte sich, ihre Bewegung nicht zu merken, sondern erzählte fort, und sagte so viel zum Beweis, daß Erichs freye ungereizte Neigung zu Römhild ganz etwas anders gewesen sey, als das, was er für Luitgarden gefühlt haben möge, daß die schrecklichste Ueberzeugung dem betrogenen Mädchen endlich in die Augen leuchten mußte. Selbst Römhilds Undankbarkeit und Härte gegen den, der ihr so viel opferte, selbst die Ungnade, in welche ihn dieses Opfer bey der Kaiserin Theophanie stürzte, und die er willig ertrug, ward ihr Beweis von einer Sache, die sie so ungern glauben wollte.

Sie fragte bey allem was die Gräfin sagte; hätte Erich auch das um deinetwillen gethan und erduldet? Ihr Herz sprach nein, und Elisabeth hatte gewonnen.

Wir wollen nicht entscheiden, ob die Gräfin von Nordheim in ihrer Beurtheilung Erichs vollkommen recht hatte, aber so viel ist gewiß, sie handelte ohne Falschheit und Nebenabsichten, sie meynte es gut mit ihrer jungen Freundin, und wir fordern alle Damen unter unsern Leserinnen auf, welche über die Jahre der jugendlichen Phantasien hinaus sind, ob sie mit ihren Töchtern, Nichten, oder Freundinnen anders verfahren haben würden, als Elisabeth that; auch handelte sie nicht falsch, denn sie überschritt ihre volle Ueberzeugung von Erichs Denkart nicht mit einem Worte.

Der Umstand, daß glühende Leidenschaft eines sehr jungen Menschen, wie Erich zur Zeit seiner Liebe gegen Römhild war, in die Augen fallendere Würkungen haben kann, als seine nachmalige, ernstere, und dauerndere Liebe gegen eine tugendhafte Person der Umstand, daß er Luitgarden noch nicht kannte, da er Römhilden liebte, daß er der letzten um der ersten willen vielleicht ganz entsagt haben konnte, dieses und vieles andere, das zu Erichs Vertheidigung und Luitgards Trost hätte dienen können, kam bey ihr gar nicht in Anschlag. Genug die weise Gräfin von Nordheim hatte

gesiegt, und eilte nun, auf die Schmerzen, die sie gemacht hatte, einen Balsam zu gießen, der früher gebraucht, Tod für die arme Luitgard gewesen seyn würde! Sie sprach mit Wahrheit und Ueberzeugung von Erichs Heldentod, von welchem sie mehrere Bestättigung hatte, als Luitgarden bisher noch vorgekommen war. Luitgard weinte, aber es waren andere Thränen, als wie sie vor einer Stunde vergossen haben würde; warum hätte sie Römhilds Liebhaber solche Zähren schenken sollen als ihrem eigenen? eine Art von Unwillen, von Unmuth mischte sich in ihre Betrübniß; sie überzeugte sich hierauf, daß sie eigentlich keine Ursach habe, mit Erichen zu zürnen, dieses brachte noch mehreren Widerspruch in ihre Empfindungen, und machte endlich den heilsamen Entschluß fest, den einigen, der ähnlichen Kummer lindern kann, das Andenken dieser Dinge, wie eine Pest zu fliehen, und andern Gedanken das Herz zu öffnen. Es kam endlich, (denn wir schreiben nicht die Geschichte eines Tages, sondern mehrer Wochen) endlich dahin, daß Luitgard sich beym Andenken Erichs in der Lage desjenigen befand, der gestern ein Kleinod verlohr, dessen Werth er für unschätzbar halten mußte, und der morgen erfährt, daß sein Gold und seine Steine falsch waren, und daß ein anderer nähere und gegründetere Rechte auf

seinen Besitz hatte als er; Beruhigungsgründe, die, so lange wir noch alles wegen seiner Beziehung auf uns und unser Glück lieben, allen Tröstungen der Philosophie an Würksamkeit weit vorgehen werden.

Luitgard, die im Anfang ihrer Heilung das Gespräch von Erich nach Möglichkeit flohe, war jetzt gefaßt genug, die Gräfin selbst auf ihn zu bringen. Sie suchte Bestärkung ihrer gegenwärtigen Gefühle in der Erzählung von ihm und Römhilden, und Befriedigung ihrer Neugier in seinen anderweitigen Geschichten, vornehmlich in Ansehung der Art, wie er von Theophaniens Hofe hinweg, und in Adelheits Vertraulichkeit gekommen war.

Die Gräfin von Nordheim hatte dem Fräulein schon so viel gesagt, daß Theophaniens kostbares, von ihm an Römhilden verschleudertes Geschenk für ihn der Grund zur Ungnade dieser Kaiserin ward. Römhild war damals noch nicht in dem Ansehen bey Theophanien, wie in der Folge, und wahrscheinlich gab eben diese Begebenheit das Signal zu genauerer Bekanntschaft mit einer Person, die dieser Kaiserin in der Folge so wichtig ward. Theophanie hielt sich es nicht zu klein, Römhilden zur Rückgabe jenes Geschenks, dessen Wichtigkeit wahrscheinlich niemanden besser bekannt war als ihr, zu bereden, und es ihr mehr als nach

Goldgewicht zu bezahlen. Römhild mochte hierin nun nachgeben oder nicht, so bekam sie doch Gelegenheit, mehr und näher um die Kaiserin zu seyn, und ihre Talente zu zeigen, welche ganz in Theophaniens Plane paßten, und ihr die junge Thüringerin als eine brauchbare Person vorstellten. Erich war aus Theophaniens Neigung verdrängt, oder er schien es zu seyn, und mußte während der Zeit wahrer oder scheinbarer Ungnade Schutz bey Adelheit suchen. Römhild wußte sich den Besitz ihres Kleinods zu erhalten, und schwang sich zum Posten einer Favorittin der Kaiserin auf. Theophaniens Vertraulichkeit brachte sie zur Kenntniß allerley verborgener Dinge, vielleicht auch der Geheimnisse, welche Erichen angingen; wenigstens ist so viel gewiß, daß, als er einst als Adelheits Gesandter an Theophaniens Hof zurück kam, ihn seine ehemalige Verächterin Römhild weit anders behandelte als vordem. Ob Erich ihr diese Aenderung mit Dank oder Verachtung lohnte, davon wußte die Gräfin von Nordheim Luitgarden nichts zu sagen, denn eben zu dieser Zeit war sie ihres Gemahls beraubt, und die Gefangene ihrer Stiefsöhne geworden, wodurch ihr alle unmittelbare Theilnahme an den Geschichten ihrer Zeit benommen ward.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Naubert, Benedikte,

Werner, Graf von Bernburg

Bd.: [1]

(1790)

Coburg, Landesbibliothek -- D III 12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941495-2